This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 17SV V

S
6.7

Ex Bibliotheca
Fr. Chasté
Dris Berolin.

Ger 1756.2.4

Einige Bemerkungen

über A. Müller's u. Ch. W. Spieker's

Schrift, die Einführung der Ref. in die M. B. betreffend.

Bei M. die Eintheilung sehr gut; bei Sp. weniger einfach in 36 Capitel (Warum ist Abschnitte?) der Inhalt auf jeder Seite möglichst genau angegeben ist – nicht beim Eingg. Sehr ansprechend der fromme Sinn, der in beiden S. waltet, – bei M. Sp. mehr äußerst in einzelnen Betrachtungen. Die Sprache bei M. ist oft sehr feierlich u. wechselt – doch ist unangenehm mit gemeinverständlicher, schlichter Erzählungsform (z. B. S. 1. – 17. im höhern Ton – wie da es S. 80 schlicht) – M. Bemerkung über den verz. Charakter der Germanen u. Slaven S. 335 bei M. der Glanzpunkt die Gesch. u. Schilderung Joachims I. 89–151. Sehr gut das Wort über Luther. S. 118–120. – Bei S. 121 Verschiedenheit zwischen M. u. Sp. S. 56. – S. 127. Man muß O mehr gehoben – Dörfer zu unbestimmt – Luthers Liteläbs. S. 127. Vortrefflich der Bisch. Joachims 2. an s. Schwiegervater. (Der Melanchthons Feder wechselt) S. 180 ff. – Manches S. 206 wie für unsere Zeit – an sterbende Geistliche – in Joachims 2. K. Ordnung. – der Erzb. v. Köln erscheint in einigen Gesellschaften zur Zeit S. 232.

Bei Sp. schön die Schlußbetrachtung S. 38 – S. 76. Luthers Schrift an den Adel Deutsch. Nat. erschien 1520 – über d. Papstthum S. 126. – Vortr. Einleitung der Erzählung von dem evangel. Gottesdienste – Die Feier des übrigen bei M. S. 186. als bei Sp. S. 163 – beleuchtet. Sehr m. der erste Entwurf der KO. v. J. 2 Cap. 26 – Wahrsein einiger neuen Gestl. m. für s. Zeit. Deutsche Lieder S. 1

Was eine Gemeine von H. Gottes Wort hat – S. 209
Merkw. der Salzburger Katechismus. S. 230 Cap 30
Merkw. Fall – die Abendmahlsfeier betreffend – S. 273 ff.

Über die Einführung der Ref. in Dresden u. Leipzig

D. Leo (Sup. u. Cons. R. in Waldenburg) Gesch. der Ref. in Dresden u. Leipzig. Lpzig. Cnobloch 1839 (12 gl)

D. Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs vor u. während der Ref. 1539. Lpz. 1839. (1. g. 8. gl)
(Im Anhange sind 42 vor u. nach der Jubelfeier erschien Schriften angegeben) (Nach Wtb.)

K. W. Hering (Superint. in Grossenh.) Geschichte der im J. 1539 im Markgrafenthum Meissen u. den dazu gehörigen Chürigischen Kreisen erfolgten Einf. der Ref. Nach Hadr. Wtb. Grossenhayn b. Rothe 1839 (12 gl)

Geschichte

der

Einführung der Reformation

in die

Mark Brandenburg.

Zur

dritten Säkularfeier

am 1 November 1839

von

Christian Wilhelm Spieker,
Doctor der Philosophie und Theologie.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.

1839.

Über die Einführung der Ref. in Dresden u. Leipzig

D. Leo (Sup. u. Cons. R. in Waldenburg) Gesch. der Ref. in Dresden u. Leipzig. Lpzig. Cnobloch 1839 (12 gl)

D. Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs vor u. während der Ref. 1539. Lpz. 1839. (1. 7. 8. gl)
(Im Anhange sind 42 vor u. nach der Jubelsteine erschien Schrift angegeben) (Nach Ukk.)

K. W. Hering (Superint. in Grossenh.) Geschichte der im J. 1539 im Markgrafenthum Meissen u. den dazu gehörigen Ehrenpfl. Kreisen erfolgten Einf. der Ref. Nach Hadr. Ukk. Grossenhayn b. Rothe 1839 (12 gl)

Geschichte

der

Einführung der Reformation

in die

Mark Brandenburg.

Zur

dritten Säkularfeier

am 1 November 1839

von

Christian Wilhelm Spieker,
Doctor der Philosophie und Theologie.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.

1839.

Ger 1756.2.4

Harvard College Library
APR 23 1909
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Vorrede.

Der Uebertritt Joachims II zur evangelischen Kirche am 1 November 1539 ist für die Wohlfahrt, den Ruhm und die Größe des Landes, für die fortschreitende Kultur desselben und für die geistige und sittliche Ausbildung seiner Einwohner eine so wichtige und folgenreiche Begebenheit, daß es wohl billig ist, ihrer bei der dreihundertjährigen Wiederkehr mit Dank und Freude vor Gott zu gedenken. Wenn auf den eintönigen Flächen und Sandhügeln der Mark Brandenburg, nur in wenigen gesegneten Landstrichen durch dichte Wälder, grüne Wiesen, klare Flüsse und Landseen unterbrochen, sich das kräftige Brennenvolk ausbildete, das die Helden des großen Friedrich und die Männer erzeugte, die kühn das Banner gegen den Welteroberer erhoben und für König und Vaterland siegreich gefochten haben; wenn hier in zahlreichen Dörfern und wohlhabenden Städten ein tüchtiges, betriebsames, ehrenwerthes Volk mit Ehrfurcht und Liebe um den Thron eines

edlen, mächtigen Fürstenhauses in frommer Eintracht sich sammelt; wenn die glänzende Königsstadt, geschmückt mit herrlichen Werken der Kunst und Wissenschaft, groß durch ein reges freies Leben, durch wachsende Intelligenz und Anhänglichkeit an den väterlichen Glauben, immer höher steigt in der Achtung der Völker: so haben wir dies besonders der freien Entwickelung des evangelischen Glaubens in einer durch weise und fromme Regenten geschützten Kirche zu verdanken. Nirgends zeigt es sich so einleuchtend und anschaulich, als in unserer Mark, daß es keiner erhabenen Natur bedarf, um Menschen zu bilden, die, für Edles und Großes begeistert, Höheres erstreben, Treffliches leisten und Würdiges vollbringen. Der Geist Gottes und des Glaubens Kraft machen den Menschen tüchtig zu einem ehrenwerthen Leben.

Im Gefühl dieser großen, ewigen Wahrheit ordnete der Begründer der evangelischen Kirche in unserm Vaterlande, Joachim II, schon zu seiner Zeit ein alljährliches Dank- und Reformationsfest an, um sich der göttlichen Gnade, nach welcher er das reine Licht des Evangeliums über das Land hatte aufgehen lassen, laut und öffentlich zu freuen. In der Folge unterblieb diese Feier; aber Fürsten und Volk haben es nie vergessen, was sie der reinen lauteren Wahrheit des göttlichen Wortes zu verdanken haben. Der unglückliche, hartbedrängte Churfürst Georg Wilhelm konnte unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges an die hundertjährige Feier des Reformationsfestes in der Mark

nicht denken. Der furchtbare Krieg hatte das Land verwüstet; Pest und Hunger wütheten im Jahre 1639 unter den Menschen auf eine grauenhafte Weise; die Dörfer waren verlassen, die Städte verödet. Im Umkreise von vier Meilen war kaum ein einziger Geistlicher zu finden; der Churfürst selbst hatte sich nach Preußen geflüchtet.

Dagegen beschloß der König Friedrich Wilhelm I, das Andenken an jene merkwürdige und wichtige Begebenheit mit angemessener kirchlicher Feierlichkeit zu begehen. Mit Ungeduld sahe er dem 1 November 1739 entgegen, und da er sich in den ersten Monaten des genannten Jahres krank und schwach fühlte, so fürchtete er, den Herbst nicht mehr zu erleben. Und doch wollte er gern mit seinem Volke die Jubelfreude theilen. Darum befahl er die Feier des zweihundertjährigen Jubelfestes am 31 Mai *). Am 12 Mai erschien dazu an die Superintendenten der Mark Brandenburg folgender Befehl: „Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König in Preußen u. s. w. Andächtiger, Wohlgelahrter, Lieber Getrener. Nachdem Wir allergnädigst resolviret, daß wegen der unter Gottes Segen vor nunmehro Zweihundert Jahren in der Chur-Mark öffentlich eingeführten evangelischen Religion ein öffentliches Jubilaeum und zwar auf den

*) Der König erlebte noch den Tag des eigentlichen Jubelfestes, starb aber merkwürdigerweise am 31 Mai 1740, also an demselben Tage, an welchem er ein Jahr früher das Kirchenfest mit seinen Unterthanen gefeiert hatte.

zweiten Sonntag nach Pfingsten, oder den 31sten dieses Monaths, in denen Evangelisch-Reformirten sowohl als auch Lutherischen Kirchen, Gymnasiis und Schulen der Chur-Mark gehalten werden solle; So befehlen Wir euch hierdurch in höchsten Gnaden, diese Unsere allergnädigste Willens-Meinung allen unter eurer Inspection stehenden Kirchen- und Schul-Bedienten auf das schleunigste bekannt zu machen, und daneben die Verfügung zu thun, daß am vorbemeldten Tag das Evangelische Reformations-Jubilaeum in allen Kirchen und Schulen eurer Inspection feierlichst celebriret, und zu solchem Fest zum Text der Predigten der 19 Vers des 1 Capitels des 2 Briefes Petri genommen, und darin sowohl, als auch in dem Gebet, nach dem hiebei gehenden Formular der Dancksagung, dem Allerhöchsten für die Aufgehung und mächtige Erhaltung des hellen Lichts des Evangelii in denen hiesigen Landen gedancket werden solle; Wobei Wir allergnädigst wollen, daß alles invehiren und Schmähen auf die Papisten gäntzlich unterbleiben, vielmehr dem großen GOTT zugleich mit vor die Wohlthat gedanckt werden solle, daß die beyden evangelischen Religions-Verwandten in denen hiesigen Landen angefangen, sich mit einander Christ-Brüderlich zu betragen, mit dem Wunsch, daß GOTT solche ihm gefällige Verträglichkeit ferner segnen, und die gute Einheit mehr und mehr befördern möge, wie dann auch weder in denen Predigten noch in denen Orationen der Name des Lutherischen, sondern schlechthin des Evangelischen Reformations-Jubi-

laei gedacht und die Zuhörer ermahnet werden sollen, dem wieder aufgegangenen helleren Licht der Evangelischen Religion gemäß zu glauben und zu leben. Wornach ihr eures Orts euch gehorsamst zu achten, auch zu verfügen habt, daß solches von denen Predigern und Schul-Collegen eurer Inspection ebenmäßig beobachtet, auch das Jubel-Fest denen Gemeinden acht Tage vorher nach beyliegendem Formular der Aufkündigung kund gemachet werde. Seynd euch mit Gnaden gewogen."

Das Formular zur Abkündigung lautete: „Nachdem auf allergnädigste Königliche Verordnung ein Evangelisches Reformations-Jubiläum auf künftigen Sonntag, als den ersten Sonntag nach Trinitatis, öffentlich gefeiert und darin dem Allerhöchsten Gott für die Gnade, welche er diesen Landen in Schenkung der Evangelischen Wahrheit vor zweihundert Jahren erwiesen, nicht weniger für die bisherige mächtige Beschützung und Erhaltung derselben gedankt werden soll: so wird solches Eurer Christlichen Liebe bekannt gemacht, auf daß sie mit herzlicher Andacht sich zu sothaner Jubelfeier bereiten, den Gottesdienst fleißig abwarten, nicht weniger Gott inbrünstig anrufen möge, daß er doch das Licht des heiligen Evangelii fernerhin in vollem Glanze unter uns scheinen lassen wolle, zur Verherrlichung seines großen Namens und zur Errettung vieler tausend Seelen. Er thue es um Christi willen. Amen."

Wie nun der 31 Oktober 1817 und der 25 Juni 1830 als hohe Festtage der evangelischen Kirche mit

Dank und Lobpreisung Gottes, mit hoher Freudigkeit und unverkennbarem Seegen gefeiert worden sind, so wird auch das bevorstehende Provinzialfest für das Heil der evangelischen Landeskirche nicht ohne Seegen bleiben, wenn es auf eine würdige, ächt christliche Weise begangen wird. Es bedarf gewiß für keinen evangelischen Geistlichen der Erinnerung, daß bittere Aeußerungen über und gegen die nichtevangelischen Mitbürger und Mitchristen, oder gehässige Beziehungen auf betrübende Erscheinungen der Zeit im Gebiete einer andern Confession, dem Geiste unserer Kirche durchaus zuwider sein würden. Aber freuen dürfen wir uns wohl, daß die heilige Schrift die unumschränkte Herrscherin in der evangelischen Kirche geworden ist, daß kein Machtgebot des Papstes, kein hierarchischer Bannstrahl, keine Drohung verdammender Concilien, kein Scheiterhaufen unduldsamer Ketzergerichte uns zu trennen vermag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist; daß wir in Ihm den einzigen Bischof unserer Seelen, das Haupt unserer Kirche, den ewigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, den festen, unerschütterlichen Grund unsers Glaubens und unserer Hoffnung besitzen. Unter dem Schutz dieses mächtigen Heerführers können wir wohlgemuth in jeden Kampf gehen und brauchen vor keiner Gefahr zu erschrecken. Noch ist es nicht Zeit, die Waffen niederzulegen. Es ziemt dem deutschen Ernst und der deutschen Gründlichkeit und Frömmigkeit, den großen Kampf redlich und ritterlich auszufechten, bis die ehrenwerthen Streiter den Harnisch abschnallen und in

gutem Einverständniß und festem Vertrauen die Hand sich reichen zum sichern Frieden. Sorgen wir nur dafür, daß immer mit Waffen des Lichts und der Gerechtigkeit, im Geiste des Evangeliums, im redlichen Trachten nach Wahrheit und allein für die Ehre Gottes und Jesu Christi gekämpft werde, dann werden wir immer zunehmen im Worte des Herrn.

Seit einer Reihe von Jahren mit dem Studium der vaterländischen Kirchengeschichte beschäftigt, begünstigt durch die huldvolle Erlaubniß freier Benutzung königlicher Archive und Bibliotheken, und unterstützt von gelehrten Freunden der Brandenburgschen Geschichte, habe ich angefangen, die Ergebnisse meiner Forschungen in einem größeren Werke niederzulegen. Um indeß die Bewohner der Landestheile, welche bei der Einführung der Reformation 1539 zum Churfürstenthum und zur Neumark Brandenburg gehörten, und in welchen ohne Zweifel das dreihundertjährige Stiftungsfest der evangelischen Landeskirche gefeiert werden wird, mit den Vorgängen jener wichtigen und merkwürdigen Begebenheit bekannt zu machen, habe ich mit Vermeidung alles gelehrten Aufwandes nachstehendes Buch ausgearbeitet. Keine Zeit steht in der Geschichte vereinzelt da; sie schreitet leise und ohne Unterbrechung vorwärts. Keine Begebenheit kann deshalb recht begriffen werden, wenn nicht die Fäden des Zeitgewebes bis zu den ersten Anknüpfungspunkten verfolgt werden. Diese sind zwar jedem menschlichen Auge verborgen, und nirgends ist es mehr wahr als in der Geschichte, daß unser Wissen Stück-

werk ist. Aber Thatsachen lassen sich nicht bestreiten und oft genug können wir wichtige, überraschende Begebenheiten in Erscheinungen früherer Jahrhunderte nachweisen.

Einzelne skizzirte Umrisse entscheidender Ereignisse in der Kirchengeschichte mußten der Reformationsgeschichte vorausgehen, die dann, in einem bestimmten Bilde, in Licht und Schatten ausgeführt, deutlicher hervortreten sollte. Bei dem eigentlichen Gegenstande des Buchs mußte ich natürlich am längsten verweilen; es ist aber doch mit größerer Umständlichkeit geschehen, als es anfangs meine Absicht war, theils weil ich das Gemälde von jener denkwürdigen Begebenheit und die Schilderung der Gesinnung und Handlungsweise der beiden fürstlichen Brüder, die als Hauptpersonen im Vordergrunde stehen, geben wollte, theils weil mir es schwer wurde, so manche bisher noch unbekannte Urkunden der Zeit und schriftliche Aeußerungen der Markgrafen zu beseitigen. Man fürchte nicht, daß ich dadurch dem größeren Werke zu viel Material vorweg genommen hätte. Es bleibt noch Stoff genug zu einem ausgeführten und vollständigen Gemälde jener interessanten Zeit. Dort werde ich auch alles gehörig nachweisen, was hier in fortlaufender Erzählung ohne weitere Belege angeführt ist.

Eine besondere Inhalts-Anzeige halte ich nicht für nöthig, weil die Kolummentitel über den in jedem Kapitel verhandelten Gegenstand genügende Auskunft geben.

Dr. C. W. Spieker.

Geschichte

der

Einführung der Reformation

in die

Mark Brandenburg.

Erstes Kapitel.

Aus dem kleinen Bethlehem im jüdischen Lande ging das Heil der Welt hervor, nach dem die Völker der Erde sich lange gesehnt hatten. Sie waren müde vom schweren Kampfe mit der zerstörenden Macht des Irdischen, mit dem Ungethüm eines zusammensinkenden Heidenthums, mit der Verkehrtheit eines vereitelten, von wilden Leidenschaften zerrissenen Lebens. Alle Welt sehnte sich nach Licht, Trost und Kraft von oben her; denn Finsterniß deckte das Erdreich und Dunkel die Völker. Sie gingen in der Irre umher, wie Heerden ohne Hirten; suchten Ruhe und fanden sie nicht. Von der Leere, welche die Sinnenlust nach vorübergegangenem Rausch in der Seele zurückläßt, wandten sie sich zu den geheimen Künsten des Aberglaubens, um durch Genüsse einer anderen Welt jene Leere auszufüllen.

Dem jüdischen Volke war durch Propheten und heilige Männer der Erlöser verheißen worden, der aus ihrer Mitte hervorgehen und die Segnungen seiner Erscheinung über die ganze Erde ausbreiten sollte. Mit freudiger Hoffnung sehnten sich alle Mühselige nach dieser herrlichen Erscheinung. Aber nicht nur das Volk der Verheißung freute sich auf den Gesandten Gottes, auf welchem der Geist des Herrn, der Geist

der Weisheit und Kraft, ruhen sollte; sondern auch unter den Griechen und Römern ward eine Sehnsucht nach dem Höheren, das Warten auf den Herrn, das Forschen nach seinem Lichte, das freudige Vorahnen der neuen Herrlichkeit immer bemerkbarer. Die ganze Vorwelt strebt nach Christum, als dem Brennpunkte alles Lichts und alles Lebens, und aus diesem Brennpunkte gehet dann wieder über alle zukünftige Geschlechter Friede, Freude, Trost und Seligkeit bis in himmlische Fernen.

Wie unscheinbar auch der Eintritt Jesu ins Leben war, so ist doch keine Erscheinung in der Weltgeschichte so wichtig, folgenreich und heilsam gewesen als diese. Alle früheren Religionen des Erdkreises versanken vor der Wahrheit und Herrlichkeit des Christenthums, so wie die Sterne erlöschen, wenn die Sonne aufgeht. Jesu Wandel auf Erden war schlicht und einfach, sein Leben unschuldig und heilig, sein Thun groß und wunderbar, sein Wort ergreifend und gewaltig, reich an Trost und Segen. Alles Gute ist in diesem Worte. Es wehet der Odem Gottes darin. „Wir wissen, sagte Nikodemus zu Christus, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen, denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm.“ So weit das Göttliche in den Schranken der Endlichkeit zur Erscheinung kommen und die Menschen von seiner Wirklichkeit durch Anschauung überzeugen kann, ist es durch Jesum geschehen. Wir sehen in seiner Person die innigste Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen, des Ewigen mit dem Endlichen, des Himmlischen mit dem Irdischen. Und dabei in seinem Wort und Leben alles so einfach, so klar, so vertraulich!

Aus dem blutigen Kreuze, an welchem Christus verschied, erblühete der Welt ein neues, lichtes Leben; es war das Panier, unter welchem die Christenheit ihre herrlichsten Siege erfochten. Die Apostel des Herrn, einfache und schlichte

Männer von reinem Herzen und unbescholtenem Wandel, von gesundem Verstande und inniger Liebe zu Gott und Jesus Christus, setzten das Werk des Herrn fort auf Erden. Am Tage der Pfingsten, wo sie in Jerusalem einmüthig beisammen waren, erhielten sie dazu die Weihe. Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele und blieben beständig in der Apostel Lehre, im Gebet und in brüderlicher Gemeinschaft. Auch über die Grenzen Judäas hinaus, zu Antiochien, Ephesus, Korinth, Rom und an anderen Orten, bildeten sich christliche Gemeinden, deren Vorsteher Bischöfe, deren Aeltesten Presbyter und ihre Gehülfen Diakonen hießen. Die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden ist besonders ein Verdienst des Apostels Paulus. Er war ein Mann der Kraft und des Glaubens, voll hohen Geistes und feuriger Liebe. In Syrien, Kleinasien, Griechenland, Macedonien und Rom stiftete er christliche Gemeinden und schied das Christenthum gänzlich vom Judenthum.

Die Christen waren ruhige Bürger, fleißige Hausväter, treue Ehegatten, ungern Soldaten, sonst gehorsame Unterthanen, sanft in ihrer Gemüthsart, von spartanischer Mäßigkeit, unerschütterlich in ihrem Glauben, begeistert bis zum christlichen Heldenmuth, wenn strenge Gebote oder schmerzliche Strafen sie von der Liebe des Herrn trennen wollten. Der Verfall aller Religionen und Sitten, die Begeisterung für den neuen Glauben, die Einfachheit, Klarheit und Erhabenheit des Evangeliums, das in den Herzen der Gläubigen Licht, Leben, Freude und trostreiche Hoffnungen weckte und belebte: das alles verschaffte dem Christenthume eifrige Bekenner und treue Freunde. Es breitete sich vom Ganges bis an das gallische Weltmeer aus, und drang in den Morgenländern bis nach Aegypten, Arabien, Aethiopien, Persien und Indien, in den Abendländern aber bis nach Gallien, Britanien, Spanien und den Grenzen von Deutschland.

Bald aber traten heftige Verfolgungen der Christen ein, die um so verderblicher und grausamer wurden, als sie von den Kaisern anbefohlen waren und sich über mehrere Provinzen, ja über das ganze römische Gebiet erstreckten. Die blutigsten waren unter den Kaisern Nero, Domitian, Maximinian, Decius und Diocletian, vom Jahre 64 bis 303. Die Kirchen wurden zerstört, die Bibeln verbrannt, die Bischöfe gemartert, die Christen bis in die Bergschluchten und Grabstätten verfolgt, ihre Güter geraubt, ihr Leben gemordet. Doch das Wort Gamaliels hat sich bewährt: „ist's Menschenwerk, so wird es untergehn; ist's aber Gottes Werk, so werdet ihr es nicht dämpfen." Jeder Versuch, das in sich zerfallene Heidenthum wieder herzustellen und durch Machtgebote zu stützen, mußte scheitern, weil das Bessere durch das Schlechtere nicht besiegt werden kann. Das Christenthum war mit seinen geistigen Ideen, mit seinen ewigen Wahrheiten, mit seinen begeisternden Hoffnungen und durch seine trostreiche Vermittelung des sündigen Menschen mit dem heiligen Gott in des Herzens Tiefe gedrungen, hatte eine höhere Welt aufgeschlossen und den Blick über die Noth und Beschränktheit der Erde erhoben. Das Irdische mag mit dem Geistigen, die Finsterniß mit dem Lichte, die Despotie mit der Freiheit lange kämpfen, das Unwürdige muß zuletzt doch unterliegen. Das Christenthum hatte mit seiner befruchtenden Kraft einen neuen Frühling hervorgerufen, und die Quellen des Lebens geöffnet. Die Kirche hielt alle Verfolgungen unerschütterlich aus und zeigte eine Kraft, die nicht von dieser Welt war. Alle Tugenden stiegen bis zum Heldenmuth, und auch Schwäche erhöhete sich zur Tugend. Eingeschlichene Mißbräuche und Unordnungen, Streit und Hader um Lehren und Meinungen wichen der Macht des Glaubens und der Liebe zu Christus. Das Märtyrerthum des Glaubens galt mehr als die Erhaltung des Lebens. Die Verehrer des Kreuzes verstanden des Herrn

Wort: „wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird's finden." Aus der Asche der Märtyrer erwuchsen hundertfältig so viele Glaubenshelden und alles Volk erkannte, die Gemeinden müßten feste, freudige, unermeßliche Hoffnungen begeistern.

Zu Anfange des vierten Jahrhunderts war die Zahl der Christen trotz der harten Verfolgungen so groß, daß die angesehensten Beamten am Hofe und im Heere dem neuen Glauben zugethan waren. Im Jahre 312 erklärte sich auch der Kaiser Constantin für das Christenthum, und damit war der Sieg desselben über das Heidenthum entschieden. Die christliche Religion wurde zur Hof- und Staats-Religion erhoben, allen Bekennern derselben völlige Religionsfreiheit zugesichert, die Geistlichkeit sehr hoch gestellt, mit eigener Gerichtsbarkeit und Befreiung von Steuern begnadigt. Die heidnischen Tempel wurden in christliche Kirchen, die Bildsäulen der Götter in Heiligenbilder umgeschaffen. Der Gottesdienst, den man in Katakomben, in Kerkern, in verborgenen Orten still geübt, trat jetzt in glänzendem Prunke vor aller Welt auf, an prächtigen Altären, in kostbaren Gewändern, im Schein der Kerzen, unter den Wohlgerüchen des Weihrauchs. Auf den Münzen Constantin's erblickte man das Kreuz Christi über dem besiegten Drachen. Ueberall sah man dieses Kreuz unter welchem der glückliche Kaiser gesiegt hatte, über den Wohnungen der Neubekehrten, auf den Wegen und Landstraßen, auf den Schildern und Kriegsmänteln, in Kunstwerken und Hausgeräth.

Aus den Aufsehern und Lehrern der Gemeinden hatte sich allmählig ein eigener geistlicher Stand gebildet. Der Bischof betrachtete sich als Nachfolger des mosaischen Hohenpriesters, die Aeltesten stellten sich in die Reihe der Priester und die Helfer in die der Leviten. So entstand, was Griechen und Römern unerhört war, eine eigene Klasse kirchlicher Beam-

ten unter dem Namen der Klerisei. Wenn der Zustand der christlichen Gemeinden ursprünglich ein republikanischer gewesen war, so wurde er nun ein aristokratischer. Der Klerus übernahm die Vormundschaft über die Gemeinden, die bald in Herrschaft überging. Da nun aber Christus der ewige Hohepriester der Christen ist, so nannten sich die Bischöfe die Stellvertreter desselben auf Erden, und maßten sich damit eine unbeschränkte Macht über die Gewissen an. Ursprünglich hatte das Christenthum nur mit geistlichen und göttlichen Dingen, und nichts mit den politischen Angelegenheiten des Staats zu thun. So wie es sich aber im Leben der Gemeinden ausbildete, gottesdienstliche Versammlungen nothwendig machte und eigene sittliche Grundsätze und Erziehungsweisen verfolgte, so mußte auch daraus ein eigener geistlicher Stand und eine kirchliche Zucht und Weise hervorgehn. Kirche und Staat waren im Judenthum so wenig als im Heidenthum getrennt gewesen. Im Christenthum trat diese Trennung als etwas ihm Eigenthümliches zuerst hervor, und diese Grundsätze von Staat und Kirche haben die neuere europäische Bildung herbeigeführt.

Als durch Constantins und des Volkes Eifer für den Glanz der Kirchen, die Bischöfe Reichthum, Ehre, hohen Rang, und durch Uebung der Kirchenzucht bedeutenden Einfluß auf den Willen und das Gewissen der Gläubigen erhielten, konnte eine Priesterherrschaft, Hierarchie, nicht ausbleiben. Wer das Wichtigere besorgt, wird über das Geringere bald ein unbezweifeltes Ansehn erhalten. Das Heil der Seele und ihre zukünftige Seligkeit ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Erde. Das erstere ist den Dienern der Kirche anvertraut. Sie müssen über die Seelen wachen, und von denselben dem Erzhirten unserer Seele einst Rechenschaft ablegen. So erhob sich in wenigen Jahrhunderten die geistliche Macht über die weltliche. Schon in den apostolischen Constitutionen blickt dieser Herrschersinn sehr bemerkbar hervor. Er entwickelte

sich durch kluge Benutzung günstiger Umstände aus der Natur eines Gottesreiches sehr schnell, und beschränkte in aller Weise die Macht der Regenten.

Unter den Bischöfen waren die Patriarchen zu Rom, Alexandrien und Antiochien die vornehmsten. Der Bischof zu Jerusalem erhielt mit ihnen gleichen Rang. Bald aber bekamen sie an dem Bischof zu Konstantinopel einen mächtigen Nebenbuhler. Seine Stellung wurde ihm auf der Byzantiner Synode 381 unmittelbar nach dem römischen Bischof angewiesen. Dieser aber war unermüdet darauf bedacht, das ganze Abendland unter seinen Hirtenstab zu bringen. Es währte auch nicht lange, so nahm er den obersten Rang ein. Rom war die alte Hauptstadt der Welt, der Sitz einer der ältesten Gemeinden, die in den Christenverfolgungen unglaublich gelitten, wo die meisten Märtyrer und die standhaftesten Zeugen der Wahrheit geblutet. Durch ihre Staatsklugheit und wachsame Benutzung der Zeitereignisse, durch ihre Entscheidungen bei den Glaubensstreitigkeiten, die den Orient zerrütteten, durch die musterhafte Einrichtung und reiche Ausstattung der römischen Kirche, und durch die vorgebliche Abstammung von den Aposteln Petrus und Paulus hatten sich die römischen Bischöfe früh ein großes Ansehen und einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen gewußt. Selbst kaiserliche Mandate erhöheten und befestigten die Macht derselben.

Große Bewegungen im Innern von Asien hatten zahlreiche Völkerschaften bis an die Grenzen des römischen Reichs gedrängt. Der wilde Attila rückte auf Rom los. Europa würde geworden sein, was die asiatischen Länder unter den Türken, wenn nicht die Kirche im römischen Reiche bereits geordnet und gefestigt gewesen, und wenn den rohen Barbaren nicht ein in voller Kraft aufsprossender Größe, durch Heiligkeit und Würde mächtig wirkender Klerus entgegen getreten wäre. Vor dem Kreuze, das Papst Leo den Barbaren

entgegen trug, beugten sich der blutige Attila und seine wilde Horden. Freilich war es nur die Ruthe der Kirchenzucht, der Glanz eines imponirenden Gottesdienstes, das Schreckniß der Hölle, das die ungezähmten Gemüther bändigen und den schrankenlosen Willen zügeln konnte. Aber nach der strengen Zucht drohenden und strafenden Gesetzes fand die Religion der Liebe Eingang, und in die umnebelten Gemüther drang allgemach das reinere Licht des Evangeliums. Was würde aus Europa, was würde aus der Welt geworden sein, wenn in jener Zeit allgemeiner Umwälzung und Zerstörung das Christenthum nicht schon bestanden hätte! Den Gang des Menschengeschlechts leitet eine unsichtbare Hand.

Eine neue Gefahr bedrohete das Christenthum. Mohammed, der Sohn Abdallahs und der Emina, einer Jüdin, ein Mann von glühender Einbildungskraft, kühnem Muthe, einnehmendem Wesen, voll Ernst und Würde, sah mit Schmerz den Verfall des Vaterlandes, das Versinken alter Sitten, die Auflösung ehrwürdiger Verhältnisse, die Schmälerung der Freiheit Arabiens. In seinem vierzigsten Jahre (622) trat er als göttlicher Gesandter auf und predigte eine Religion, die aus Judenthum, Heidenthum und morgenländischer Theosophie zusammengefügt, im Koran niedergelegt wurde. „Es ist ein Gott, und Mohammed sein Prophet!“ — das war der Inbegriff seiner Lehre. Er wußte seine Begeisterung den Gläubigen mitzutheilen, und mit dem Schwerte in der Hand verkündigte und verbreitete er die neue Lehre. Was Moses seinem Volke, das rief Mohammed den Arabern zu: „ihr werdet durch des Glaubens Schwert viele der ungläubigen Völker ausrotten. Der Herr wird sie in eure Hände geben. Da sollt ihr ihre Altäre umstürzen, ihre Tempel zerbrechen, ihre Götzen mit Feuer verbrennen. Du, mein Volk, bist ein heiliges Volk Gottes, deines Herrn. Er hat dich erwählt zum Volke seines Eigenthums aus allen Völkern, die auf Er-

den sind." Damit trieb der Prophet seine Anhänger in die Schlacht und zum Siege. Die seine Stelle einnahmen, Abubeker, Omar, Othmann u. s. w. setzten sein Werk fort, und noch war kein Jahrhundert seit dem Tode des fanatischen Propheten verflossen, so hatten seine Nachfolger Persien, Syrien, einen Theil von Kleinasien, Aegypten, die nordafrikanische Küste und Spanien erobert. Die blühendsten christlichen Kirchen waren wie weggetilgt von der Erde. Kaum erhielt sich noch hie und da neben dem herrschenden Islam ein schwacher Schatten des Christenthums, und man erkannte die Stätte nicht mehr, wo einst das Kreuz erhoben stand zum Heil der Welt. Muza drohete, durch die Pforten der Pyrenäen über die Alpen nach Italien zu gehen und den Halbmond auf dem Vatikan aufzupflanzen. Ein großes Wehe ging durch die ganze Christenheit.

In der fränkischen Nation hatte sich das merovingische Königshaus durch Mord und Frevel, durch Feigheit und Siechthum zu Grunde gerichtet. Wer hätte den siegreichen Zug der Araber aufhalten sollen, wenn nicht die Vorsehung gewacht hätte! Sie erweckte ein heldenmüthiges Geschlecht, das karolingische, aus dem Hause der Pippine von Herstall, das Männer erzeugte von ungewöhnlicher Kraft, von hohem Geiste und starkem Glauben. Karl Martel wußte seine Seele dem Volke mitzutheilen, und auch die Nachbaren zu begeistern für des Kreuzes Herrlichkeit. Er zog den Arabern entgegen, lieferte ihnen in der Ebene von Poitiers (732) eine mörderische Schlacht, erkämpfte einen glänzenden Sieg, und trieb die geringen Ueberreste des vernichteten Heeres über die Pyrenäen zurück. Der feindliche Feldherr Abderrhamann blieb auf dem Schlachtfelde mit dreimalhunderttausend Mann. Wie Papst Leo die Vandalen besiegte durch des Kreuzes Macht, so Karl Martel die Araber durch seinen starken Arm. Das Christenthum war zum zweiten Mal gerettet aus großer Gefahr.

Zweites Kapitel.

Papst Gregor der Große ließ den Angelsachsen das Evangelium predigen, und fand damit in dem germanischen Britanien viel Eingang und Beifall. Die Neubekehrten zeigten eine unbegrenzte Ehrfurcht gegen den Papst und die heilige Stadt. Sie wallfahrteten dahin in großen Schaaren, ließen die Jugend dort erziehen und beschlossen ihr Leben in Rom, um in heiliger Erde, geweihet durch das Blut der Märtyrer, sicherer zu ruhen. Mitten unter inneren Gährungen und unter den Kriegen der Skoten wider die Caledonier bildeten sich in England Lehr-Anstalten zur Erziehung christlicher Missionarien. Welche aus diesen Anstalten hervorgingen, zeichneten sich durch hohen Muth, durch eigenthümliche Kraft, durch regen Eifer und treffliche Kenntnisse aus. Sie kamen auch als Apostel nach Deutschland und brachten das Licht des Evangeliums in die dunklen Eichenwälder. Die erste Kunde vom Kreuze erhielten die Germanen in Baiern durch Emmeran, Ruprecht und Corbinian, in Franken durch Kilian, am Rhein durch Columban, in Friesland durch Willebrod und in der Schweiz durch Gallus. Wir finden schon früh Bisthümer zu Strasburg, Speier, Worms, Mainz, Trier und Köln. Sie sind wahrscheinlich durch englische Mönche gestiftet.

Eine rastlose Thätigkeit in Bekehrung deutscher Völker zeigte ein vornehmer Engländer, Winfried, den Papst Gregor II 715 unter dem Namen Bonifacius nach Deutschland sandte. Für Baiern stiftete er die Bisthümer Passau, Regensburg, Freisingen, Salzburg und Neuburg an der Donau; für das östliche Franken Würzburg und Eichstädt, für Hessen Buraburg und für Thüringen Erfurt. Die erste

christliche Kirche, die in diesem Lande auf seinen Antrieb gebaut wurde, war die bei Altenberge im Herzogthum Gotha. Um Lehrer und Verbreiter des Christenthums zu bilden, legte er Klöster an zu Fulda, Amöneburg, Fritzlar und Ohrdruf. Ueberall erneuerte, reinigte, ordnete er das Christenthum mit einem heldenmüthigen Eifer, scheuete keine Gefahr, fürchtete kein Drohen, ermüdete bei keiner Anstrengung. Wo Stüff und Büstrich verehrt worden, stiftete er sittenmildernde Gottesdienste für Jesus und Maria, sammelte die Gemeinden in Dörfern und legte den Grund zu Städten. Als ein großer Verehrer der Päpste predigte er überall Anerkennung ihrer Hoheit und Unterwerfung unter ihren Willen. Gregor II hatte ihn zum Bischof, Gregor III zum Erzbischof ernannt und Zacharias erhob ihn auf den Stuhl zu Mainz, so daß er sich an der Spitze der ganzen ostfränkischen Geistlichkeit sah. Doch sein brennender Eifer für das Reich des Herrn ließ ihn nicht rasten noch ruhen. Noch im hohen Alter ging er zu den Friesen und fand daselbst 755 seinen Tod. Bonifacius gehört zu den großen Naturen, zu den starkausgeprägten heroischen Seelen, wie sie nur die erste Zeit der christlichen Kirche aufzuweisen hat. Es ist nicht zu sagen, wie viel ihm Deutschland zu verdanken hat.

Was Bonifacius der Apostel begonnen, vollendete Karl der Held. Dieser außerordentliche Mann, in dem sich alle Kraft und Größe seiner Ahnen vereinigt hatte, der Schöpfer einer neuen Welt, der über sein ganzes Zeitalter so weit hervorragte, begründete durch die Gewalt der Waffen, wie durch die friedsame Macht der Gesetze, die Verfassung unserer Staaten, die Kultur des abendländischen Geschlechts, die Beschaffenheit der germanischen Kirche. Es ist unverkennbar, daß Karls erste Kriege gegen die Sachsen aus wahrem Religious- und Bekehrungseifer unternommen wurden. Als er aber die wichtigsten Kriege siegreich geendet, war ihm das

Waffenhandwerk zum Bedürfniß, der Krieg zum Genuß geworden. In den Kriegen seiner letzten Jahre nimmt man wenig oder nichts von der frommen Begeisterung wahr, die ihn zu den ersten trieb.

Zwei und dreißig Jahre wüthete der Krieg mit den Sachsen; denn diese föchten unter dem heldenmüthigen Wittekind, einem zweiten Herrmann, für ihren väterlichen Glauben, für den heidnischen Heerd, für die alte tiefgewurzelte Freiheit, die Franken aber für einen neuen liebgewonnenen Glauben, für die großen Ideen ihres Herrschers, Beide für ihr Heiligstes mit großer Heftigkeit und Erbitterung. Die Sachsen mußten endlich sich beugen unter der Macht, behielten zwar ihre herkömmlichen Gesetze, mußten aber das Christenthum annehmen, in die kirchliche Ordnung sich fügen und den lästigen Zehend zahlen. Die Städte und Bisthümer zu Bremen, Paderborn, Minden, Halberstadt, Verden, Hildesheim, Münster und Osnabrück wurden gestiftet, und überall wie in Franken reiche Schulen angelegt, um christlichen Sinn und christliches Leben unter die Sachsen zu bringen. Wenn auch nicht so anhaltend, doch eben so blutig und verheerend war der Krieg Karls des Großen mit den Avaren und Baiern. Nach achtjährigen Verwüstungen nahm der Ueberrest des Volks 799 das Christenthum an und unterwarf sich den Befehlen von Grafen und Bischöfen. Diese Bekehrungskriege gaben das erste Beispiel, daß die christliche Religion mit Gewalt der Waffen bei einer ganzen Nation ausgebreitet wurde. Zur Ehre des damaligen Klerus wurde der Kaiser dazu von keinem Prälaten der Kirche aufgeregt. Es findet sich keine Spur, daß der Papst den mächtigen Karl dazu aufgefordert oder ermuntert habe.

Mit dem Papst Hadrian lebte der Kaiser in der innigsten Freundschaft, wie der noch vorhandene Briefwechsel zeigt. Sein Nachfolger, Leo III, ein Bischof von großer Milde,

kam 799 nach Paderborn, um bei dem mächtigen Schutzherrn der Kirche Hülfe zu suchen gegen den Frevel zweier vornehmen Geistlichen aus Hadrians Verwandschaft, die es gewagt hatten, den heiligen Vater bei öffentlicher Betfahrt zu mißhandeln. Mit tiefer Ehrfurcht empfing ihn der Kaiser und ließ ihn mit glänzendem Gefolge nach Rom zurückgeleiten. Er selbst brach im folgenden Jahre dahin auf. Als er in die Stadt zog, harrete Leo seiner am Eingang von St. Peter. Die Stufen derselben küssend, stieg der Kaiser hinauf. Beide Häupter der Christenheit begegneten sich in herzinniger Freundschaft, in der sie treu und standhaft geblieben sind bis ans Ende.

Am Weichnachtsfeste, als bei St. Peter abermals alles versammelt war, die Geburt des Heilandes zu begehen, und König Karl nach der Messe vom Betstuhl aufgestanden, wo er in stiller Andacht gekniet, trat Leo hervor und setzte, wie durch göttliche Eingebung, die Kaiserkrone auf sein Haupt. Die Kirche aber hallte wieder vom freudigen Zurufe des Volks: „Heil und Sieg Karl dem Erlauchten, dem von Gott gekrönten, großen friedebringenden Kaiser von Rom!" So wurde das abendländische Kaiserthum, das nach Romulus Augustulus Tode 324 Jahre geruhet, wieder hergestellt und hat durch das ganze Mittelalter bis auf die Zeit des neuen fränkischen Kaiserthums unter vielfachen Schicksalen und Anfechtungen als römisch-deutsches Kaiserthum fortgedauert. Karl bestätigte dem Papste die Schenkungen Pippins, der das von den Lombarden dem oströmischen Reiche in Italien entrissene Gebiet, das Exarchat, dem päpstlichen Stuhl zugeeignet hatte. Der achtundfunfzigjährige sieggekrönte Imperator sahe jetzt sein Panier wehen von den Ufern der Elbe bis zum goldführenden Ebro und dem mittelländischen Meere, vom abendländischen bis über die Raab und Theiß hinaus, über die beschneiten Alpen bis Benevent hinab. Franken,

Lombarden, Spanier, Friesländer, Sachsen, Slaven, Baiern und Avaren beugten sich unter seinem mächtigen Zepter, brachten ihm Zins und huldigten seinem Willen. Wie hoch steht der Heros in der dunklen Zeit, unter rohen Völkern, bei widerstrebenden Gewalten! Daß er dabei demüthig blieb, das rechte Maaß hielt und sich nicht überhob im Besitz so großer Macht, verdankte er seiner Ehrfurcht gegen die Kirche und seinem christlichen Sinn. „Die Kirche lehrt, der Kaiser wehrt und mehrt; dem heiligen Vater ist alles Geistliche, dem Kaiser alles Weltliche unterthan; in Sachen des Glaubens und der Andacht aber ehrt auch der Kaiser des heiligen Stuhles altgegründetes Ansehn, wachet jedoch, daß der Papst nicht in's weltliche Regiment eingreife." In diesem Geiste handelte der große Monarch und gebrauchte die christliche Religion, um Ordnung, Sitte, Kultur und Ehrfurcht vor dem Heiligen in seinem Reiche zu verbreiten.

Karl der Große war auf seinen Bekehrungszügen bis in die Mark Brandenburg vorgedrungen und in der Nähe von Havelberg über die Elbe gegangen. Er war der erste, der hier das Kreuz der Erlösung aufgepflanzt hat. Ursprünglich bewohnten Deutsche aus dem großen Suevenstamme das Land zwischen der Oder und Elbe. Sie hießen Semnonen und Longobarden und standen wegen ihrer Tapferkeit und Mannhaftigkeit bei ihren Stammgenossen in großer Achtung. Sie liebten ein umschweifendes Leben, waren ungemein gastfreundlich, einfach in ihren Sitten, stark und groß, von nordischer Kraft, hielten die Freiheit für das höchste Gut, und setzten freudig das in ewigen Heldenwohnungen wiederaufwachende Leben daran. Ihre Religion war die naheliegende, einfache Naturreligion. Gott wurde in den vornehmsten Kräften der Natur oder in seinen wohlthätigen Wirkungen verehrt. Die Sonne, der Mond, die Erde waren Gegenstände der Anbetung. Auch ehrten sie im heiligen Dunkel uralter Haine die

Geister der Helden, die sich um die Nation unsterbliche Verdienste erworben. Ueber ihre Gebeine erhoben sich die gewaltigen Hünengräber. Der mächtige Wodan, der donnernde Thor, die fruchtbringende Hertha, der schützende Theut, die keusche Freia waren vor allen Gegenstände hoher Verehrung. Sie hatten Priester aber keine Tempel, brachten Opfer und verbrannten die Leichen. Die Heldenmüthigen und Tapfern fanden sich in Walhalla wieder, die Feigen und Kampfscheuen litten in Hala Hunger, Schmerz und Siechthum.

Bei der allgemeinen Völkerwanderung ergriff auch die Semnonen und Longobarden die Wanderlust. Sie verließen die heimathlichen Wälder und die alten Sitze ihrer Götter und zogen nach Gallien, Italien und Spanien. An ihre Stelle rückte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts ein slavischer Völkerstamm, der aus dem fernen Asien von den Ufern des Bug und Dniester kam. Sie nannten sich Wenden und erhielten nach ihren verschiedenen Niederlassungen verschiedene Namen. Ausgezeichnet durch einen starken, gedrungenen Körper, hatten sie eine dunkelgebräunte Gesichtsfarbe, kleine, dunkele, blitzende Augen, lichtbraune Haare und ein rasches, bewegliches Wesen. Wie die Sueven liebten sie den Krieg und die Jagd, waren gastfreundlich und schätzten die Freiheit über alles; aber gebildeter als jene baueten sie den Acker, trieben Gartenbau, Fischerei und Viehzucht, legten Dörfer, Städte und feste Orte an und traten unter einander in Handelsverkehr. Ehe ihre Sinnesart durch Unterdrückung und Haß zur Grausamkeit und Rachsucht entflammt wurde, waren sie redlich und zuverlässig in Wort und That.

Der Wenden Religion war ein Gemisch von Aberglauben aller Art. Von allen Völkern, mit denen sie in Berührung kamen, nahmen sie Gottheiten, Feste und religiöse Gebräuche an. Sie bauten Tempel, brachten Opfer, ehrten ihre Priester als Vertraute der Gottheit und schmückten ihre Göz-

zenbilder auf eine wunderliche Weise. Jeder Stamm hatte eine Hauptgottheit und eine Menge untergeordneter Dämonen. Die Heveller (im Havellande) verehrten auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg den dreiköpfigen Triglaff. Andere beteten den Swantevit, Perkuns, Podaga, Zernebock u. s. w. an, und gaben ihnen wie bei den indischen Gottheiten allerlei Mißgestalten.

Bei den Kriegen der Sachsen mit Karl dem Großen hatten die Wenden, besonders die Wilzen und Obotriten, den Ersteren Beistand geleistet. Nach Besiegung der Sachsen beschloß der König (789) einen mächtigen Heereszug in das Wendenland. Doch Sümpfe, Verhaue und unwegsame Moräste, anhaltender Regen, Krankheit und Hungersnoth, so wie der Feinde Kühnheit und Wachsamkeit nöthigten den großen Helden zu einem friedlichen Vertrage mit dem Wendenfürsten Dragovid. Die Wenden gelobten zwar Annahme des Christenthums und Zahlung eines jährlichen Tributs, doch mit dem Vorsatz, beides nach Entfernung des gefürchteten Feindes nicht zu halten. Karl's Nachfolger besaßen weder seinen hohen Geist, noch seinen starken Arm. Das große fränkische Reich zerfiel mit seinen schwachen Regenten in Zwietracht und Muthlosigkeit. Die Wenden, kühn, unternehmend und raubsüchtig, machten über die Elbe hinaus Streifzüge in das benachbarte Sachsen, plünderten die Städte und verheerten das Land. Die deutschen Könige konnten es nicht hindern, denn das arme, in sich zerfallene Deutschland wurde von den Ungarn heimgesucht, die bis in Lothringen hinein plünderten, und von den Normannen geängstet, welche die Küsten drückten.

Da erstand in Herzog Heinrich von Sachsen dem Vaterlande ein Retter aus drohenden Gefahren. Er besaß den Geist, den Muth und die Thätigkeit Karls des Großen, befreiete das Reich von den vielen barbarischen Schwärmen und wurde der Urheber solcher Ordnungen und Einrichtungen, wo-

durch Deutschland ein neues Leben, Kraft und Selbstständigkeit erhielt. Im Jahre 928 eroberte er den alten starkbefestigten Wendensitz Brennabor, errichtete auf dem Harlungerberge die erste christliche Kirche in der Mark Brandenburg, und ernannte den Herzog Bernhard von Sachsen zum Grenzhüter und Statthalter der wendischen Mark. Nach vielen schweren und hartnäckigen Kämpfen gelang es erst dem gewaltigen Markgraf Gero, sich das Land dauernd zu unterwerfen. Auf seinen Rath gründete Kaiser Otto der Große 946 das Bisthum Havelberg, und drei Jahre später das Bisthum Brandenburg. Von ihnen sollte christliches Licht und Recht ausgehen über das slavische Heidenthum. Doch beide Bisthümer wurden in den furchtbaren und grausamen Kriegen mit den Wenden mehr als einmal zerstört. Unter Kaiser Heinrich II blieb in allen slavischen Landen zwischen der Elbe und Oder keine Spur vom Christenthum, besonders seit der Wendenfürst Mistevoy III (seit 1018) die Christen auf's grausamste verfolgte, alle Kirchen zerstörte und den Dienst des Triglaff in Brandenburg wieder herstellte. Auch in unserm Vaterlande ist der Boden der christlichen Kirche geweihet durch das Blut zahlloser Märtyrer.

Wenn auch die Kirche jener Zeit weltlichen Waffen mehr vertraute als geistlichen, so fehlte es doch nicht an Männern, die voll heiligen Eifers die ungläubigen Völker lieber durch das Wort zu bekehren suchten. Zu diesen apostolischen Sendboten gehörte der Eremit Bernhard, der aus Spanien gekommen und in Rom zum Missionar geweihet war. Auf seiner Reise nach Polen und Pommern verweilte er unter den Lausitzer Wenden, wurde aber wegen seiner Armuth verspottet und rettete nur mit Mühe sein Leben. Nach seiner Rückkehr in Deutschland begab er sich zu Bamberg in's Kloster St. Michael und erzählte dem Bischof Otto, wie es ihm unter den Wenden in der Mark und Pommern gegangen war. Da

machte sich dieser fromme Bischof auf und zog mit großem Gefolge und Gepränge nach Pommern. In der Prignitz und Ukermark predigte er das Evangelium mit glücklichem Erfolge. Sein ehrwürdiges Ansehn und sein freundliches Wesen gewann vieler Ungläubigen Herzen. Für die Dauer aber gründete das Christenthum in der Prignitz der Bischof Anselm von Havelberg (1129), einer der ausgezeichnetsten Geistlichen seiner Zeit, duldsam und sanftmüthig, und doch einsichtsvollen und kräftigen Geistes.

Am heilsamsten wirkte zur Bekehrung der Wenden, besonders der Obotriten, der ehrwürdige Vicelin, der, ein zweiter Paulus, unter tausend Mühseligkeiten, Gefahren und harten Bedrängnissen das Reich Gottes zu bauen suchte und dabei in Demuth und Armuth lebte. Erst in seinem hohen Alter, fünf Jahre vor seinem Tode (1149) erhielt er das Bisthum Oldenburg. Er hat das große Verdienst, den Beherrscher der Wenden, Pribislav und dessen Gemahlin Petrussa im Jahre 1136 für das Christenthum gewonnen und dadurch in Brandenburg den Triglaffdienst gestürzt und das verfallene Bisthum zu Brandenburg wieder hergestellt zu haben. Doch erst dem heldenmüthigen Albrecht dem Bär gelang die dauernde Eroberung der Mark und der entschiedene Sieg des Christenthums über das Heidenthum.

Drittes Kapitel.

Pribislav, der bei seiner Taufe den Namen Heinrich angenommen hatte, war 1141 kinderlos gestorben. Kaiser Konrad III gab die Mark als ein erledigtes Lehn an den tapfern Askanier, Markgraf Albrecht, den bedeutendsten Fürsten seiner Zeit, voll Muth und Entschlossenheit, voll Eifers für den

christlichen Glauben, rastlos thätig für das Wohl des neuerworbenen Landes. Nach einem schweren aber siegreichen Kampf mit Pribislav's Neffen, dem wilden Jatzko, wurde in der Mark das Kreuz der Erlösung aufgerichtet. Um das durch so lange, blutige Kriege verödete Land wieder zu bevölkern, führte Albrecht deutsche Kolonieen ein, wodurch er zwar das Bestehen des Christenthums sicherte, aber auch auf Jahrhunderte eine arge Zwiespalt brachte zwischen den Deutschen, die sich als Herren des Landes betrachteten, und zwischen den Slaven, die als Besiegte verächtlich behandelt wurden. Nach fast 150jähriger Abwesenheit kehrten die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg in ihre alten Wohnsitze zurück. Zur Befestigung seiner Macht bauete Albrecht Kirchen und Klöster. Mönche und Priester zogen aus Deutschland ein, wurden aber von den sich unwillig unterwerfenden Wenden feindselig aufgenommen. Des Markgrafen frommer Sinn, der ihn auch mit seiner Gemahlin zu einer Wallfahrt nach Jerusalem trieb, wirkte mit unermüdlicher Freigebigkeit für Kirche und Christenthum. Im heiligen Lande hatte er die Johanniterritter und Tempelherren kennen gelernt; er brachte mehrere derselben mit in die Mark zur Bekämpfung der heidnischen Wenden und zur Pflege kranker Pilger, und wies ihnen Besitzungen an, die seine Nachfolger bedeutend vermehrten.

Die Fürsten aus dem askanischen Hause wetteiferten unter einander, die Kirche zu bereichern, Klöster anzulegen, Dome und Altäre zu bauen, Pfründen zu stiften und die Begüterten des Landes zu gleichen Beweisen der Ehrfurcht gegen die Kirche und ihre Diener zu ermuntern. Man glaubte dadurch seine Sünden zu sühnen, sicheren Eingang in den Himmel zu finden und der Gebete und frommen Werke, welche Mönche und Geistliche verrichteten, theilhaftig zu werden. Das spricht sich in allen Schenkungsurkunden und Vermächtnissen deutlich aus, namentlich in Otto's II Bestätigungsbriefe des

von seinem Bruder Heinrich 1180 gestifteten Doms zu Stendal. Darin gesteht er offenherzig, „weil man doch den Himmel nicht anders erlangen könne, als durch Fasten und Beten, durch Wachen und Bußübungen, durch gute Werke und ein christliches Leben, er aber von Natur dazu nicht aufgelegt sei wegen der Schwachheit seines Herzens, wegen seiner bösen Neigungen und des Muthwillens seiner Jugend, so wolle er alle jene Uebungen der Frömmigkeit heiligen Männern überlassen, die sich für ihn kasteien und zur Versöhnung seiner Sünden fasten, beten und Messen lesen sollten, damit ihm das Alles in jenem Leben einst zu Gute komme."

Sein Bruder Heinrich wollte den größten Theil der Altmark zum Heil seiner, seiner Vorfahren und seiner Brüder Seelen in ein Bisthum verwandeln und führte selbst ein mönchisches Leben. Er begnügte sich jedoch, auf die Vorstellung seiner Brüder, mit der Anlegung des reichen Domstiftes in Stendal. Es war nichts Ungewöhnliches, daß sich die Fürsten und Könige für Vasallen der Kirche und mächtiger Bischöfe erklärten; daß sie ihnen ihr Land zum Eigenthum übergaben und es dann wieder von ihnen zum Lehn nahmen. Sie erhielten dadurch Schutz und Beistand gegen benachbarte Feinde und meinten so ihr Land in Gottes Eigenthum zu verwandeln. Dies vermochte auch die Markgrafen Otto II und Albrecht III, 1196 beinahe die ganze Altmark und einen Theil der Mittelmark dem heiligen Mauritius und dem Erzstift zu Magdeburg zum Eigenthum zu schenken und Lehnsträger des herrschsüchtigen Erzbischofs Ludolph zu werden, was in der Folge zu großen Streitigkeiten und Kriegen Veranlassung gab.

Markgraf Otto III, der mit seinem Bruder Johann I zugleich regierte, war ganz versunken in die Frömmigkeit seiner Zeit. An den Freitagen jeder Woche lag er nicht nur unter anhaltendem Fasten und Beten auf seinen Knieen, sondern zergeisselte sich auch mit Ruthen und Peitschen dermaßen, daß

das Blut stromweise herunterfloß. Minder ehrerbietig zeigte sich Otto IV gegen die Kirche. In einem Kriege mit dem Erzbischof Günther drohete er, sein Pferd in dem Dom zu Magdeburg füttern zu lassen. Als er aber bei Frose 1278 geschlagen wurde und in die Gefangenschaft gerieth, wurde er in einem hölzernen Käfigt öffentlich zur Schau ausgestellt. Späterhin kam er, weil er in großer Drangsal von den Kirchengütern und Klöstern Steuern und Abgaben beigetrieben hatte, in den päpstlichen Bann. Dennoch blieb auch seine Regierung nicht ohne fromme Stiftungen und Geschenke an Kirchen und Klöster.

In den 186 Jahren, in welchen die anhaltschen Fürsten in der Mark regierten, sind über 80 Klöster und andere fromme Stiftungen entstanden, die zahlreichen Kirchen, Kapellen und Geschenke an Altäre, Kapitel und Bisthümer nicht mitgerechnet. Mehrere Klöster waren ungewöhnlich reich ausgestattet und besaßen große Güter. Diese Menge der Klöster und ihr Reichthum zeigen genugsam von dem Eifer jener Jahrhunderte für Anstalten dieser Art. Man hielt es für ein Gott wohlgefälliges, zur himmlischen Seligkeit führendes Werk, sich aus der sündigen Welt zurück zu ziehn und in strenger Einsamkeit durch Gebet und Fasten, durch freiwillige Armuth und Entsagung, durch Keuschheit und Bußübungen die Sünden der Menschen zu sühnen und den eigenen Sinn und Geist mit einer tiefen, innigen Liebe zu Christus zu nähren und zu füllen. Fürsten und Könige, die der Gefahr zu sündigen mehr als andere Menschen ausgesetzt sind, und zugleich wegen der Sünden und Seufzer des Landes von dem ewigen Richter zur Rechenschaft gezogen werden, können deshalb nichts Besseres thun, als recht viele solcher Sitze der Frömmigkeit und Werkstätten der Seligkeit anzulegen. Die reichen und angesehenen Familien folgten diesem Beispiele und die Minderbegüterten gaben nach ihrem Vermögen, um in die Gebete

der gottgeweiheten Seelen miteingeschlossen zu werden. So glaubte man sich und die Seinigen geborgen für Zeit und Ewigkeit.

Die meisten und reichsten Klöster gehörten den Cistercienſern an, deren Orden 1098 von dem heiligen Robert aus der Champagne in einer wilden einsamen Waldgegend, im Kloster Citeaux, nach sehr strengen Grundsätzen und Regeln gestiftet wurde. Ursprünglich sollten sie weder von Almosen noch Geschenken, sondern von ihrer Hände Arbeit leben. Sie erbaueten deshalb ihre Klöster in wüsten Gegenden, einsamen Thälern, auf schroffen Felsen, trockneten Sümpfe und rodeten Wälder aus, machten Moräste urbar und legten selbst die Hand an den Pflug. Dies war wohl der vorzüglichste Grund, weshalb die Markgrafen die Jünger des heil. Robert in's Land zogen, eine im 12ten und 13ten Jahrhundert vielfach vorkommende Maaßregel. Als die Herzoge von Polen einen bedeutenden Theil der ziemlich wüsten Neumark erobert hatten, übergaben sie ganze Landstrecken den Cistercienſern und Tempelherren, den ersteren, um sie urbar zu machen, den letzteren, um sie gegen die Markgrafen von Brandenburg, welche Cüstrin unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, und gegen die Herzoge von Pommern zu beschützen.

Für diese Cistercienſer hatten die Markgrafen aus dem askaniſchen Hauſe folgende Klöster gestiftet: Albrecht der Bär 1141 zu Brandenburg, Otto I zu Lehnin, dessen Sohn Heinrich 1188 zu Stendal, Johann und Otto 1231 zu Chorin, dieselben 1258 zu Marienſee, Otto IV, Konrad und des letzteren Sohn Johann 1286 zu Marienwalde, Albrecht, Otto des Langen Bruder, 1297 zu Himmelspforte (porta coeli), und derselbe 1300 zu Himmelsstädt (locus coeli), und Waldemar 1311 zu Campen. Weibliche Klöster nach der Regel der Cistercienſer, freilich gegen die urſprüngliche Bestimmung, die sich auch bei den männlichen

bald verloren hatte, waren von jenen Markgrafen gegründet: 1232 zu Neuendorf in der Altmark durch Johann und Otto, 1249 zu Zehdenick durch dieselben, 1262 zu Marienthal in der Lausitz durch Otto den Frommen und seine Gemahlin Beatrix, 1264 zu Mariastern in der Lausitz durch Johann und Otto, 1289 zum heiligen Grabe durch Otto den Langen und 1296 zu Rheez durch Otto IV, Konrad und Heinrich.

Außerdem besaß dieser Orden noch Mönchsklöster zu Zinna, 1171 durch Wichmann, Erzbischof zu Magdeburg, und zu Coveld bei Salzwedel 1303 durch Edelleute der Nachbarschaft gestiftet, und Nonnenklöster zu Zehden vor 1311, zu Stepenitz oder Marienfließ 1256 durch Johann, Gans Edler von Puttlitz, zu Seehausen bei Prenzlau vor 1300, und zu Prenzlau selbst 1250 von mehreren Bürgern der Stadt angelegt.

Früher als die Cistercienser waren die Benediktiner und die Prämonstratenser in der Mark. Die Benediktiner hatten ihre Regel vom heil. Benedikt von Nursia, dem Vater und Patriarchen der abendländischen Mönchsorden, der 515 die Mönche zu einem gemeinsamen kanonischen Leben vereinte. Ländliche Arbeit, Beschäftigung mit den Wissenschaften, Unterricht der Jugend, ascetische Uebungen, und eine strenge Lebensweise sollte die Aufgabe ihres klösterlichen Lebens sein. Leider waren von diesem Orden, der so viel für die Wissenschaften und Kultur gethan und so viele tüchtige Gelehrte, Päpste und Geistliche gebildet hat, nur zwei Mönchsklöster in der Mark, zu Arneburg, bereits vom Kaiser Otto 961 gestiftet, und zu Hildesleben, von einem Grafen dieses Namens 1096 angelegt, vom Markgraf Albrecht I aber erweitert. Desto zahlreicher waren die Nonnenklöster nach Benedikts Regel in der Mark. Wir finden sie zu Creveſe 1157 vom Grafen Werner von Osterburg, zu Marienthür bei Boizenburg vom Grafen von Stegelitz, zu Dambeck 1224 vom Grafen von Danneberg,

zu Liebenwalde um das Jahr 1254 von Johann und Otto, zu Stendal 1456 vom Churfürst Friedrich II gegründet, außerdem zu Bärenstein, Bätzow, Gransee, Marienwalde in der Neumark, zu Neuendorf in der Ukermark, bei Oderberg und zu Spandau.

Die Prämonstratenser verdankten ihr Entstehen dem heil. Norbert, einem wohlhabenden Edelmann zu Xanten am Rhein, der nach einem gar weltlichen Leben strenge Buße that und 1120 mit 13 auserwählten Genossen in der Einsamkeit von Premontre bei Leon ein hartes Mönchsleben führte. Der Ruf seiner Heiligkeit verschaffte seinem Orden, der sich meistens den Grundsätzen und Einrichtungen der Cistercienser angeschlossen hatte, eine unglaublich schnelle Ausbreitung, ihm selbst aber das Erzbisthum Magdeburg. Die Stifter zu Havelberg und Brandenburg, so wie das vom Markgraf Albrecht 1298 zu Soldin angelegte Domstift mit einem Probst, einem Dechanten und 12 Domherren, nahmen seine Regel an. Eigentliche Prämonstratenserklöster waren zu Gramzow in der Ukermark, und zu Leizkau, vom Bischof Wiger zu Brandenburg 1139 angelegt, und von Albrecht I erweitert. Für das weibliche Geschlecht waren Klöster nach Norberts Regel gegründet, zu Jerichow 1144 von den Edlen zu Jerichow und von dem Bischof Anselm zu Havelberg, und zu Lindow von den Grafen zu Lindow.

Am verbreitetsten waren in der Mark wie in der ganzen abendländischen Christenheit die Bettelmönche. Ein vornehmer Spanier, Dominicus Guzmann, legte sein prächtiges Gewand als Chorherr ab, zog einen zerrissenen Kittel an, bettelte sein Brot vor den Thüren und predigte überall Buße, Demuth und die Uebung frommer Werke. Im Jahre 1216 stiftete er einen Mönchsorden, dessen Mitglieder Armuth, Bettelhaftigkeit, Predigen unterm Volke und Unterweisung desselben gelobten. Freund und Zeitgenosse desselben war ein Ita-

liener, Franz von Assisi, ein Mann von wilder Schwärmerei und Selbstverachtung. Auch er stiftete einen eigenen Bettelorden, der sich aus Demuth geringe Brüder (fratres minores) nannte und mit den Dominikanern gleiche Zwecke verfolgte. Beide Orden haben sich in unglaublicher Schnelle und Menge ausgebreitet und suchten sich in Strenge, Armuth und Niedrigkeit zu überbieten, so daß sich Gregor X genöthigt sah, sie auf vier Orden zu beschränken. Dies waren die Dominikaner, Franziskaner, Augustiner und Karmeliter.

Die Dominikaner hatten in der Mark Klöster zu Angermünde, Köln an der Spree, in der Neustadt Brandenburg, Prenzlau, Pritzwalk, Ruppin, Strausberg, Tangermünde und Seehausen; die Franziskaner aber zu Berlin im grauen Kloster, zu Arenswalde, Alt-Landsberg, Altst. Brandenburg, Ziesar, Wusterhausen, Kottbus, Dramburg, Frankfurt, Kyritz, Marienwalde, Pasewalk, Seehausen, Salzwedel, Stendal, Strausberg, Prenzlau, Sagan, Müncheberg (von dem späterhin die Tempelherren Besitz nahmen), Lauban, Gransee und bei Görlitz; die Augustiner Mönchsklöster: zu Friedeberg, Gardeleben, Königsberg, Salzwedel, Seehausen, Stendal, und Nonnenklöster zu Calbe an der Milde und Salzwedel. In dem reichen Kloster zu Diesdorf wohnten Mönche und Nonnen nach der Regel des heil. Augustin zusammen, was in jenen Zeiten gar nichts Ungewöhnliches war. Auch in den ansehnlichen Klöstern zu Huisburg und Himmelstädt wohnten Cistercienser beiderlei Geschlechts zusammen, was freilich zu großen Unordnungen und Ausschweifungen Veranlassung gab. Karmeliter findet man zu Perleberg und Karthäuser zu Frankfurt und im Kloster Gottesfriede zu Schirvelbein. Terminarien oder Conventen hatten die Augustiner-Eremiten zu Stendal, zu Seehausen, zu Gardelegen, in der Wische und in der altmärkschen Heide.

Viele dieser Klöster waren von den Markgrafen angelegt,

wie z. B. das zu Strausberg von Otto III 1254, das zu Stendal von Albrecht III 1267, das zu Seehausen von Johann und Otto 1254, das zu Sagan von Waldemar 1294, das zu Prenzlau von der Markgräfin Hedwig, Johann II Gemahlin 1277, das zu Lauban von Johann, Otto und Beatrix 1273, das bei Görlitz von Otto II 1234, das in der Neustadt Brandenburg von Otto dem Langen 1286, das graue Kloster in Berlin von Otto V und Albrecht III 1271. Sie hatten sich jedoch durch ihre Almosen so ansehnliche Summen gesammelt, daß sie große, stattliche Gebäude und Kirchen aufführen und bedeutende Güter ankaufen konnten. Ja in der Neumark waren sie so mächtig geworden, daß sie den Johannitern gefährlich wurden und diese in ihren Rechten und Besitzthümern beeinträchtigten, so daß Papst Bonifacius IX dem Bischof Johann IV von Lebus befehlen mußte, die Johanniter gegen die Anmaßungen der hochmüthigen Bettlerzunft zu schützen.

Viertes Kapitel.

Erwägt man nun, welche bedeutende Stiftungen die anhaltschen Fürsten außer den angegebenen in der Lausitz, in Pommern, im Braunschweigschen, in Sachsen und Anhalt gemacht, wie viele Kirchen sie gebaut und wie viele Altäre sie ausgestattet haben, so kann man ihnen einen lebhaften Eifer für das Wohl der Kirche und für das Heil ihrer Unterthanen nicht absprechen. Auch blieben ihre Bemühungen nicht ohne Seegen. Die undurchdringlichen Wälder waren gelichtet, endlose Wüsteneien in fruchtbare Fluren verwandelt, Dörfer und Städte gegründet, bevölkert und in Flor gebracht, das bürgerliche Leben und Verkehr nach Gesetzen geordnet. Aus den Städten ragten

ehrwürdige Dome, reichausgestattete Klöster, himmelanstrebende Thürme hervor. Die Mark Brandenburg gehörte bald zu den mächtigsten Staaten des deutschen Reichs. Die Altmark, Prignitz, Ukermark, Mittelmark, Neumark, die Markgrafschaften Lausitz und Landsberg, Landestheile von Mecklenburg, Pommern, Anhalt, Sachsen, Braunschweig, Krossen und Sagan bildeten ein Reich, das wohl Achtung einzuflößen vermochte. Dabei ein mächtiger Adel, eine betriebsame Bürgerschaft, eine noch nicht gesunkene Geistlichkeit, freilich auch viel Roheit, Aberglaube, Werkheiligkeit, das Recht der Gewalt.

Leider nahete sich das mächtig aufstrebende Reich seinem Verfall. Unter den Baierschen Fürsten (von 1324 bis 1373) und noch mehr unter den Luxemburgischen (von 1373 bis 1415) ging alles zu Grunde, was mit Verstand und Kraft aufgerichtet war. Schwache, elende und lasterhafte Regenten hatten das Land an den Abgrund des Verderbens gebracht. Miethlinge hatten durch ungeheure Gelderpressungen, durch Verpfändung des Throns, Verkauf landesherrlicher Rechte, durch heillose Wirthschaft überallhin Armuth, Elend, Jammer und Verzweiflung gebracht. Adel und Räuber hauseten nach Willkühr, plünderten Klöster und Städte, beraubten die Reisenden, überfielen die Kaufleute und trieben die Heerden fort. Die Quitzow, Rochow, Itzenblitz, Bredow, die edlen Gänse von Puttlitz und andere Gewaltige von Adel waren Herren im Lande, spotteten der Gesetze, haßten den Bürger, verachteten den Landesherrn und seine Diener. Besonders übten sie an den Klöstern ihren Uebermuth. Sie fingen ihre Güter auf, erpreßten Geld von den Pächtern, trieben die Heerden fort und lähmten deren Hirten, steckten ihre Dörfer an und verheerten ihre Felder. Den bischöflichen, wie den päpstlichen Bann verlachten sie und zwangen die Geistlichen mit Gewalt zur Verrichtung kirchlicher Handlungen.

Bei einer so gänzlichen Verwilderung war an Unterricht

und Bildung nicht zu denken. Was von Gelehrsamkeit und Kenntnissen übrig war, mußte man in den Klöstern und beim Klerus suchen. Die Geistlichen waren großentheils die Räthe der Fürsten, Gesandte zu den Reichstagen, Schiedsrichter im Streit, Anfertiger von Urkunden, Lehrer der Jugend. Aber auch hier, wie viel Unwissenheit, Aberglaube und Sittenverderben! In den Städten finden wir wohl Schulen, namentlich in Brandenburg, Stendal, Tangermünde, Spandau, Gardelegen, Cöln und Berlin, in Frankfurt, Prenzlau, und Königsberg, aber was darin gelehrt wurde, war befangen im Geiste jener Zeit, auf ein kümmerliches Lesen, armseliges Latein und Singen nach dem Gehör beschränkt. Dom- und Stiftsschulen, wie bei den Kathedralkirchen in Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, worin nicht nur das Trivium (Grammatik, Dialektik und Rhetorik), sondern auch das Quadrivium (Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie) gelehrt wurde, fanden sich bei den Bisthümern zu Havelberg, Brandenburg und Lebus, wie überhaupt in der Mark nicht, wohl aber Lehranstalten zur Bildung des Klerus nach dem Vorbilde der Klosterschule zu Fulda, aus welcher Rhabanus Maurus, der Schöpfer des deutschen Schulwesens, hervorgegangen war. Es wurden darin einige traurige Ueberreste der klassischen Gelehrsamkeit, der liturgische Gesang und das Ritual des kirchlichen Gottesdienstes gelehrt.

Nachdem die Städte zu einer freieren Verfassung und zu größerem Wohlstande gelangten, legten sie Schulen an, in welchen ein Kindermeister den dürftigsten Unterricht in der Religion, voll Wundermährchen und Albernheiten besorgte. Als sich das Bedürfniß anderweitiger Bildung zeigte, entstanden auch Stadtschulen nach zunftartiger Einrichtung. Ein Schulmeister, der mit seinen Gesellen das Land durchzog, wurde auf ein oder mehrere Jahre bedungen und mußte nebenbei auch kirchliche Handlungen und Notariatsgeschäfte verrich-

ten. Sie zogen bei gewissen Gelegenheiten mit ihren Schülern singend durch die Stadt, bei Hochzeiten und Handwerksgelagen lustige Lieder singend, und am Gregoriusfeste Komödien aus der biblischen Geschichte aufführend.

Dem Unterricht der Jugend unterzogen sich auch die umherschweifenden Geistlichen, mit denen das Land, außer den ansässigen Pfarrern und Kaplänen, überschwemmt war. In den unruhigen Zeiten unaufhörlicher Fehden und Kriege wurden oft in den Städten und Flecken benachbarter Länder Klöster zerstört und niedergebrannt. Die Geistlichen und Mönche flüchteten dann in die ruhigere Mark, wo sie durch Beichte hören, Messe lesen, Schule halten und Betteln ihren Unterhalt suchten. Die Mönche fanden denselben nothdürftig bei ihren Ordensbrüdern, die Pfarrer aber waren nicht im Stande, die große Zahl vertriebener Priester zu ernähren. Deshalb flüchteten sich dieselben gewöhnlich in die Begräbnißkapellen der Kirchhöfe und suchten sich durch Hülfsleistungen bei Beerdigungen, durch Gebete und Todtenmessen Almosen zu verdienen. Doch war es nichts Seltenes, daß sie vor Noth und Hunger starben. Darum stifteten die Pfarrer in den Städten Gilden aus christlich gesinnten Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich die Versorgung armer, vertriebener Geistlichen zur Pflicht machten (confraternitates sacerdotum exulum). Sie heißen Elendsgilden, die ihre wohlthätige Bestimmung bald erweiterten und sie auch über arme und kranke Fremdlinge, über Pilger und Wallfahrer nach heiligen Orten in der Mark ausbreiteten. Daraus bildeten sich in der Folge die Marien- und Kalandsbrüderschaften, die zu bestimmten Zeiten zusammen kamen, fromme Uebungen anstellten, über wohlthätige Werke sich beratheten und stattliche Schmausereien hielten. Da es an Geschenken, Vermächtnissen und Indulgenzbriefen nicht fehlte, so kamen diese Gesellschaften bald zu Vermögen

und Ansehn, und es war fast keine Stadt im Lande, wo nicht dergleichen Brüderschaften errichtet wurden.

Die vertriebenen Priester und Klostergeistlichen fanden auch oft ihre Anstellung in den Städten als Altaristen. Wohlhabende Personen und Familien errichteten nämlich in den Kirchen besondere Altäre zu Ehren eines oder mehrerer Apostel, Märtyrer und Heiligen, und setzten nahmhafte Summen, Häuser, Grundstücke und andere Güter aus, von deren Ertrage Priester besoldet werden sollten, welchen an bestimmten Tagen und Festen zum Seelenheil Lebender und Verstorbener an den erbauten Altären Messe zu lesen verpflichtet waren. Allmählig füllten sich alle Säulen und Wände mit solchen Votivaltären, von denen z. B. die Marienkirche in Frankfurt 36, die Gotthardskirche in Brandenburg 28 und die Katharinenkirche daselbst 30, die Nikolai- und Marienkirche in Berlin 38, die Marienkirche in Königsberg 22, die Domkirche in Havelberg 24 u. s. w. hatte. Man kann denken, welche bedeutende Summen für diese frommen Zwecke verschwendet worden sind. Und dabei welche zahlreiche Hospitäler, Kapellen und Wallfahrtsorte in den Städten, an den Landstraßen, auf den Höhen!

Erwägt man nun den großen Länderbesitz der Bisthümer, Klöster und Prälaturen, so kann man sich die Geldnoth der Landesherren und die Armuth des Landes wohl erklären. Das Kloster Chorin besaß 62 Güter, Lehnin 113, Diesdorf 82, Hillersleben 44, Creveſe eben so viel, Arensee 42, Zinna 40, Leizkau 38, Himmelspfort und Himmelstädt 37, das Augustinerkloster zu Salzwedel 18, das Nonnenkloster zu Dambeck 27, zu Jerichow 24, zum heil. Grabe 21, zu Seehausen 18 u. s. w. In der Neumark hatte der Landesherr fast gar kein Eigenthum. Die Tempelherren und die Johanniterritter besaßen die jetzigen Aemter Sonnenburg, Quartschen, Zielenzig, Lagow, Rampitz, Wildenbruch und den größten Theil der Dörfer um Cüstrin. Die Herrschaft Schievelbein gehörte dem deut-

schen Orden, den Cistercienſern und Auguſtinern dagegen alle Dörfer um Königsberg und Landsberg, dem Soldiner Stift und den Dominikanern die meiſten Güter jenes Kreiſes. Die drei Bisthümer des Landes und die damit verbundenen Domſtifte zogen aus ihren Sprengeln nicht nur den Zehend und reiche Präbenden, ſondern hatten ſelbſt anſehnliche Güter und ergiebige Vorrechte. Dabei hatten die geiſtlichen Herren für ihre Güter großentheils die Befreiung von Abgaben, Kriegsſteuern und der Landbede, und wie die Städte große Begünſtigungen und Freiheitsbriefe zu erlangen gewußt. Durch kluge Benutzung der Umſtände wußten ſie ihre Güter zu vermehren und machten den Landesherrn und adlichen Familien in bedrängten Zeiten gegen Verpfändungen Geldvorſchüſſe und Darlehne.

Dieſe reichen Beſitzungen brachten Ueppigkeit, Trägheit und Wohlleben in die Klöſter und Stifte. Die vornehmen Herren hatten mit der Verwaltung und dem Genuß ihrer Güter vollauf zu thun, ſo daß ſie ſich um ihre kirchlichen Geſchäfte und Studien nicht viel bekümmern konnten. Von der urſprünglichen Einfachheit, Frömmigkeit, Demuth und Thätigkeit war keine Spur übrig geblieben. Die reichen Klöſter und Domſtifte waren der Sammelplatz für den Adel und die Hofleute, wenn ſie einen frohen Tag haben, köſtlich ſchmauſen und guten Wein trinken wollten. Ja ſelbſt die Landesfürſten kehrten gern ein bei ihren begüterten Prälaten und verweilten tagelang in ihren ſchöngeſchmückten Gemächern. Doch gebührt den Märkiſchen Klöſtern der Ruhm, daß das Sittenverderben in ihnen nie einen ſo hohen Grad erreicht hat, wie in den Klöſtern Italiens, Frankreichs und Süddeutſchlands. Einzelne vorkommende Fälle von grober Verletzung des Kloſtergelübdes zeigen durch das große Aufſehn, das ſie machten, und durch die Strenge, womit ſie gerügt wurden, genugſam, wie ſelten ſie vorkamen. Für die Verbreitung ächter Frömmigkeit,

für die Wohlfahrt des Landes, für den Betrieb der Wissenschaften, für den Unterricht der Jugend und für das Heil der Kirche haben freilich diese geistliche Herren wenig oder nichts gethan, und Melanchthon schrieb nach einem wiederholten Aufenthalt in der Mark, er habe nirgends so unwissende und ungeschickte Geistliche und ein so versunkenes, abergläubisches Volk gefunden, als in den Ländern des weisen Joachim und des frommen Johann. Einzelne rühmliche Ausnahmen kommen allerdings vor. Einsichtsvolle Aebte und Bischöfe waren churfürstliche geheime Räthe, Friedensrichter und Gesandte zu den Reichstagen. Kaiser Karl IV, der während seiner kurzen Verwaltung einige Strahlen des Lichts und Wohlseins in die unglückliche verdüsterte Mark brachte, fand im Kloster Lehnin, den gescheuten und thätigen Dietrich Kagelwied, einen Mann von großem Verstande und starkem Charakter, den er zu seinem Kanzler und dann zum Erzbischof von Magdeburg und Bremen machte. Eben so erhob er den Bischof von Brandenburg, Dietrich von der Schulenburg, wegen seiner Einsicht und Geschäftskunde zu seinem geheimen Rath. Johann Wepelitz, ein Mann geringen Standes aus Wilsnack, schwang sich durch seine Gelehrsamkeit zu der bischöflichen Würde in Halberstadt auf und war der erste Märker, der sich den Titel eines Magisters der Universität zu Paris erwarb.

Fünftes Kapitel.

Mit den Fürsten aus dem Hause Hohenzollern begann für die Mark ein neuer glücklicher Zeitabschnitt. Edle Regenten, begabt mit hohen Tugenden, mit tapferem Muth, bewährter Weisheit und regem Eifer für das Christenthum suchten das verarmte und zerrüttete Land zum Glück und Wohl-

stand zu erheben. In Friedrich I (von 1415 bis 1440) verehrte Deutschland seinen edelsten Fürsten, von ungewöhnlicher Tapferkeit, hoher Bildung, starkem Geiste. Er redete mit großer Gewandheit in vier Sprachen, hielt Gelehrte in hohen Ehren, förderte die Wissenschaften und Künste, besaß selbst eine in jener Zeit ansehnliche und ausgewählte Bibliothek, wirkte wohlthätig auf die Bildung des märkischen Adels und suchte Licht und Frömmigkeit in die Klöster und Kirchen zu bringen. Diese herrlichen Eigenschaften würden glänzendere Früchte für unser Land getragen haben, wenn nicht der schwache Kaiser Sigismund sich und seinen Thron auf diese starke Schultern gestützt und die Besorgung der Reichsangelegenheiten in Krieg und Frieden seine öftere Abwesenheit nothwendig gemacht hätte. Doch hat er die innere Ruhe des Landes wieder hergestellt, die Landstraßen gesichert, viele Raubburgen abgebrochen, den Adel an feinere Sitten gewöhnt, die Grenzen der Mark erweitert, feindliche Anfälle abgewehrt und das Recht der Willkühr geldgieriger Richter entzogen. In den Klöstern fing es an zu tagen. Johann von Hagen, Prior im Karthäuser Kloster zu Frankfurt, Stephan Bedeker, Bischof von Brandenburg, Friedrich Krüger, Bischof von Havelberg, Peter von Rosenheim, ein Benediktinermönch, Heinrich von Eimbeck, Doktor der Gottesgelahrtheit, zeichneten sich unter ihren Zeitgenossen durch Gelehrsamkeit und helleren Geist aus und erweckten Andere zur Nacheiferung. Nur ein einziges Kloster, das der Dominikaner zu Tangermünde, wurde unter seiner Regierung, durch die Bemühungen seines Sohnes Friedrich II, 1438 gegründet. Aus Religionspflicht und nach der Sitte der Fürsten seiner Zeit machte er eine Reise nach Rom und Jerusalem, las aber nicht nur selbst fleißig in der heil. Schrift, sondern empfahl sie auch der Geistlichkeit zum ernsten Studium. Christliche Demuth war ein Hauptzug in seinem Charakter.

Als der Papst durch den Kardinal Julian 1431 den Kreuzzug gegen die Hussiten predigen ließ, wurde unserm Churfürsten der Oberbefehl über die zusammengetrommelte, plünderungssüchtige Reichsarmee übertragen. Wie entschieden er diese gefährliche Würde auch ablehnte und überhaupt von der ganzen Unternehmung abmahnte, so nahm er sie doch, durch das Vertrauen geehrt und durch die Bitten des Kardinallegats bewogen, zuletzt an. Bekanntlich lösete sich das Kreuzheer nach der schrecklichen Niederlage bei Riesenberg gänzlich auf und die erbitterten Hussiten drangen im folgenden Jahre in die Mark ein, verwüsteten dieselbe mit Feuer und Schwert, belagerten jedoch Frankfurt zweimal vergebens und wurden bei Bernau vom Churfürsten und den herzhaften Bürgern gänzlich geschlagen.

Churfürst Friedrich II (von 1440 bis 1470), tapfer und großmüthig, redlich und treu, fromm und gewissenhaft, schlug zwei Königskronen aus, um sich mit ungetheilter Kraft und Liebe einem Lande weihen zu können, an das ihn Gott gewiesen hatte. Er beschränkte die Macht der geistlichen Gerichtsbarkeit und setzte eigene Landgerichte ein, wußte sich vom Papst Nikolaus V das Recht zu verschaffen, die drei Landesbischöfe zu Havelberg, Brandenburg und Lebus selbst wählen zu dürfen, stiftete zur Entwöhnung des Adels von rohen Sitten und Trinkgelagen in der Marienkirche bei Brandenburg den Orden der Schwanen-Gesellschaft unserer lieben Frauen Kettenträger, hob die ausgearteten Elends- und Kalands-Brüderschaften auf und verwandte ihre Güter auf die Einrichtung von Schulen. In Stendal gründete er 1469 ein Benediktiner Nonnenkloster, wie er schon früher das Franziskaner Nonnenkloster daselbst begütert hatte. Als ein frommer Herr hörte er nicht nur alle Morgen die Frühmesse und verrichtete des Abends seinen Gottesdienst, sondern erhob sich jeden Mittag bei Tische zum Gebet, selbst da, wo er Gast war — eine Sitte, die bald im

ganzen Lande allgemein wurde. Der Tod seines einzigen Sohnes Johann beugte ihn tief und er übergab die Regierung seinem Bruder Albrecht Achilles (von 1470 bis 1486).

Dieser ausgezeichnete Fürst war der Held seiner Zeit von riesenmäßiger Größe, männlicher Schönheit und geweckтem Geiste. In den Künsten des Friedens geübt wie in denen des Krieges, gingen alle Verhandlungen im Reiche durch seine Hände, und er war angesehener als die Majestät des Kaisers. Was Friedrich I dem Kaiser Sigismund war, das war Albrecht dem Kaiser Friedrich III, die Stütze seines wankenden Thrones. Darum konnte er dem Lande das nicht leisten, was man von so ausgezeichneten Fähigkeiten und Einsichten wohl erwarten durfte. Er hielt sich meistens in den fränkischen Landen auf, wo er einen glänzenden Hofstaat unterhielt, wie er denn durch Feinheit und Artigkeit im Umgange vor allen deutschen Fürsten sich auszeichnete. Den päpstlichen Bann, in den er verfiel, weil er seine Tochter Ursula einem hussitisch gesinnten böhmischen Prinzen vermählt hatte, ertrug er mit großer Gelassenheit und that keinen Schritt, den heiligen Vater zu versöhnen. Für Kirchen und Klöster hat er nichts gethan.

Johann Cicero (von 1486 bis 1499) erhielt diesen ehrenden Beinamen wegen seiner Fertigkeit im Lateinsprechen, wegen seiner lebhaften und andringenden Redeweise (die 1474 den Ausbruch eines Krieges zwischen den Königen von Böhmen, Ungarn und Pohlen verhindert hatte) und wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften. In einer harten Jugend hatte er Entbehrung, Sparsamkeit und Selbstbeherrschung gelernt. Seine friedliebende, wohlwollende Gesinnung, sein thätiger reger Geist, sein vortrefflicher Haushalt haben dem Lande wohlgethan. Um sich gelehrte Leute, tüchtige Räthe und fromme Geistliche zu ziehen, beschäftigte er sich mit der Anlegung einer Universität im Lande, die aber nicht zu Stande kam. Er

begünstigte die Anlegung einer Buchdruckerei in Stendal, die 1488 durch Joachim Westphal eingerichtet wurde. Der Sachsenspiegel war das erste Werk, das aus dieser Presse hervorging. Auch vermochte er den kunsterfahrenen Hans Zehender zur Anlegung der ersten Apotheke in Berlin.

Wie ein charakteristischer Zug aller Hohenzollern Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit ist, so zeichneten diese Tugenden auch den Churfürst Joachim I aus, der von 1499 bis 1535 regierte. Er gehörte zu den gebildetsten und einsichtsvollsten Fürsten seiner Zeit, der die Wissenschaften liebte, gelehrte Leute in's Land zog, den Plan seines Vaters zur Anlegung einer vaterländischen Universität ausführte und 1506 eine solche zu Frankfurt mit großen Kosten gründete. Auf einem Reichstage konnten die anwesenden weltlichen und geistlichen Fürsten den päpstlichen Legaten in lateinischer Sprache nicht begrüßen. Da erhob sich Joachim und hielt zur allgemeinen Bewunderung eine zierliche lateinische Rede. In den Angelegenheiten des Reichs wie seines eigenen Landes zeigte er ein ächt deutsches Gemüth, hohen Ernst und eine treue Liebe zum Vaterlande. Das Recht übte er mit großer Strenge ohne Ansehn der Person, sicherte die Landstraßen vor den Räubereien der Wegelagerer und zeigte dabei einen unerschrockenen Muth. Zu seinem Entsetzen erfuhr er, daß angesehene Adliche, selbst unter seinen Hofleuten, sich nicht schämten, auf Straßenraub auszugehen. Als er sich genugsam davon überzeugt, ließ er ein schweres Gericht über die Schuldigen ergehn. In einem Jahre mußten siebenzig ihren Frevel auf dem Blutgerüst büßen. Darüber beklagte sich der Adel bei auswärtigen Fürsten und auf gemachte Vorstellungen erwiderte Joachim: „Ich habe kein adliches Blut vergossen. Schelme waren es und Mörder, die ich nach Verdienst bestrafte. Wären sie Edelleute gewesen, so hätten sie edle Thaten gethan und nicht ihre Ehre in der Schande gesucht."

Zum Schutz der Gerechtigkeit setzte er das Kammergericht in Berlin ein, das sich von seiner Stiftung an durch eine unpartheiische Rechtspflege, durch weise Sprüche und Urtheile und durch möglichste Beschleunigung der Streitsachen nicht nur im Vaterlande, sondern in ganz Deutschland Ansehn und Achtung erworben hat. Joachim durchreisete selbst die vornehmsten Städte seines Landes, „um uns," wie er sagte, „des Regiments und Wesens in unseren Städten und Dörfern zu erkundigen und ferner gnädiglich zu helfen und zu rathen, damit unsre Unterthanen an ihrer Nahrung zunehmen, sich bessern und Frieden, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werde." Er wollte mit eigenen Augen sehen, die Klagen der Bedrängten hören, die Verwaltung der Obrigkeit untersuchen, Laster und Uebelthaten bestrafen und Mißbräuche abschaffen. Und dabei kannte er keine Schonung, denn Jedermann sollte den starken Arm des Selbstherrschers fühlen und darunter sich beugen. Joachim strebte mit allen Kräften nach der festen Begründung seiner Fürstenmacht. Sein Wille war fest, sein Befehl unwiderruflich; Widerspruch duldete er nicht; sein Zorn war furchtbar.

Bei aller wissenschaftlichen Bildung und Weisheit, die dem Churfürsten den Beinamen Nestor erwarb, war er doch befangen in vorgefaßten Meinungen und in den Vorurtheilen seiner Zeit. Die blutige Verfolgung der Juden in der Mark, die harte Behandlung seiner evangelisch gesinnten Gemahlin und seine Feindseligkeit gegen die Reformation der Kirche bleiben Flecken in seiner Regierung, die man aus einem sonst so edlen und würdigen Charakter wegwünschen muß. Joachim verstand die Zeit, ihre Forderungen und Bedürfnisse nicht, kannte die Gebrechen der Kirche recht gut und hinderte doch die Abstellung derselben, glaubte durch Eigensinn und Gewaltstreiche den Fortgang der Dinge hemmen und hintertreiben zu können, und sahe die Hand nicht, die unser Ge-

schlecht durch Kampf und Mühe zu einem vollkommneren Zustande führen will.

Die Reformation der Kirche ist durch Jahrhunderte vorbereitet worden, und sie würde erfolgt sein, wenn auch kein Luther erschienen wäre. Der Protestantismus geht vom Anbeginn durch die ganze römische Kirche, wie das Prophetenthum durch das jüdische Priesterthum. In demselben Verhältnisse, in welchem die herrschende Kirche sich von der Wahrheit des Christenthums entfernte, bildete sich im Volke eine stille Gemeinde, welche die Wahrheit festhielt. Die Ketzerei im Abendlande war von jeher nichts anderes, als das Entgegenwirken des ächten, altchristlichen Geistes gegen das neue römische Christenthum. Sie stimmen alle darin überein, daß der Reichthum, die Herrschsucht und die Laster des römischen Hofes der Armuth, der Demuth und Heiligkeit Christi widersprechen; daß die Priesteraristokratie, die alle Laien zu Unmündigen und Knechten herabwürdigt, mit der Gleichheit aller durch Christus Erlöseten und mit der Freiheit der Kinder Gottes streite; daß die äußeren Werke und der Ablaß eines sündhaften Priesters nicht die rechten, von Christus gebotenen Mittel sein können, der göttlichen Gnade und der Heiligung im Herrn theilhaftig zu werden; daß menschliche Satzungen und Gebote nie das Recht erlangen können, sich über die ewigen Wahrheiten des göttlichen Worts zu erheben, und jede Entstellung, Verdunkelung oder Entziehung desselben Frevel und Sünde sei.

Solche Lehren und Grundsätze gingen freilich der römischen Kirche ans Leben und sie bot alle Macht und alles Ansehn auf, sie zu bestrafen und zu vertilgen. Sie gab den Ketzern gehässige Namen, verdammte ihren Glauben als einen verderblichen und heillosen, ihre Gemeinschaft als einen Bund mit dem Teufel, setzte Feuer und Schwert gegen sie in Bewegung, errichtete Inquisitionsgerichte und Scheiterhaufen,

predigte Kreuzzüge und bezeichnete die Hinmordung und Vernichtung der Ketzer als ein heilsames, Gott wohlgefälliges Werk. So wurden die Katharer, Albigenser, Waldenser und andere Abtrünnige verfolgt und ausgerottet. Johann Wikliff mußte auf Papst Martins Befehl 1428, vierundvierzig Jahre nach seinem Tode ausgegraben und sein Gebein verbrannt werden. Johann Huß und Hieronymus von Prag wurden auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz 1415 lebendig verbrannt. Man konnte Rom zurufen, was Christus in tiefer Betrübniß über Jerusalem Matth. 23, 37 sprach.

Sechstes Kapitel.

Die Päpste waren mit schnellen Schritten zu einer hohen Stufe der Macht emporgestiegen. Ihr unablässiges Streben war auf Herrschaft und Unabhängigkeit gerichtet. Dazu hatten sie, wie alle Ereignisse der Zeit, so besonders die falschen Isidorischen Dekretalen benutzt. Diese bestanden in einer Sammlung untergeschobener päpstlicher Sendschreiben, die im neunten Jahrhundert unter dem angenommenen Namen Isidorus, wahrscheinlich von dem Diakonus Benedikt zu Mainz, erdichtet worden sind. Sie sprechen von dem Papste mit der tiefsten Ehrfurcht, erheben ihn zum höchsten Herrn und Gesetzgeber in der Kirche, unabhängig von jeder weltlichen Macht. Er ist der Stellvertreter Christi auf Erden, der die Könige weihet, jeden Streit entscheidet, alle Schuld löset und bindet, der höchste Richter in weltlichen und kirchlichen Dingen, der Bischöfe ein- und absetzen darf, der den Beschlüssen der Synoden erst Gültigkeit ertheilt und in allen seinen Befehlen und Maßregeln zum Heil der Kirche untrüglich ist.

Wider Erwarten fügten sich Bischöfe und Fürsten der angemaßten Macht und jeder Sieg machte die Herrschsüchtigen unternehmender und dreister. Die deutschen Kaiser, die nach Rom wallfahrteten, um ihre Krone aus den Händen des heiligen Vaters zu empfangen, förderten selbst das Werk der Hierarchie, nicht ahnend, daß die päpstliche Größe einst das kaiserliche Ansehn überwältigen und einen langen schweren Kampf herbeiführen werde. Alle vorhandenen Elemente der päpstlichen Alleinherrschaft wußte Gregor VII (von 1073 bis 1085) mit starker Hand zusammenzufassen und sich zu einer Macht hinauf zu schwingen, die Bewunderung erregt. Ausgezeichnet durch einen hohen Muth, durch einen hellen Verstand und feine Staatsklugheit, wurde er von einem unbegrenzten Stolz und Ehrgeiz beherrscht und sein sittlicher Ernst artete nicht selten in Haß und Rachsucht aus. Unerschütterlich verfolgte er seinen großen Plan, die Kirche der weltlichen Hoheit ganz zu entziehn, den geistlichen Stand zum herrschenden, und sich selbst zum unbeschränkten Oberhaupt zu erheben. Wie groß war sein Triumph, als er den mächtigsten Regenten der Christenheit, den Kaiser Heinrich IV im Bußhemde, baarfuß, von Hunger und Durst geplagt, drei Tage und Nächte zwischen den hohen Mauern von Canossa um das Papstes Gnade flehen sah. Die Welt hat Aehnliches nicht wieder gesehn.

Gregor's Nachfolger bauten auf dem von ihm gelegten Grunde fort, und mit Hadrian IV (1154) fing eine Reihe von Päpsten an, welche mit ungemeinem Glück an der Vermehrung ihrer Macht arbeiteten. Den Glanzpunkt und höchsten Gipfel der Größe aber erreichte der päpstliche Stuhl unter Innocenz III (von 1198 bis 1216), der gelehrt, staatsklug, thätig und standhaft, aber auch herrschsüchtig, geizig und grausam, erreichte, was Gregor VII erstrebt hatte. Er gründete die Inquisition, machte die Ohrenbeichte zum Glaubens-

artikel, ertheilte und verweigerte die Kaiserkrone nach seinem Gefallen, setzte Könige ein und ab, vergab die erledigten Pfründen in allen Staaten selbst, und gebrauchte den Bannstrahl mit einer Kühnheit, die überall vom Glücke gekrönt ward.

Ein edles mächtiges Kaiserhaus erhob sich in seiner eigenthümlichen Größe und Herrlichkeit gegen den Uebermuth des päpstlichen Stuhls und hat in diesem Kampf einen Muth, eine Gesinnung, eine Größe des Geistes entwickelt, die wohl eines glücklicheren Erfolgs würdig gewesen wäre. Es war das glorreiche Haus der Hohenstaufen. Den Päpsten gelang die Vernichtung dieses Hauses 1268, aber dies war auch der letzte Sieg, dessen sie sich zu erfreuen hatten, denn ihr Ansehn sank sichtbar mit jedem Jahrzehend, besonders während des 72jährigen Exils in Frankreich. Philipp IV hatte Clemens V genöthigt, 1305 den päpstlichen Stuhl nach Avignon zu verlegen, und acht Päpste mußten in dieser abhängigen Lage verharren. Empörende Auftritte sahe die christliche Kirche zwischen den Päpsten zu Rom und Avignon, die sich gegenseitig auf die entsetzlichste Weise verfluchten. Ein inneres Gift zährte das noch gesunde Leben weg. Eine Nation nach der anderen kündigte dem Papste den Gehorsam auf und machte sich frei von seinem Einfluß. Auch in den mittleren Kreisen finden die römischen Prälaten keine Verbündeten mehr. Sie haben ihr Ansehn selbst vernichtet durch ein ärgerliches, unsittliches Leben, und durch Geringschätzung der Religion, die ihrem Schutze und ihrer Pflege anvertraut war.

Die Klagen über die Sittenlosigkeit des römischen Hofes wurden immer lauter und allgemeiner. Man hörte sie nicht bloß von den Fürsten und vom Volke, sonderu auch von der Geistlichkeit, besonders von den Franziskanern, die gegen das ärgerliche Leben der Päpste mit großem Freimuth predigten. Rom war der Tummelplatz aller weltlichen Lüste und Ausschweifungen geworden. Schwelgerei, Unzucht, Geiz, Betrug,

Vergiftung und die Ränke einer trugvollen Staatskunst trieben dort ihr heilloses Spiel. Bis zur Verworfenheit sank das lüderliche Leben Innocenz VIII, Johann XXIII, Alexander VI, Julius II und selbst Leo X. Alles war verkäuflich in Rom, das Heiligste ein Gegenstand des Spottes.

Auch an den Höfen der übrigen Prälaten und Bischöfe nahm ein üppiges, schwelgerisches Leben mehr oder weniger überhand. Die Bischöfe hatten überall aufgehört Gottesgelehrte zu sein und geistliche Dinge zu treiben. Sie liebten die Jagd, das Spiel, den Pokal, reichbesetzte Tafeln und ein prachtvolles Leben; für die kirchlichen Aemter hatten sie Stellvertreter. Aus den Klöstern war die Einfalt der Sitten, die Demuth des Herzens, der Eifer im Gebet allgemach verschwunden und eine grauenvolle Unwissenheit, Trägheit und Lüderlichkeit war dafür eingezogen. Die Bibel lag in den Kloster- und Kirchenbibliotheken an Ketten.

Und das arme Volk war ohne Trost und Licht, durch blinde Leiter von den grünen Auen des Evangeliums in die dürren Steppen des Unglaubens geführt. Der Gottesdienst war überall festgehalten im Aeußeren und Sinnlichen, überladen von Prunk und menschlichen Satzungen. Die Bedeutung vieler Ceremonieen kannten selbst die Priester nicht. Aeußere Werkheiligkeit war an die Stelle des lebendigen Glaubens getreten; Heiligen- und Reliquiendienst hatte die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit verdrängt; der Ablaßkram, die Wallfahrten, äußere Büßungen, das Abbeten des Rosenkranzes u. dergl. ließen die innere Buße und Besserung als entbehrlich erscheinen. Die heilige Schrift, welche die Unholde aus der Kirche und die Finsterniß aus dem Herzen hätte treiben können, war ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch.

Welche dichte Finsterniß sich auch über die Mark gelagert hatte, sieht man aus der Menge von wunderthätigen

Marienbildern und Wallfahrtsorten, die ganze Schaaren von heilsbegierigen Pilgern nach sich zogen. Das Wilsnacker Wunderblut, das aus drei heiligen Hostien unabläßig fließen sollte; die, alle leibliche Gebrechen heilende Madonna zu Göritz; die heilige Anna zu Crüssow, die besonders den Frauen und Müttern, die zu ihr wallfahrteten, holdselig und hülfreich war; die Mutter Gottes zu Nykamer, die gegen dringende Gebete und reichliche Gaben Haupt und Hand bewegte; das heilige Blut zu Belitz, das wie das Wilsnacker Gebrechen des Leibes und der Seele heilte; das vom Himmel gefallene Kreuz zu Bismark in der Altmark, das an Preßhaften und Sündenbelasteten große Wunder that; das gebenedeite Wunderbild der Mutter Gottes zu Reichenfelde in der Neumark, und andere zu Tangermünde, zu Zieſar, zu Lenzen und Angermünde; die Partikel vom Arm der heiligen Barbara aus Wilsnack, und dergl. Dies waren die Quellen des Heils, aus welchen die Mühseligen und Beladenen Troſt, Rath, Hülfe und Vergebung der Sünden schöpfen sollten. Dabei wurde das Volk durch allerlei Spuk und Teufelswerk geängstigt, wie durch das Wodansheer, durch den feurigen Gumk, Claus Burr, den Rockenmöhn, durch Tückbolde, Weerwölfe, Erdgeister u. s. w.

Doch finden wir in jener traurigen Zeit des tiefen Verfalls der Kirche und Christenheit nicht nur fromme Männer, die das Kleinod des Glaubens im stillen Herzen bewahrten und eine unsichtbare evangelische Kirche bildeten, sondern auch heldenmüthige Zeugen der Wahrheit, welche die Gebrechen der Kirche offenkundig darlegten, die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums in ursprünglicher Lauterkeit verkündeten, mit heiligem Zorn gegen die Sittenlosigkeit ihrer Zeitgenossen, gegen das wüste und wilde Leben der Klerisei und Ordensmänner, gegen die Anmaßungen des Papstes und der Bischöfe eiferten und auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern drangen. Auch in der Mark Brandenburg finden

sich Zeugnisse, wie das eigene Nachdenken frommer Männer auf vieles führte, was der römischen Kirche entgegen war.

Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, besonders seit Erfindung der Buchdruckerkunst, begann es in den Köpfen zu tagen. Die Schriften der Alten erwachten aus dem Moder, in dem sie lange begraben lagen, zu einem neuen Leben. Nach der Eroberung von Constantinopel wanderten gelehrte Griechen nach Italien und verbreiteten durch die Kenntniß ihrer Sprache ein besseres Verständniß der heiligen Urkunden des Christenthums. Auch das Hebräische, längere Zeit nur ein Eigenthum jüdischer Rabbiner, wurde wieder erforscht und gelehrt. Männer, wie Reuchlin, Rhenanus, Erasmus, Ulrich von Hutten, Wimpheling, Johann Trithemius, Bilibald Pirkheimer verscheuchten die Nebel der mönchischen Finsterniß. Ueberall sind die Geister in Bewegung und erwachen aus dem langen Schlafe, wie aus den Fluthen ein neuer Welttheil auftaucht. Alles drängt sich einer neuen Zeit entgegen und wartet auf den belebenden Hauch des Frühlings.

Siebentes Kapitel.

Das Werkzeug, dessen sich Gott zunächst bediente, die höchst nöthige, längst ersehnte Reformation der Kirche herbeizuführen, war Martin Luther, ein Augustinermönch zu Wittenberg. Er war den 10 November 1483 zu Eisleben geboren, sein Vater, ein Bergmann, der ihn mit großer Strenge erzog und ihn in seinem vierzehnten Jahre nach Magdeburg auf die Schule der Franziskaner und dann zu Verwandten seiner Frau nach Eisenach brachte. An beiden Orten mußte er sein Brot mit Singen vor den Thüren verdienen.

Eine fromme Frau, Namens Cotta nahm den jungen Schüler, an dessen Gesange sie sich erbaut hatte, an ihren Tisch und ward seine Wohlthäterin. In seinem achzehnten Jahre bezog er die Universität Erfurt, wo er zum erstenmal zu seiner großen Ueberraschung und Freude eine vollständige Bibel sah und darin mit wachsendem Eifer las.

Seinen Freunden unerwartet und seinem Vater höchst unerwünscht trat er 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt. Hier studirte er fleißig und ergab sich den Uebungen klösterlicher Frömmigkeit mit verzehrendem Eifer, so daß er selbst von sich sagt: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe meinen Orden so strenge gehalten, daß ich's nicht sagen darf. Ist nun ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollt' ich auch hineingekommen sein. Das werden mir zeugen alle Klostergesellen, die mich gekannt haben; denn ich hätte mich, wenn's länger gewährt, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und andrer Arbeit." Die Mönche, meistens Leute von gemeiner Natur und fleischlichen Ansichten, spotteten der mühvollen Frömmigkeit des schwärmerischen Jünglings, trugen ihm die niedrigsten Dienste auf und schickten ihn mit dem Bettelsack durch die Stadt. Bruder Martin ertrug alles mit großer Geduld und ließ sich in seinem werkheiligen Leben nicht stören. Er las nebenbei die Werke seines Ordensheiligen, des Augustinus, das Büchlein von der deutschen Theologie, den Tauler und Thomas a Kempis, besonders aber die heilige Schrift, die er vollständig in der Klosterbibliothek gefunden hatte. Sie blieb der Schatz, von dem er sich nun nicht mehr trennte, das Heiligthum, in dessen Inneres er immer tiefer einzudringen suchte, das feste prophetische Wort, in dessen Geist und Sinn er sich immer mehr hineinzuleben bestrebte.

Bei so vielen Anstrengungen und Beschwerden erlag sein geschwächter Körper. Er verfiel in eine schwere Krankheit und

sein Geist in einen angstvollen Trübsinn. Der General-Vicar des Augustinerordens, Johann von Staupitz, der in Luther den fähigen Kopf, den regen Geist und das fromme Gemüth erkannt hatte, ermuthigte den verzagten Ordensgenossen zum Vertrauen auf das Verdienst seines Heilandes und zu einem zweckmäßigen Lesen der heil. Schrift. Im Jahre 1507 hatte Luther die Priesterweihe erhalten und er sollte nun auch die Kanzel besteigen. Aber dazu konnte er sich aus Ehrfurcht vor dem heiligen Werke und aus Mißtrauen gegen seine Fähigkeit lange nicht entschließen. Luther, nachmals ein so gewaltiger Prediger voll prophetischen Feuers und hohen Geistes, der dem deutschen Predigtwesen eine neue Richtung gab, und in dessen glaubens- und salbungsvollen Worten noch jetzt so viele Christen ihre Erbauung finden — Luther war zu schüchtern, die Kanzel zu betreten. Auf Staupitzens Zureden wagte er es, erst im Betsaale des Klosters und dann in der Kirche zu predigen.

Der treue Freund und Gönner Luthers, der fromme Abt Staupitz, schlug ihn dem Churfürst von Sachsen, Friedrich dem Weisen, zum Lehrer der philosophischen Wissenschaften auf der neuerrichteten Universität Wittenberg vor. Diesem neuen Berufe unterzog sich der fleißige Martin in Demuth und aus Gehorsam, doch brannte sein Herz vor Ungeduld, ehe es ihm gestattet war, die Theologie, seine höchste und liebste Wissenschaft zu lehren. Als er nun aber die heilige Schrift lehren und auslegen durfte, da erlernte er die dazu nöthigen Sprachen mit unermüdlicher Lust. Im Jahre 1512 wurde er Doctor der heil. Schrift, eine Würde, die er erst auf Zureden seines Freundes Staupitz anzunehmen den Muth hatte. „Es läßt sich ersehen, erwiederte derselbe auf Luthers Bedenken, unser Herrgott werde bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen; darum wird er viel junge und arbeitsame Doctores haben müssen, durch die er seine Händel

verrichte. Ihr lebet nun oder sterbet, so bedarf Gott Euer in seinem Rath. Darum folget dem, was Euch Euer Convent auflegt, wie ihr denn mir und demselben auf Euer Profeß schuldig seid, zu gehorsamen."

Die neue Würde gab dem Manne Gottes auch einen neuen Geist und Muth. Wir sehen seit dieser Zeit mehr Entschlossenheit und Selbstvertrauen in seinen Worten und Handlungen. Er hatte es Gott geschworen, das Evangelium rein und lauter, ohne Menschenfurcht zu verkündigen, ein Verfechter des göttlichen Worts ohne Verzagtheit und Kleinmuth zu sein, falsche und irrige Lehren nicht zu dulden und allen Feinden der Wahrheit muthig in den Weg zu treten. „Ich wollte", schreibt er in einer späteren Zeit, „für mein Doktoramt alles Gut der Welt nicht nehmen; denn ich müßte wahrlich zuletzt verzagen in der großen schweren Sache, so auf mir liegt, wenn ich sie als ein Schleicher ohne Beruf und Befehl angefangen hätte. Aber nun muß Gott und alle Welt mir zeugen, daß ich's in meinem Doktorat und Predigtamt öffentlich angefangen und geführt habe in Gottes Gnaden."

Luther hatte gleich bei seiner Ankunft in Wittenberg das Augustinerkloster bezogen und übernahm auch für dasselbe viele Geschäfte. In Angelegenheiten seines Ordens machte er 1510 eine Reise nach Rom, die auf sein ganzes Leben einen entschiedenen Einfluß hatte. Im Herzen ein treuer Katholik, fiel er beim Anblick von Rom auf seine Knie, hob seine Hände auf und sprach: „sei gegrüßt du heilige Stadt!" Er verrichtete seine Andacht in allen Kirchen und Kapellen, besuchte alle Wallfahrtsplätze und geweihte Oerter und rutschte auf seinen Knieen die Pilatusstiege hinan. „Ich war zu Rom auch so ein todter Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klüfte, und glaubte alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Ich habe wohl an zehn Messen zu Rom gehalten und es that mir dazumal sehr leid, daß mein Vater und meine Mutter

noch lebten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen und anderen trefflichen Werken und Gebeten mehr.“ Er mußte aber gar traurige Erfahrungen von dem Unglauben und dem leichtfertigen Wesen der hohen Geistlichkeit machen und er verließ mit Betrübniß und Unwillen die entartete Hauptstadt der Christenheit.

Hatte ihn die Reise nach Rom mit dem Sinn und Treiben des päpstlichen Klerus bekannt gemacht, so lernte er auf einer Visitationsreise im Thüringischen und Meissenschen, die er in Staupitz Abwesenheit 1516 unternehmen mußte, auch die großen Gebrechen des Kloster- und Mönchswesens kennen. Doch konnte dies seine Seele wohl mit Traurigkeit füllen, aber nicht zu einem Auftreten gegen Papst und Kirche bewegen. Die Anregung dazu kam aus dem Leben des Volks und griff unmittelbar in seinen Beruf als Seelsorger (denn der Rath zu Wittenberg hatte ihn zum Pfarrer bestellt) und als Doctor und Lehrer der heiligen Schrift auf einer angesehenen Hochschule. Es war kein unruhiger, neuerungssüchtiger Geist, der ihn zur Reformation trieb, sondern das lebhafte Gefühl seiner Pflicht, womit auch sein Recht dazu begründet war.

Die Päpste waren bei ihren heillosen Verschwendungen und bei der reichen Begüterung ihrer Verwandten sehr oft in Geldnoth gerathen und dachten auf allerlei künstliche Mittel zur Erwerbung neuer Summen. Wie die weltlichen Herren, wenn sie mit ordentlichen Steuern nicht ausreichen, zu Lotterieen und Ausspielungen ihre Zuflucht nehmen, also führten die Päpste seit Bonifacius VIII ergiebigem Jubeljahre, einen völligen Ablaß und Sündenkram ein. Da gab es Fleisch- und Butterzettel, Ablaßbriefe zum Kriege gegen die Türken und Hussiten, zum Bau von Kirchen und Klöstern, Brücken, Landstraßen und dergl. Besonders wurde das arme Deutschland durch Anpreisung und Vertrödelung solchen Ablasses bedrückt und ausgesogen. „Der Papst und die Welschen waren

nicht zu ersättigen, sagt ein Zeitgenoß, und obgleich alles nicht zum Kriege gegen die Türken oder zum Aufbau von Kirchen, sondern zu des Papstes Pracht und Hochmuth, zu der Kardinäle Schwelgerei, und zur Förderung römischer Büberei angewendet wurde, so kamen sie doch jedes Jahr mit neuen Bullen und Briefen."

Papst Leo X, ein prachtliebender, verschwenderischer Herr aus dem Hause der Mediceer, ein Freund der Künste und Beförderer der Talente, brauchte für sich und seine Günstlinge unermeßliche Summen. Er suchte deshalb die alte unerschöpfliche Sündenquelle auch für sich in eine ergiebige Quelle des Gelderwerbs zu verwandeln. Der Ausbau der, von seinem Vorgänger Julius II angefangenen St. Peterskirche in Rom und die Bekämpfung der türkischen Macht, mußten dazu den Vorwand geben. Die Sünden des armen Deutschlands wurden förmlich in Pacht gegeben. Generalpächter war der Churfürst Albrecht von Mainz, Markgraf von Brandenburg, Bruder Joachim I, der wie Leo X einen glänzenden Hof machte und viel Geld brauchte. Zu den Unterpächtern gehörte der berüchtigte Dominikanermönch Johann Tezel, der schon früher unter anderen Ablaßkrämern gedient und dabei ein schweres Geld zusammengebracht hatte; doch war er wegen seines zügellosen und ärgerlichen Lebens bei allen Gutgesinnten verhaßt.

Dieser gewandte, marktschreierische Sündentrödler trieb sein Handwerk mit eben so großem Glanze als Unverschämtheit. Er fuhr als ein vornehmer Prälat unter dem Geläute der Glocken in großer Pracht in die Städte ein. Die päpstliche Ablaßbulle wurde auf einem Sammetkissen vor ihm her getragen. Feierliche Processionen zogen ihm unter Gesang und Räucherung mit Kreuz und Fahnen entgegen und geleiteten ihn in die Hauptkirche. Da wurde dann ein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen aufgerichtet, von welchem Tezel behauptete, es sei so kräftig und heilbringend als das Kreuz Christi

selbst. Nach einer unverschämten Lobpreisung der Wunderkraft des Leonischen Ablasses, der die Seelen unmittelbar aus dem Fegfeuer in den Himmel führt, von allen Sünden, auch von den zukünftigen, völlig reinigt und den ärgsten Verbrecher wohlgefällig vor Gott macht, begann dann der Verkauf der feilen Waare, die einen reißenden Abgang fand. Man hatte ja nicht nöthig zu beichten, Buße zu thun und ein gebessertes Leben zu führen.

In Kurzem standen die Beichtstühle leer, und die wenigen, die in denselben erschienen, weigerten sich, die ihnen auferlegten Bußen zu übernehmen, weil sie mit dem Ablaß zugleich Befreiung von allen Bußen erkauft zu haben glaubten. Dies schmerzte Luthern tief. Er hielt es für seine Pflicht, seine Beichtkinder über das Wesen des Sündenablasses zu belehren und that dies in einer Reihe von Predigten, worin er zeigte, wie nur in der Buße und Besserung die Bedingung der Sündenvergebung zu suchen sei. Eine dieser Predigten schloß er mit den Worten: „Ob Etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit schädlich ist im Kasten, so achte ich doch solch Geplärre nicht groß, sintemal dies nur etliche finstere Gehirne thun, die die Bibeln nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre eigenen Lehrer nie verstanden, sondern in ihren löcherigten, zerrissenen Opinionen viel nahe verwesen; denn hätten sie jene verstanden, so wüßten sie auch, daß sie niemand sollten lästern unverhört und unüberwunden. Gott gebe uns und ihnen rechten Sinn!“

Hatte er hier als Prediger und Seelsorger gesprochen, so wollte er nun auch als Doktor der Theologie die heilige Sache der Wahrheit verfechten. Darum schlug er am Vorabend des Festes aller Heiligen, das zu Wittenberg wegen der Stiftskirche aller Heiligen mit besonderer Festlichkeit begangen wurde, an die Thür dieser Stiftskirche die berühmten 95 Sätze gegen den Ablaß an, welches mit Recht als der Anfang der Refor-

mation betrachtet werden muß. Ein solcher Anschlag war eine damals auf den Universitäten gewöhnliche Aufforderung zum öffentlichen Disputiren. Es stand daher jedem frei, seine Einwendungen gegen diese Sätze vorzubringen. Die öffentliche Aufstellung derselben war ein sehr kühner Schritt. Bei aller Schonung gegen den päpstlichen Stuhl widersprachen sie doch solchen Lehren, die derselbe nicht bloß gebilligt, sondern öffentlich ausgesprochen hatte. Luthers Behauptungen überschritten deshalb die Grenzen eines Schulstreits und griffen eine Macht an, die Zweifel gegen ihre Aussprüche hart zu ahnden gewohnt war. Daran hatte Luther im Eifer für die Wahrheit nicht gedacht, und bei seinem Angriff auf Tezel nicht einen Kampf gegen den Papst und die Kirche beginnen wollen. Der fromme Mann hatte die Ehre der Kirche retten, christliche Wahrheit an's Licht bringen und den schändlichen Mißbrauch, den ein unwissender Mönch mit den päpstlichen Indulgenzien trieb, nachweisen wollen. Er hatte geglaubt, daß die Gelehrten und Bischöfe ihn dabei kräftig unterstützen und der Wahrheit die Ehre geben würden. Statt dessen sah er zu seinem Erstaunen, daß man seine Theses als einen Fehdebrief gegen die Kirche aufnahm, daß die Diener derselben in Haß und Zorn sich gegen ihn erhoben, daß die Gelehrten schwiegen, und daß der Dominikanerorden alles gegen ihn in Bewegung setzte.

Achtes Kapitel.

Um seinen Schritt zu rechtfertigen, wandte sich Luther brieflich an den Churfürst Albrecht von Mainz und an die Bischöfe von Brandenburg, Meißen, Merseburg und Zeitz, und machte sie auf das Unwesen aufmerksam, das unter ihrem Namen und vor ihren Augen ungescheut getrieben wurde.

Doch war der Bischof von Brandenburg, Hieronymus Scultetus (Schulz), der einzige, der ihn einer Antwort würdigte. Dieser Prälat, eines Freischulzen Sohn aus Gramschütz bei Glogau, hatte sich durch seine Gelehrsamkeit die Doktorwürde und das Pfarramt in Cottbus verschafft. Der Churfürst Joachim I hatte Gelegenheit, seinen geweckten Geist, seine vielseitige Bildung und Gewandtheit in Geschäften kennen zu lernen und bediente sich seiner zu verschiedenen Staatsgeschäften. Er mußte oft bei Hofe erscheinen, wo ihn der Churfürst auch wegen seiner heiteren Laune, wegen seines lebhaften Gemüths und seiner witzigen Unterhaltung sehr lieb gewann. Darum verlieh er ihm 1506 das erledigt gewordene Bisthum Brandenburg, wählte ihn bei der Taufe des Markgrafen Johann zum Pathen, nahm ihn mit auf seine Reisen und zog ihn in allen wichtigen Staatsgeschäften zu Rathe. Im Jahre 1520 bekam er auch das Bisthum Havelberg, womit der Churfürst zugleich seinen, mit den Gesandschaften verbundenen Aufwand bezahlte.

Der umsichtige Bischof erkannte in den Thesen und in der Zuschrift Luthers bald den frommen Eiferer für Recht und Wahrheit, aber auch die Gefahr, die der Kirche und der höheren Geistlichkeit aus solchem Streit erwachsen konnte. Er schickte deshalb den Abt des Klosters Lehnin mit einem eigenen Schreiben an Luther nach Wittenberg, bezeugte dem frommen Mönche wegen seines Eifers Gunst und Beifall, mißbilligte den unbescheidenen Ablaßkram, gestand, daß er in seinen Behauptungen keinen Irrthum, vielmehr dieselben rechtgläubig und wohlbegründet gefunden habe, ermahnte ihn jedoch, jedes Aergerniß zu vermeiden, die Predigt vom Ablaß, die Streitsätze und die Rechtfertigung derselben nicht weiter zu verbreiten und die ganze Sache im Stillen verlaufen zu lassen. Luther, überrascht, daß ein angesehener Prälat der Kirche, sein vorgesetzter Bischof, der nur zu befehlen hatte, so freund-

lich zu ihm redete und den Abt eines berühmten Klosters zu ihm sändte, erklärte, er wolle sich seinem hochwürdigen Herrn fügen und lieber gehorsam sein, als Wunder thun, wenn er sie auch verrichten könnte.

Der Bischof Hieronymus nahm diese Erklärung wohlgefällig auf und kam, als diese Angelegenheit einen raschen Fortgang nahm, so daß Luther selbst sie nicht mehr aufhalten konnte, zu Anfange des Jahres 1519 selbst nach Wittenberg, und ermahnte den freiherzigen Mönch, ein so gewagtes Spiel mit dem Papst und der Kirche nicht zu unternehmen und dadurch ihn selbst in Sorge und Verlegenheit zu bringen. Dem Churfürst Joachim war zwar der Ablaßhandel des unverschämten Dominikaners höchst unangenehm, weil damit dem armen Volke eine schwere Kontribution auferlegt und eine große Summe Geldes außer Landes geführt wurde, doch als ein gehorsamer Sohn der Kirche und ein treugesinnter Bruder des Generalpächters zu Mainz mochte er sich gegen dieses Ausplünderungssystem nicht erklären. Ja er hatte sogar auf des Bruders Gesuch dazu Vollmacht gegeben und den Ablaßkrämern landesherrlichen Schutz zugesagt. In einem Mandat vom 17 September 1517 heißt es: „Wir Joachim von Gottes Gnaden u. s. w. entbieten allen und jeglichem unsrer Prälaten, Grafen, Herrn und Ritterschaft Gunst und Gruß, und geben euch zu erkennen, daß der allerheiligste in Gott, Vater und Herr, Herr Leo, der heiligen christlichen Kirchen oberster Bischof und Papst, unser allergnädigster Herr, aus beweglichen Ursachen, und insonderheit zum Heil und zur Seligkeit der christgläubigen Seelen merklichen und gnädigen Indulgenz und Ablaß gegeben und deshalb den ehrwürdigsten in Gott und hochgeborenen Fürsten und Herrn, Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, des heiligen römischen Reichs durch Germanien Erzkanzler u. s. w. unsern freundlichen lieben Herrn und Bruder in etlichen Provinzen zur Aus-

breitung und Vollführung desselben Ablasses zum Kommissarius verordnet hat, nach Meldung der päpstlichen Bullen, darüber ausgegangen. So denn Se. Liebden aus merklichen ehaffter (dringender) Verhinderung beladen, solches durch seiner lieben Person nicht bestellen mag, hat Se. Liebden den würdigen und hochgelahrten Herrn Johann Tezel, Baccalauren der heil. Schrift, Ketzermeister, Predigerordens subdelegirt, konstituirt und gesetzt; solch Indulgenz und Ablaß wir in unsern Landen, päpstlicher Heiligkeit zu gehorsamen und unsern Unterthanen zum Heil und Trost, zu verkündigen vergönnt, und genannten Herrn Johann Tezel und allen anderen seinen subdelegirten und gesetzten Subcommissarien, so glaublichen Schein und Anzeigung unsers Befehls vollbringen werden, unser sicher friedsam Geleit, solchen päpstlichen Ablaß in unseren Landen, Städten und Gebieten frei und ungehindert zu verkünden, euch auch an ihnen und ihren Dienern, so wie an ihrem Hab und Gut weder mit Worten noch mit Werken zu vergreifen, sondern sicher und ungefährdet hin- und herziehen und wandeln lassen." Papst Leo X, über diese gut römische Gesinnung höchlichst erfreut, verstattete noch im Jahre 1517 dem Churfürsten, dessen Gemahlin und dem ganzen churfürstlichen Hause aus besonderer Gunst, Ablaß, Wahlfreiheit des Beichtvaters und andere geistliche Benefizien.

Tezel kam nun selbst nach Berlin mit gewohntem Gepränge und kirchlichem Glanz, rühmte in seinen Ablaßpredigten des Churfürsten Frömmigkeit und Submission, und versprach seinen Landen und Städten einen besonders reichen Seegen von des Papstes gnadenvollem Ablaß. Aber der Churfürst wie der Bischof von Brandenburg hatten Gelegenheit genug, den unwissenden, hochmüthigen und geldgierigen Zöllner kennen zu lernen. Im Stillen freuten sie sich deshalb des herzhaften Luther, aber sie mochten sich's auch nicht verhehlen, daß der hingeworfene Fehdehandschuh einen langen und

schweren Kampf herbeiführen könne. Darum das leise Auftreten und das freundliche Beschwichtigen des Bischofs Hieronymus. Luther versicherte ihn, er sei nicht auf eine leichtsinnige Weise in den Handel gerathen, habe dabei weder dem Papste noch der heiligen Kirche zu nahe treten, sondern nur die Wahrheit an den Tag bringen und das Heil der ihm anvertrauten Seelen retten wollen, er werde gern in seiner einfachen Zelle verborgen bleiben, wenn nur seine Feinde ihre Angriffe und Schmähungen einstellen wollten.

Eben jene gehässige Anklagen nöthigten Luthern, seine Rechtfertigung der Thesen drucken zu lassen. Er schickte sie seinem Bischofe zu und schrieb ihm dabei am 22 Mai 1518: „Weil Ew. Ehrwürden uns durch die Barmherzigkeit Christi zum Ordinarius dieses Orts gegeben ist, und du fromme und gelehrte Leute nicht bloß lieb und werth hältst, sondern sie auch aus sonderlicher Freundlichkeit und Güte hoch stellst und verehrst: so halte ich es für meine Pflicht, das begonnene Werk dir zu vertrauen und zu Füßen zu legen. Du hast ja über die Lehren und Studien dieses Orts zu richten. Darum bitte ich, gnädigster Bischof, du wollest meine thörichte Gedanken über die Sache schonend beurtheilen. Und damit Niemand glaube, ich hätte etwas kühnlich behauptet, so bitte ich, ehrwürdiger Vater, du wollest Feder und Dinte nehmen und ausstreichen, was dir mißfällt, ja alles in's Feuer werfen. Mir ist's ganz recht. Ich weiß wohl, daß Christus meiner Arbeit und meines Dienstes nicht bedarf; er wird auch ohne mich seiner Kirche Heil verkünden, obgleich es gefährlich ist, in derselben die Wahrheit zu predigen, um der großen Sünder willen, die sie weder verstehen, noch zu ihrem Besten gebrauchen. Ich erkläre aber hiermit ausdrücklich und mit klaren deutlichen Worten, daß ich in der Sache des Ablasses nur disputire, aber nichts feststelle. Dies erkläre ich nicht etwa aus Furcht vor meiner Feinde Dräuen und Bannbriefe —

wie könnte ich vor ihrer Dummdreistigkeit und großer Unwissenheit erschrecken! Wären sie nicht so vermessen und unverschämt, so sollte niemand weiter von mir etwas hören. Wie gern möchte ich in stiller Verborgenheit fortstudiren. Ist's nicht Gottes Sache, so soll's auch nicht meine sein. Lob und Ehre dem, dem sie allein gebühret, welcher sei hochgelobt in Ewigkeit!"

Als der Churfürst von Mainz sich bei dem Bischof Hieronymus über den Unfug in seiner Diöcese beschwerte, und Joachim sich in harten Worten über den verwegenen und widerspenstigen Mönch zu Wittenberg äußerte, da änderte auch der Prälat als ein guter Hofmann seine Gesinnung gegen Luther und schalt ihn einen Ketzer und verlornen Sohn der Kirche. „Hätte er nur die Universität Wittenberg und den Churfürst von Sachsen nicht zum Schutz, äußerte er einst, so wollte ich mit ihm wohl fertig werden. Auf die Gelehrten darf er sich nicht verlassen, denn Erasmus und Fabricius sind Freunde des Papstes. Aber ich will mein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, als bis ich ihn wie Huß auf dem Scheiterhaufen sehe." Luther schrieb am 3 Oktober 1519 an Staupitz: „mein Bischof ist ein guter Mann, aber er unternimmt wie Moab mehr als er leisten kann. Er soll gesagt haben, er werde nicht eher ruhen, als bis er Luthern vom Feuer verzehrt sehe, wie diesen Zettel, den er alsbald in's Kaminfeuer warf." Hieronymus starb am 29 Oktober 1522, ohne daß er im Stande gewesen wäre, seinen gewiß auch nicht ernstlich gemeinten Vorsatz auszuführen.

Leo X schien die Sache anfangs für einen Mönchsstreit zu halten und kümmerte sich wenig darum, obgleich ihn Hogstraten aufforderte, den verwegenen Ketzer zum Feuer zu verdammen. Dieser war mit den Freunden der alten Finsterniß sehr geschäftig, dem edlen Streiter Schmach und Ungemach zu bereiten. Am unsinnigsten aber geberdete sich

der armselige Tezel. Er überhäufte Luthern mit den gemeinsten Schmähungen und drohete mit Feuer und Schwert. Um sich jedoch das Ansehn zu geben, als wisse er seine schlechte Sache auch auf eine gelehrte Weise zu rechtfertigen, so ging er nach Frankfurt zu seinem alten Lehrer, dem Dr. Konrad Wimpina. Durch diesen ließ er zweierlei Streitsätze zur Rechtfertigung des Ablasses anfertigen, um sie unter dem Vorsitze seines gelehrten Freundes zu vertheidigen und sich dadurch die höchsten Würden in der Theologie zu verschaffen. Wimpina stand in dem Rufe großer Gelehrsamkeit, war der Stolz der neubegründeten Universität und zog durch seinen Namen viele Studirende nach Frankfurt. Er glaubte auch aus Dankbarkeit gegen den Erzbischof von Mainz und gegen Papst Leo X, die beide die Universität mit Gnadenbriefen beschenkt hatten, Tezels Parthei ergreifen und seine Sache rechtfertigen zu müssen. Dazu kam der Neid über den wachsenden Flor der Wittenberger Hochschule.

Die Disputation, zu welcher sämtliche Geistliche und Mönche der Mark und Umgegend eingeladen waren, begann am 20 Januar 1518. Eingeleitet hatte sie der brutale Dominikaner durch ein Auto da Fe, das er in der Gubner Vorstadt bei der St. Gertrudkirche hielt. Er warf hier nach einer wüthenden Rede gegen den ruchlosen Ketzer die Theses und den Sermon vom Ablaß in einen angezündeten Holzhaufen. Zu der Disputation waren über dreihundert Mönche und Kleriker nach Frankfurt gekommen; aber von diesem unwissenden Haufen hatte Tezel nichts zu fürchten. Sie waren stumme Bewunderer der Wimpinaschen Gelehrsamkeit. Nur ein junger bibelkundiger Student trat gegen die Behauptungen der beiden Wortführer in einer fließenden lateinischen Sprache mit Worten der Schrift und der Kirchenväter entschlossen auf und setzte die Kämpfenden in nicht geringe Verlegenheit. Es war dies der nachherige General-Superin-

tendent von Pommern und Lehrer der Gottesgelahrtheit zu Greifswalde, Johannes Knipstrow.

Neuntes Kapitel.

Luther hatte sich in einem demüthigen Schreiben an den Papst Leo selbst gewandt und ihm die Erklärung seiner Thesen zugeschickt. Mit Freimüthigkeit deckte er das Verderben der Kirche auf und suchte dem Papst die Augen zu öffnen über den Abgrund, an den sie durch blinde Leiter geführt war. Doch in Rom glaubte man, die Bewegung in Deutschland durch gewaltsame Maßregeln hemmen zu können, und entbot den verwegenen Mönch zur Verantwortung seiner ketzerischen Lehren nach Rom. Durch die Verwendung des Churfürsten von Sachsen, Friedrich des Weisen, wurde dieser Befehl dahin abgeändert, daß Luther nach Augsburg kommen und sich dort vor dem Kardinal Cajetan verantworten sollte. Dies geschah im Oktober 1518. Aber der Kardinal hatte nicht die Absicht, mit Luther über seine Lehrsätze zu disputiren, sondern er verlangte einen unbedingten Widerruf. Als den der gewissenhafte Lehrer und Zeuge der Wahrheit nicht geben konnte, entließ ihn der erzürnte Kirchenfürst mit den drohenden Worten: „gehe hin und komm nicht wieder zu mir, du wolleſt denn einen Widerruf thun!“ Zu seinen Freunden aber sagte er: „mit dieser Bestie mag ich nicht weiter disputiren, denn sie hat ein Paar schlimme Augen und wunderliche Gedanken im Kopfe.“ Luther aber meinte, der Kardinal sei ein schlechter Theologe und zu geistlichen Dingen so ungeschickt, wie ein Esel zum Harfenspiel.

Eben so fruchtlos war eine andere Unterhandlung, die Luther im folgenden Jahre mit Karl von Miltitz, päpst-

lichen Legat und Domherrn von Mainz, Trier und Meissen, in Spalatin's Hause zu Altenburg hatte. Wenn Cajetan durch sein herrisches, hochfahrendes Wesen den armen Mönch zu schrecken suchte, so wollte ihn Miltitz durch ein freundliches, herablassendes Wesen und schmeichlerische Worte gewinnen. Doch dies wie jenes wirkte nicht auf einen Mann, der die Wahrheit über alles liebte und sein Leben in aller Demuth und starkem Vertrauen Gott befohlen hatte. Noch einmal sandte er ein demüthiges Schreiben an den Papst, versicherte seine Ehrfurcht vor dem heil. Stuhl, seine Anhänglichkeit an die römische Kirche und seinen Gehorsam gegen ihre Befehle; nur müsse man nichts gegen die klaren Aussprüche der heil. Schrift und gegen den Befehl Jesu Christi verlangen; im übrigen könne er den Lauf der Sache nicht hindern, da sie nicht mehr in seiner Gewalt sei.

Und so war's allerdings. Es lag außer seiner Macht, zurück zu nehmen, was er, getrieben vom Geiste des Herrn, vor aller Welt ausgesprochen hatte. Luther war ein Werkzeug in Gottes Hand. Das zur rechten Zeit gesprochene Wort fand Anklang in tausend Herzen, die sich nach dem Troste und Lichte des Evangeliums sehnten. Als wären die Engel Botenläufer gewesen, so wurden seine Thesen durch ganz Deutschland und über die Grenzen desselben hinaus in unglaublicher Schnelligkeit verbreitet. Das Volk schaute in freudiger Ueberraschung auf, die Gelehrten folgten dem Wegweiser in die Worte und den Sinn der heiligen Schrift, und die Fürsten erkannten die Würde und Wichtigkeit ihrer erhabenen Stellung. Wenn auch keiner beim ersten Auftreten Luthers den Muth hatte, mit ihm in den Kampfplatz hinabzusteigen, so führte ihm die Folgezeit doch manchen herzhaften Bundesgenossen und tapferen Mitkämpfer zu.

Unter ihnen erhob bald seine mächtige Stimme der edle Rittersmann Ulrich von Hutten, der mit Ernst und Kraft,

mit Witz und Spott, durch Rede und Schrift, für Recht und Wahrheit, gegen die Feinde des Lichts und gegen die Despoten in der Kirche kämpfte. Nicht minder eifrig sprach und schrieb für Luthers Sache Andreas Bodenstein, genannt Carlstadt, ebenfalls Lehrer der Gottesgelahrtheit in Wittenberg, ein Freund und Anhänger des Reformators, der ihn früh von den dürren Steppen scholastischer Philosophie auf die grünen Auen evangelischer Wahrheit geführt hatte. Es ist nur zu beklagen, daß er späterhin in die düstern Gebiete der Schwärmerei trat und die Wahrheit verläugnete, die er früherhin so herzhaft vertheidigt hatte. Ganz besonders aber gehörte zu den Beförderern des großen segensreichen Werkes, der Kirchenverbesserung ein Mann von gründlicher, vielumfassender Gelehrsamkeit, von tiefem und reichem Gemüth, von frommer und edler Gesinnung, von einem hellen, gebildeten Geist. Dies war Philipp Melanchthon, Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg.

Die Vorsehung hatte dem edlen Streiter für das Heil der Kirche große Mühen und Gefahren zugedacht. Er bedurfte dazu nicht nur Muth und Entschlossenheit, sondern auch Weisheit und ruhige Besonnenheit. Sein edler Trotz mußte gemildert werden durch ein stilles, sanftes Gemüth. Bei schweren anstrengenden Arbeiten durfte ihm ein fleißiger und tüchtiger Gehülfe, bei schmerzlichen Erfahrungen ein theilnehmender Freund nicht fehlen. Den gab ihm Gott in dem liebevollen, geistreichen, gelehrten Schüler Reuchlins. Ohne Melanchthon hätte das Werk der Reformation so glücklich und segensreich nicht ausgeführt werden können.

Auch der Landesherr Luthers, der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, wurde ein besonderes Werkzeug in der Hand Gottes zur Förderung seines Reiches. Der bisherigen Kirchenreligion eifrig ergeben, hatte er in früheren Jahren eine Wallfahrt nach Palästina gemacht und die Kirche

aller Heiligen in Wittenberg mit theuer erkauften Reliquien geschmückt. Doch war er nicht willens, den Mann, der eine vorzügliche Zierde seiner Universität war, dessen redliche Gesinnung und frommes Streben er kannte und ehrte, so verächtlichen Leuten, wie Tezel und sein Anhang, aufzuopfern. Er schätzte gelehrte Leute, zog sie an seinen Hof, hörte auf ihre Rathschläge und kannte die Gebrechen der Kirche, das weltliche Treiben des Papstes und der Bischöfe, die Armseligkeit der Geistlichen und das wüste Leben in den Klöstern. Sein Hofprediger und Geheimschreiber Spalatin war Luthers eifriger Freund, und Erasmus, das Orakel der Zeit, schrieb ihm: „Luthers Sache ist zwar nicht die meinige, und ich kann sie nicht überall billigen, aber ich hoffe doch, Euer Fürstl. Gnaden werden nicht verstatten, daß ein Unschuldiger unter dem Vorwande der Religion ruchlosen Leuten Preis gegeben werde.“ Somit wurde Friedrich der Weise Luthers Schutzherr, und sein großes Ansehn unter den deutschen Fürsten, wie der Ruf seiner Frömmigkeit und Weisheit haben der Reformation wesentliche Dienste geleistet.

Luther selbst aber erhob sich immer mehr zu einem Manne des Volks in Rede und Schrift, indem er in der Muttersprache, die er mit besonderer Geschicklichkeit handhabte, den Feuerstrom seiner Gedanken in volltönenden Predigten und erwecklichen Büchern ergoß. Ueberall Leben, Kraft, Herzenswärme und Wahrheit. Dadurch wurde denn auch das Volk wunderbar entzündet, und ein seit den ersten christlichen Jahrhunderten nicht gesehener Eifer, den rechten Weg zum Heile und zur Seligkeit zu finden, bemächtigte sich der Gemüther. Wie dürr und nüchtern, wie leidenschaftlich und menschlich erschienen dagegen die Schriften seiner Widersacher. Luthers Bücher wurden begierig gelesen und überall nachgedruckt. Aus weiter Ferne kamen Heilsbegierige nach Wittenberg, seine Predigten zu hören. Mit solcher Kraft und Klar-

heit, mit solcher Beredsamkeit und Bibelkunde hatte man keine Geistlichen auf heiliger Stätte gehört.

So erschien Luther auch bei der berühmten Disputation in Leipzig, die vom 27 Juni (1519) an zwanzig Tage währte, und bei welcher nicht bloß viele Doctoren und Professoren, sondern auch der Herzog Barnim von Pommern, der Fürst Georg von Anhalt und der Herzog Georg von Sachsen zugegen waren. Der Gelehrteste und Geschickteste unter den katholischen Theologen, Dr. Eck und Carlstadt, stritten acht Tage über den freien Willen, indem Carlstadt behauptete, daß alles Gute, was der Mensch thue, ein Werk der göttlichen Gnade sei, während Eck die menschliche Freiheit und die Verdienstlichkeit der guten Werke in Schutz nahm. In den beiden folgenden Wochen stritt dann Eck mit Luther über den Primat des Papstes, über das Fegfeuer, die Buße und den Ablaß. Der Herzog Georg von Sachsen erschrack, als Luther behauptete, daß einige der hussitischen Lehren, welche die Kirche verdammt habe, christlich und evangelisch seien. Er blieb gegen Luther sehr eingenommen und ward ein entschiedener Gegner der Reformation. Er wußte auch den Churfürst von Brandenburg, der beim Schluß der Disputation von der Kaiserwahl in Frankfurt zurückkehrte, immer mehr gegen Luther einzunehmen.

Der Präsident und Schiedsrichter in diesem gelehrten Streitkampfe, Peter Mosellanus, sagt von Luthern: „Martin ist von mittlerer Leibesgröße. Sein magerer Körper ist von Sorgen und Studiren so erschöpft, so daß man jegliche Rippe zählen könnte. Noch ist er im vollkräftigen, männlichen Alter, er hat eine helle und wohlklingende Stimme, eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit und Schriftkenntniß, so daß er beinahe alles an den Fingern herzählen kann. Griechisch und Lateinisch hat er so viel gelernt, daß er über Auslegungen ein Urtheil hat. Es fehlt ihm auch nie an Stoff

zum Gespräch; ein ungeheurer Wald von Worten und Sachen steht ihm zu Gebote. Im übrigen Leben und in seinen Sitten ist er höflich und gewandt; er hat nichts Finsteres und Hochfahrendes an sich, vielmehr weiß er sich in alle Lagen zu schicken. In Gesellschaften ist seine Unterhaltung munter und angenehm, immer unbekümmert und aufgeweckt. Auf seinem Gesichte schwebt eine stete Heiterkeit, obwohl ihm die Gegner viel zu schaffen machen, also, daß man schwerlich glauben kann, daß dieser Mensch so große Dinge ohne Gottes Macht und Beistand beginnen und durchführen könne."

Zehntes Kapitel.

Eck, der sich den Sieg bei der Leipziger Disputation zuschrieb, war nach Rom gereis't und hatte nicht eher geruhet, als bis er eine Verdammungsbulle gegen Luther und seine Lehre ausgewirkt hatte. Die beiden Legate Caraccioli und Aleander überbrachten sie im Jahre 1520 dem Erzbischof von Mainz zur weiteren Bekanntmachung. Man hat aber dadurch Luthers Sache außerordentlich gefördert. Es waren in der Bulle Lehrsätze verdammt, welche die lautere Wahrheit des Evangeliums enthielten. Darum ward sie auch in ganz Deutschland mit Unwillen aufgenommen und an vielen Orten von den Kirchthüren abgerissen. Ulrich von Hutten gab sie mit beißenden Anmerkungen heraus und Luther schrieb dagegen die heftige Schrift: „wider die Bulle des Antichrists." In Cöln wurden Luthers Schriften unter lauten Verwünschungen öffentlich verbrannt.

Diese gewaltsamen Schritte führten Luther immer weiter vom Papste und von der römischen Kirche ab. Sie er-

erhöheten in ihm den Muth zum Kampfe, öffneten ihm die Augen über tausend Mißbräuche, ließen ihn die Nothwendigkeit einer völligen Lossagung von so verwerflichen Grundsätzen erkennen, und brachten eine gewisse Derbheit und Bitterkeit in seine Streitschriften. Alles dies drückt sich in der symbolischen Handlung aus, die er am zehnten December 1520 vor dem Elsterthor von Wittenberg vornahm. Durch einen öffentlichen Anschlag hatte er bekannt gemacht, daß er an diesem Tage, Vormittags 9 Uhr, päpstliche Decrete und Bullen verbrennen werde. Eine große Anzahl Studenten, Doctoren und Bürgersleute begleiteten ihn. Ein Lehrer der Universität legte selbst die Brandstätte an, und nachdem sie angezündet, warf Luther die päpstlichen Decrete nebst der Bulle und einige Schriften seiner Gegner, des Johann Eck und Hieronymus Emser, in die lodernde Flamme mit den biblischen Worten: „weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" Josua 7, 25.

Wenn Luther bisher die Gemeinsamkeit mit der römischen Kirche festzuhalten gesucht hatte, so sagte er sich mit jener entschlossenen That von derselben los. Er war sich der redlichen Absicht bewußt, wollte die Ehre und Würde des päpstlichen Stuhls, die Heiligkeit und Unschuld der Kirche, die biblische Wahrheit des Evangeliums gegen den Betrug und die Lüge elender Ablaßkrämer und lichtscheuer Finsterlinge vertheidigen, und dafür sahe er sich geschmähet und verlästert, als ein Verdammter aus der Kirche verstoßen, als ein Ruchloser in den Bann gethan. Seine Schriften, in denen er mit so regem Eifer, aber mit aller Demuth nach Wahrheit geforscht und die Herrlichkeit Christi zu offenbaren gesucht hatte, werden verbrannt und dem hölliſchen Feuer übergeben. Sollte ihm das nicht endlich die Augen öffnen über den jammervollen Zustand der Kirche und ihrer Vertreter? Sollte nicht ein gerechter Unwille, ein heiliger Zorn seine Seele erfüllen? An Muth hatte

es ihm nie gefehlt und Furcht kannte er nicht im Bewußtsein seiner gerechten Sache. Darum mag ihn Niemand schelten wegen jenes Schrittes, der allerdings sehr gewagt war. Der arme machtlose Augustinermönch trat damit in den Kampf gegen die allgemein anerkannte, durch Jahrhunderte gefestigte und geheiligte Gewalt des Papstes und der römischen Kirche.

Von jenem merkwürdigen Tage an sehen wir den freudigen Muth Luthers mit jeder Schrift steigen. Rastlos verfolgt er das Ziel, das ihm klar vor Augen stand. Er ist einig mit sich und seinem Gott, und darum kein Zögern, kein Sorgen und Fürchten. Das zeigte er besonders auf dem Reichstage zu Worms 1521, wohin ihn der Kaiser Karl V entboten, um Antwort zu geben wegen seiner Schriften. Die Freunde warnten ihn vor seiner Feinde Macht und Tücke, und Spalatin schrieb ihm, er möge mit seiner Ankunft noch zögern. Da aber gab er die heldenmüthige Antwort: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein!“ In der Versammlung der Fürsten, vor Kaiser und Reich, erschien er getrosten Muths mit einem ruhigen klaren Blick. Auf die Frage des Churtrierschen Kanzlers: ob er seine Bücher nach ihrem ganzen Inhalte vertheidigen oder etwas widerrufen wolle? antwortete er in einer langen Rede, in der er eben so viel Bescheidenheit und Ehrerbietung, als Entschlossenheit, Muth und Glaubensfreude zeigte. Er schloß dieselbe mit den Worten: „Weil ich ein Mensch und nicht Gott bin, kann ich meinen Büchern nicht anders helfen noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland Jesus Christus gethan hat. Als der von dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre befragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen, sprach er: „habe ich übel geredet, so beweise es.“ Darum bitte ich um die Barmherzigkeit Gottes Ew. Kaiserl. Majestät, Chur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohen

oder niedrigen Standes, wolle mich des Irrthums überführen. Werde ich aber nicht überwiesen mit prophetischen und apostolischen Schriften, welches das lautere Wort Gottes ist und bleibt, so kann und werde ich die Wahrheit Gottes nimmermehr verneinen oder verläugnen. Bitte deshalb, diesen großen und wichtigen Sachen ferner weislich nachzudenken, damit man nicht Gottes Zorn über das römische Reich und die deutsche Nation leite, der Alle, so sich wider Gott und sein Wort auflehnen, wie Pharao und viele gottlose Könige in Israel, plötzlich und schrecklich wegrafft."

Hier fiel ihm der Trierschę Vicarius mit großer Heftigkeit in die Rede und warf ihm vor, daß er vieles vorgebracht, was gar nicht zur Sache gehöre. Man sei hier nicht zusammengekommen, um mit ihm zu disputiren, sondern verlange von ihm eine einfältige und runde Antwort auf die Frage: ob er seine Bücher widerrufen wolle oder nicht? Darauf entgegnete Luther mit starker und feierlicher Stimme: „Weil denn eine schlechte, runde, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll; nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde, (denn ich glaube weder dem Papst noch den Koncilien, weil es offenbar und am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben), und ich also von den Sprüchen selbst, die ich gebraucht und angeführt habe, überwunden werde, so, daß mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich: ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen."

Ein tiefes Erstaunen hatte die ganze Versammlung ergriffen. Selbst der junge Kaiser war sehr bewegt. Er bewunderte des Mönchs Muth und konnte sich der Aeußerung

nicht erwehren: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muth!“ Der Kanzler aber fuhr Luthern mit lebhaftem Unwillen an und sagte: „Du hast eine unbescheidene Antwort gegeben, weil Du die Koncilien verdammt und der Meinung der Kirche widersprochen hast; Du solltest die schlechte und einfache Antwort geben: Ja oder Nein! Wirst Du nun keinen Widerruf thun, so werden Se. Majestät der Kaiser mit den Fürsten und Ständen des Reichs berathschlagen, was mit einem solchen Ketzer zu thun sei.“ Worauf Luther entgegnete: „So helfe mir Gott, denn einen Widerruf kann ich nicht thun. Möchte nur der Kaiser, das junge edle Blut, sich nicht verführen lassen, vom Evangelium zu weichen und Menschengesetzen unterwürfig zu sein.“ Hierauf wurde der muthige Zeuge der Wahrheit entlassen.

Im Ganzen hatte Luthers Rede einen vortheilhaften Eindruck auf die versammelten Fürsten gemacht, namentlich auf den Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang den Frommen von Anhalt, auf die Brandenburgischen Markgrafen Casimir und George in Franken, Herzog Erich von Braunschweig, den Churfürst Friedrich von der Pfalz, und den Prinz Christian von Dänemark. Keiner aber empfand eine höhere Freude über Luthers herzhaftes Benehmen, als sein Landesherr Friedrich der Weise. Noch vor dem Abendessen ließ er den Spalatin zu sich kommen, um die Freude mit ihm zu theilen: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich, rief er ihm zu; er war sehr kühn, viel zu kühn!“

Wie sehr auch die Widersacher des frommen Mönchs, namentlich der schlaue Geheimschreiber des Kaisers, Glapio, und der feindselige Churtrierische Kanzler Eck dahin arbeiteten, daß der verwegene Ketzer festgenommen und zum Scheiterhaufen verurtheilt werde, so wieß doch der edle Kaiser solche schändliche Anträge mit der preiswürdigen Antwort zurück:

„Und wenn nirgends in der Welt mehr Treue zu finden wäre, so soll man sie bei dem deutschen Kaiser finden.“ Man gab sich unglaublich viel Mühe, Luthern zum Widerruf zu bewegen. Seine redlichsten Freunde, der Abt Spalatin, sein Rechtsanwald Dr. Schurff, Justus Jonas, Nikolaus von Amsdorf, Dr. Peutinger, ja selbst sein Landesfürst ließen kein Mittel unversucht, ihn milder und nachgiebiger zu stimmen, aber sein Muth stieg mit der Gefahr und er erklärte mit fester Entschlossenheit, er könne und werde nicht gegen sein Gewissen und Gottes Wort handeln. Der Kaiser ernannte einen engeren Ausschuß der Reichsversammlung, der mit ihm in Unterhandlung treten sollte. Zu diesem Ausschuß gehörten der Churfürst Joachim von Brandenburg, der Erzbischof von Trier, der Herzog Georg von Sachsen, die Bischöfe zu Augsburg und Brandenburg, der Deutschmeister Graf Georg von Wertheim, Dr. Johann Bock von Straßburg, der Badensche Kanzler Dr. Vehus und der kaiserliche Rath Dr. Peutinger. Der Erstgenannte hatte den Vorsitz. Der arme Mönch war tief gerührt, daß so hohe und mächtige Fürsten und Herren sich eines so elenden Mönchleins wegen bemüheten, aber er erwiederte auf alle Vorstellungen: „mit Freuden gebe ich Leib, Blut und Leben; nur zwinge man mich nicht, Gottes Wort zu widerrufen. Hier muß ich Gott mehr gehorchen als den Menschen. Es stehet nicht in meiner Macht, daß Christus aufhöre, ein Stein des Anstoßes und der Aergerniß zu sein.“ Beim Schluß der Verhandlung fragte ihn der Churfürst Joachim: „Herr Doctor, wie ich euch recht verstehe, so ist das eure Meinung, ihr könnt von der heiligen Schrift euch nicht begeben, und wisset euch nicht weisen zu lassen anders, denn mit und durch die heil. Schrift.“ Worauf Luther demüthig antwortete: „Ja, gnädiger Herr, oder durch vernünftige Ursachen.“

Den Churfürsten hatte Luthers Rede in der Reichsver-

sammlung nachdenklich gemacht. Er konnte sichs nicht verhehlen, daß in den Lehren und Behauptungen des freimüthigen Mannes viel wahres sei. Aber seine Umgebung, des Bruders mächtiger Einfluß und die Vorstellung der Gefahren, die ein solcher Freimuth bringen könne, erhielten ihn im Dienste des Papstes und der römischen Kirche. Dem Bischof Hieronymus von Brandenburg lag die Religion wenig am Herzen. Er war ein Lebemann, liebte die Freuden der Tafel und die Einkünfte reicher Pfründen. Wenn er in Luther den tüchtigen Gelehrten und den redlichen Freund der Wahrheit geschätzt hatte, so erkannte er in Worms bald die Gefahr, die durch einen so kühnen Glaubenshelden das wankende Gebäude der ausgearteten Kirche bedrohe. Darum wurde er sein entschiedener Gegner und wußte seine Grundsätze auch dem fürstlichen Gönner einleuchtend zu machen. Dazu kam die innige Freundschaft zwischen dem Churfürst Joachim und dem Herzog Georg von Sachsen, der ein erbitterter und unversöhnlicher Feind Luthers war. Es war schon zu jener Zeit die Vermählung des Churprinzen Joachims II mit der Prinzeß Magdalena, der Tochter Herzogs Georg, besprochen, und darum wurde die Einigkeit beider Fürstenhäuser auch in Religionssachen gesucht. Als in der Folge Luther sich so harte und ungebührliche Worte gegen den Herzog Georg erlaubte, und zwischen beiden sich eine heftige Fehde entspann, wurde auch beim Markgraf Joachim der Unwille gegen Luther und die Reformation immer größer. Er sahe die Gebrechen der Kirche recht gut ein, wünschte auch deren Abstellung und hatte auf dem Reichstage zu Worms mehre Beschwerden über das Contributionswesen des Papstes zur Sprache gebracht; aber es war ihm anstößig und ärgerlich, daß ein armseliger Mönch ohne Beruf und Vollmacht sich znm Reformator der Kirche aufwerfen wollte. Der zerstörende Charakter, das heftige Wesen und das schonungslose Verfahren gegen Staat

und Kirche stieß ihn zurück. Als nun vollends die sich neugestaltete Kirche mit sich selbst in Streit gerieth, als neuerungssüchtige Gemüther ihre aufbrausende Leidenschaften mit den Bestrebungen der Reformatoren verschmolzen, als Willkühr und Gewaltthat, wie im Bauernaufstande, jede eingeführte Ordnung umstürzte, und das Recht der freien Untersuchung in Unduldsamkeit ausartete: da suchte der wachsame, vorsichtig bessernde Fürst der Reformation den Eingang in seine Lande zu verschließen. Er handelte dabei im Einverständnisse mit dem Herzog Georg, jedoch nicht mit der Härte und leidenschaftlichen Heftigkeit wie dieser.

Wenn Joachim I seine Zeit und das rechte Verhältniß des Staats zur Kirche verstanden hätte, so würde er sich dem evangelischen Geiste der Kirchenverbesserung nicht so abgeneigt gezeigt haben. Er strebte mit allen Kräften nach der festen Begründung seiner Fürstenmacht, wohin die Zeit auch in ihren allgemeinen Bewegungen drängte. Aber er erkannte nicht, daß das Weltliche zu seinem Rechte nicht gelangen kann, wenn nicht zugleich das Geistliche zu seiner höheren Berechtigung zurückgeführt wird. Das Geistliche in der römisch-katholischen Kirche war ein völlig Verweltlichtes, der Klerus ganz in das Eitle und Nichtige vergänglicher Herrlichkeit hineingerathen, und dem Leben aus Gott entfremdet worden. Seine Weisheit war Politik und sein Wirken und Schaffen auf irdischen Gewinn gerichtet. Die Stellung des Staats zur Kirche hatte alles Recht und Gleichgewicht verloren; ein feindseliges Entgegentreten konnte nicht ausbleiben und hatte der Welt schon so viel Unheil, so viele blutige Kriege gebracht. Die verweltlichte Kirche mußte ihrer irdischen Macht entkleidet, zugleich aber auch in ihre geistliche Würdigkeit und Berechtigung zurückversetzt, das Geistliche wieder ein Geistiges werden. Das wollte Luther. Der Despotismus des Papstes und der römischen Kirche sollte gebrochen und das Evangelium in seiner ursprüng-

lichen Lauterkeit wieder hergestellt werden. Joachim klagte selbst auf allen Reichstagen über den Mißbrauch, den der päpstliche Stuhl von seiner angemaßten Machtvollkommenheit machte, aber er fürchtete, der aus der Reformation hervorgehende Geist möchte ein revolutionärer und der fürstlichen Macht gefährlich werden. So wurde er aus Mißverstand der geistlichen Bestrebungen seiner Zeit ein strenger Widersacher der Reformation.

Eilftes Kapitel.

Am 26sten April verließ Luther Worms, begleitet von einer großen Volksmenge. Um ihn den Anfällen und Stürmen, die seiner warteten, zu entziehn, ließ ihn sein Landesherr unterwegs durch verkappte Reuter auffangen und zum sicheren Gewahrsam heimlich auf die Wartburg bei Eisenach bringen. Die Muße, die ihm hier zu Theil ward, benutzte er zum Beginn eines höchst wichtigen und segensreichen Werkes, zur Uebersetzung der Bibel in die deutsche Muttersprache. Er glaubte der gesammten Christenheit deutscher Nation die Rechtfertigung seines Glaubens und seiner Lehre durch eine richtige, klare, allgemein verständliche Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften schuldig zu sein. Vorbereitet war er zu dieser Arbeit durch seine gründliche und fromme Studien schon lange. Er ging an dieselbe mit großer Freudigkeit und Glaubensmuth, und arbeitete mit solchem Feuer, daß er in kurzer Zeit gar viel zu Stande brachte. Es offenbarte sich darin die Kunstfertigkeit eines Meisters, der ein Urbild lange und viel im Geiste beschaut hat und es dann in Stunden hoher Begeisterung mit aller Kraft und Frischheit des Urbildes außer sich hinstellt.

Luther vollendete das ganze neue Testament auf der Wartburg, unterwarf es nach seiner Heimkehr mit Melanchthon einer strengen Prüfung und gab es 1522 in den Druck. Dann ging er mit seinen gelehrten Freunden an die Uebersetzung des alten Testaments, und arbeitete mit solcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit solcher Andacht und Gründlichkeit, mit solcher Liebe und Hingebung, daß seine ganze Seele mit der Fülle eines gottseligen Sinnes und Lebens in die Uebersetzung überging. Erst 1534 erschien die erste vollständige Ausgabe der Bibel und wurde nicht nur in Wittenberg, sondern auch in Straßburg, Augsburg, Leipzig, Nürnberg, Erfurt und Worms wiederholt gedruckt und von Fürsten und Volk, von Hohen und Niedern mit einem wahren Heißhunger gelesen. Und in der That ist dieses herrliche Werk eins der kostbarsten Kleinode des lieben Vaterlandes, worin sich des Deutschen tiefes, reiches und frommes Gemüth, sein gründliches Forschen und sein rastloser Fleiß, der ganze Wohllaut, die volle Kraft und Herrlichkeit der deutschen Sprache auf eine bewundernswürdige Weise darstellt. Und wenn Luther nichts weiter als diese Uebersetzung nachgelassen hätte, so würde er sich damit ein unsterbliches Verdienst erworben und unermeßlichen Segen verbreitet haben. Seitdem das Christenthum im deutschen Lande angepflanzt worden, ist ihm keine größere Wohlthat widerfahren. Alle griffen fröhlich nach der Gabe des göttlichen Worts und im ganzen Volke regte sich eine wunderbare Bewegung. Die evangelische Kirche konnte die Freude über dieses Kleinod nicht laut genug aussprechen. Die Bibel bildete den eigentlichen Kern der Reformation, von dem Kraft, Glauben, Licht und Leben nach allen Richtungen ausging. Sie wurde die unumschränkte Herrscherin des Glaubens. Gegen ihr Ansehn sanken alle Satzungen menschlicher Macht in den Staub und jede äußere Gewalt in Glaubenssachen verlor Werth und Einfluß.

Es zeigte sich bald, daß Luthers Gefangennehmung für seine persönliche Sicherheit sehr nothwendig war, denn am 26sten Mai erfolgte nach einem Reichsbeschluß die Achtserklärung Luthers. Es wurde über ihn als einen Ketzer und und Schismatiker die Acht und Oberacht ausgesprochen. Auch alle diejenigen wurden mit der Reichsacht bedroht, „die ihn hausen, hofen, ätzen oder tränken, oder ihm mit Worten und Werken, heimlich oder öffentlich Beistand oder Vorschub beweisen würden." Diese Strafe sollte sich auch über seine Anhänger und Verwandte, und über alle diejenigen erstrecken, die seine Bücher lesen, verkaufen, abschreiben oder drucken würden. Jedermann wird aufgefordert, diese Schriften zu verbrennen, zu vertilgen und sie den Leuten aus den Händen zu reißen. Doch diese Achtserklärung fand wenig Anklang und schadete dem Manne Gottes so wenig, als der Bann des Papstes. Luther lebte beim Volke in hoher Achtung und dem Kaiser war es mit dieser Achtserklärung, die man ihm abgenöthigt hatte, kein rechter Ernst.

Für Deutschland waren die großen und schönen Tage gekommen, wo sich ein neues frisches Leben regte und die großen Bildungen und Ereignisse der späteren Zeit in Blüthe traten. Es tagte an allen Orten und mit dem evangelischen Glauben erwachte die schlummernde Kraft, lösten sich die Ketten geistiger Knechtschaft und traten alle Edlern zusammen zu einem Bunde für des Vaterlandes heilige Sache. Erzbischöfliche Bannbriefe und politische Mandate können einen solchen Geist nicht einschüchtern oder bannen. Sie werden ihm vielmehr neue Schwungkraft und höhere Freudigkeit geben, ja auch wohl über die Grenzen der Mäßigung hinaus zur Ueberspannung und Schwärmerei treiben. Grade zu der Zeit, als über Luther und seine Anhänger die Acht ausgesprochen war, begann die Auflösung alter kirchlicher Verhältnisse und bereitete sich die Gestaltung des neuen evangelischen Lebens. Zuerst

in Wittenberg und dann in ganz Sachsen, verließen viele Mönche die Klöster; die Geistlichen schafften die Messe ab und reichten das Abendmahl in beiderlei Gestalt; mehre Geistliche traten in den Ehestand. Die Predigt erhob sich zum Wesentlichen des Gottesdienstes und eiferte gegen die Anmaßungen des Papstes, gegen die Mißbräuche der Kirche, gegen die willkürliche Satzungen und menschliche Erfindungen, die sich an die Stelle der lauteren Lehre und apostolischen Wahrheit gedrängt hatten. Die Unzulänglichkeit guter Werke zur Seligkeit, die freie Gnade Gottes in Christo zur Vergebung unserer Sünden, die Nothwendigkeit des Glaubens und der Nachfolge Christi zur Erlangung der Seligkeit: das waren die Lehren, die auf allen evangelischen Kanzeln ertönten und die Herzen der Zuhörer wunderbar bewegten. Je mehr sich die heilige Schrift zur einzigen Herrscherin in Glaubenssachen erhob und ihren Aussprüchen alle Lehren des Christenthums und alle Anordnungen in der Kirche unterwarf, desto schneller sank das ganze Gebäude äußerer Satzungen und dunkler Ueberlieferung zusammen. Es erlosch immer mehr der eitle Glanz eines klüglich ersonnenen Gottesdienstes und alles ordnete sich nach dem untrüglichen Gebot des göttlichen Worts.

Recht sehr ist es zu beklagen, daß bei dieser Bildung der neuen Kirche der Reformationsgeist hie und da in Zerstörungswuth und wilde Schwärmerei ausartete und dadurch viele der Edlen unter den Fürsten und Gelehrten abgehalten wurden, sich für die neue Ordnung der Dinge zu erklären. Andreas Carlstadt eiferte in Wittenberg mit wenig Weisheit gegen die Bilder in der Kirche und gegen die Anbetung der Heiligen, also, daß die erhitzte Menge und die unbesonnene Jugend nicht nur die Bilder, Denkmäler und Bildsäulen, sondern auch die Beichtstühle, Altäre und Crucifixe losbrachen, aus der Kirche hinauswarfen und so das Heiligthum Gottes verwüsteten. Kaum hörte Luther auf seinem Pathmos von

diesem Unfug, als er die Burg schnell verließ, nach Wittenberg ritt und sogleich die Kanzel bestieg. Mehrere Tage hinter einander predigte er in kräftigen und gewaltigen Worten gegen diesen rohen und wilden Eifer, brachte die aufgeregten Gemüther wieder zur Ruhe und Ordnung zurück und erklärte öffentlich, wie unschuldig er und seine Lehre an diesen Ausbrüchen ungezügelter Wildheit sei.

Bald aber zeigten sich noch schlimmere Folgen wilder Schwärmerei. Luthers Lehre von der christlichen Freiheit war von Einfältigen mißverstanden; erhitzte Freiheitsprediger durchzogen das Land, erklärten alle kirchliche und bürgerliche Ordnung für Götzen- und Tyrannendienst und forderten das Volk auf, das lange genug getragene Joch der Knechtschaft abzuwerfen. Sie weissagten große Weltveränderungen, verkündeten ein neues Reich Gottes, das himmlische Jerusalem, verwarfen die Kindertaufe und tauften die Anhänger ihrer schwärmerischen Lehre von neuem. Unruhige Bauern, die eine Milderung langer und schwerer Knechtschaft hofften, schlossen sich ihnen in wilden Haufen an und verwüsteten wie die Burgen ihrer Zwingherren so die Klöster, als die Wohnsitze eines trägen und wüsten Mönchthums. Schon mehrere Jahre vor der Reformation waren an verschiedenen Orten Aufstände unter den Landleuten ausgebrochen, zum Beweise, daß die Revolution nicht eine Folge der Reformation war. Auch waren solche Aufstände unter den derzeitigen Umständen sehr erklärlich. Der Landmann war leibeigen, jeder Willkür preisgegeben, von geistlichen und weltlichen Herren aufs härteste bedrückt. Bereits im Jahre 1491 hatten die Bauern in den Niederlanden, in Schwaben und im Elsaß sich empört. Ihre Verbindung hieß der Bundschuh und verbreitete sich durch ganz Oberdeutschland. Im Jahre 1503 finden wir ähnliche Unruhen im Bisthum Speier, 1514 im Würzburgschen. Wenn nun das arme gedrückte, vielgeplagte Volk von Freiheit,

Abschaffung alter Mißbräuche, Auflehnung gegen Papst und Priesterthum hörte, sollte es da nicht Selbsthülfe bei lange getragener Ungerechtigkeit für erlaubt halten, besonders da fanatische Aufwiegler ihr Blut durch wilde Reden in Wallung setzten? Erschrecken und empören mußte allerdings das frevelhafte Beginnen des rasenden Volkshaufens jedes rechtliche Gefühl.

Darum entbrannte auch Luther in gerechtem Zorn, als er sahe, wie unsinnige Schwärmer und roher Pöbel die Forderung freier Religionsübung und die Abschaffung kirchlicher Mißbräuche zum Vorwand brauchten, unter dem sie alle bestehende Ordnung umstürzten, Obrigkeit und Geistlichkeit abschafften, raubend und mordend die Länder durchzogen, und überall vollkommene Freiheit und Gleichheit eingeführt wissen wollten. Luther strafte diese Frevel mit den härtesten Worten, sagte sich los von der Schuld so ruchloser Werke, und forderte die Fürsten und Ritter auf, den tollen Haufen zu züchtigen und zum Gehorsam zurückzuführen. Aber auch mit dem Adel deutscher Nation redete er ein ernstes Wort. Er sagte ihnen, wie ihre Härte und Habsucht, der Mißbrauch der Gewalt und Verachtung der Armen, das Volk zur Verzweiflung gebracht habe, und ihnen nun bitter vergolten werde, was sie seit Jahrhunderten verschuldet hätten. Beide Schriften sind in gewaltiger Rede, mit aller Kraft deutscher Zunge, mit wahrer demosthenischer Beredsamkeit geschrieben, ein herrliches Denkmahl von Luthers großem und edlem Sinn und von seinem reichen deutschen Gemüthe. Es war ihm ein wahrhafter Ernst um die Besserung der Kirche und des Vaterlandes. Aber seit jenen heillosen Auftritten wurde sein Kampf schwerer, seine Sorge drückender, sein Gemüth getrübter.

Alles Unglück, das über das arme Deutschland gekommen war, sollte Luther angerichtet haben. Viele von denen, welche ihre Freude an dem kühnen Hervortreten des freimüthigen Mönches, an der Enthüllung der reinen evangelischen Lehre,

an der Aufdeckung und Abschaffung kirchlicher Mißbräuche gehabt und eine Beschränkung der Priestergewalt, eine gebührliche Freiheit in geistlichen Dingen gewünscht hatten, erschraken über die verübten Greuel und wandten sich zurück zur alten Dienstbarkeit. Sie hielten eine strenge Zucht der Kirche für nothwendig, um den wilden Geist der niederen Volksklassen zu fesseln. Aber überall, wo der Druck hart und schwer war, wirkt der Gegendruck bei erhöheter Federkraft verderblich und zerstörend. Der Uebergang von der Dummheit zur Schwärmerei, von der Ungerechtigkeit zur Rache, von der Knechtschaft zum Fanatismus zeigt sich überall im Leben und in der Geschichte. Im aufgeregten Zustande erkennt das Volk weder Maaß noch Ziel. — Keiner trauerte mehr über das tumultuarische Wesen, das sich in das Reformationswerk drängte, als Luther, aber er gab es darum nicht auf, sondern kämpfte nur um so herzhafter und entschlossener für seine gute Sache. Doch mischte sich seit dieser Zeit in seine Streitschriften etwas Herbes und Heftiges, was oft verletzte und erbitterte, und ihm viele Widersacher zuzog, unter denen besonders Erasmus durch sein großes Ansehen an fürstlichen Höfen und in der gelehrten Welt dem glücklichen Fortgang der Reformation schadete. Auch die Universität in Paris, in der sich immer ein freierer Geist bewegt hatte und an deren Zustimmung Luthern viel gelegen war, sagte sich los von ihm und bestritt seine Schriften. Zu seinen Gegnern gesellte sich auch ein gekröntes Haupt, König Heinrich VIII von England, der sich große theologische Kenntnisse zutraute und den der gereizte Mann mit größerem Unglimpf behandelte, als sich geziemt.

Zwölftes Kapitel.

In der Schweiz war gleichzeitig mit Luther Ulrich Zwingli, Pfarrer zu Zürich, nur um einige Monate jünger wie Luther, als Reformator der Kirche aufgetreten. Er war durch den evangelischen Geist der Bibel gebildet, voll sittlichen Ernstes und Liebe für sein Vaterland, freimüthig und tapfer, den Geist des Apostels Jacobus, bisweilen auch den des Petrus in sich tragend. Sein Eifer richtete sich hauptsächlich gegen das sittliche Verderben, gegen die im Volke herrschenden Laster und Mißbräuche. Er begnügte sich nicht, seine Kirche auf den Weg der Wahrheit zu leiten, sondern gab auch dem Vaterlande alle für die Freiheit erforderlichen Sitten und Grundsätze. Die Religion sollte Sache des Lebens werden und sich in häuslichen Tugenden und bürgerlicher Ordnung offenbaren. So sagte er denen, welche bei seinen Predigten über Neuerung klagten: „Es ist die alte Gattung und keine Neuerung. Ich will mich außerdem befleißigen, so christlich zu handeln, daß kein Liebhaber göttlicher, evangelischer Wahrheit einige rechtmäßige Ursach zu klagen haben wird.“ Sein Zeit- und Kampfgenoß, der wackere Bullinger erzählt: „Da ward bald ein außerordentlicher Zulauf von jedermann zu Zwingli's evangelischen Predigten, in welchen er Gott den Vater pries und alle Menschen allein auf Gottes Sohn, Jesum Christum, als den einigen Heiland vertrauen lehrte. Heftig begann er dann gegen Misglauben und Gleißnerei zu reden. Die Buße, Besserung des Lebens, und christliche Liebe und Treue forderte er nachdrücklich von seiner Gemeinde. Die Laster, als Müßiggang, Uebermaß im Essen und Trinken, Kleiderstaat, Unterdrückung der Armen, fremde Dienste und Kriege strafte er strenge,

drang ernstlich darauf, daß die Obrigkeit Gericht und Recht halte, Wittwen und Waisen schirmte, und daß man sich befleißge, die eidgenössische Freiheit zu behaupten und den Fürsten und Herren Beuden zu schlagen. Ueber dieses Predigen begann sich denn das Volk seit diesem 1519ten Jahre zu entzweien. Etliche in der Gemeinde, auch die Gewaltigen und Geistlichen, hörten es gern und lobten Gott um dieses Predigers willen, die Anderen waren übel zufrieden und schalten den Zwingli, weil er die Stadt Zürich in groß Leiden bringen werde."

Wie Tetzel in Sachsen so trieb der Ablaßkrämer Bernhard Samson in der Schweiz sein Unwesen. Selbst der Bischof Hugo von Constanz und der Dechant Heinrich Bullinger erklärten sich gegen diesen Ablaßtrödel, am nachdrücklichsten aber die Stadt Zürich, wo Zwingli heftig gegen diese päpstliche Finanzspekulation predigte. Der Bischof von Constanz billigte Zwingli's Eifer, ermahnte ihn, seine Schäflein ferner gegen den Wolf herzhaft zu schirmen und versprach, sich den römischen Bübereien und Verführungen tapfer zu widersetzen. Nachdem Samson in Bern und an anderen Orten die Leichtgläubigen auf eine unverschämte Weise ausgeplündert hatte, mußte er mit Schimpf und Schande abziehen und sein bedrohtes Leben durch die Flucht retten. In Zürich aber erschien 1520 ein Mandat vom Rathe, daß alle Pfarrer gleichförmig über das neue Testament predigen und ihre Lehre einzig aus der Bibel beweisen, die Neuerungen und menschlichen Erfindungen aber weglassen sollten. Aehnliche Verfügungen erfolgten wegen Einziehung der Klöster, Abschaffung der Bilder, Umwandlung der Messe, Vereinfachung des Gottesdienstes, und nicht bloß in Zürich, sondern auch in Basel, Schafhausen und in anderen Kantonen.

Leider entspann sich zwischen Zwingli und Luther ein heftiger Streit über die Abendmahlslehre, der eine gänz-

liche Trennung zwischen der sächsischen und schweizerischen Kirche herbeiführte. Carlstadt, von dem sich Luther gänzlich losgesagt hatte, behauptete in einer 1524 erschienenen Schrift, daß bei der Vorstellung von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl kein Vortheil für die erwachse, welche nicht bereits durch den Glauben an Jesu Tod sich denselben zugeeignet hätten, Jesus habe mit dem heiligen Abendmahl nur ein Andenken an seinen Tod stiften wollen, indem er bei den Worten: „das ist mein Leib — das ist mein Blut!" auf seinen gegenwärtigen Leib und Blut gezeigt habe. Darüber entrüstet, schrieb Luther ein heftiges Libel, das zu einem leidenschaftlichen Streit Veranlassung gab. Zwingli nahm diesen Streit auf und behauptete in einer sonst trefflichen Schrift von der wahren und falschen Religion (1525), daß das Wort; „das ist" — in der Einsetzungsformel so viel heiße als: das bedeutet. Sein frommer, durch Gelehrsamkeit, Wahrheitsliebe und Mäßigung ehrwürdiger Freund Johann Oekolampadius (Hausschein) vertheidigte diese Ansicht in einer sehr gelehrten Schrift und andere angesehene Theologen, wie Capito und Bucer in Straßburg, traten ihm bei. Luther und seine Anhänger erklärten die Worte: „das ist mein Leib": mit diesem Brote ist mein Leib auf eine übernatürliche, unbegreifliche Art vereinigt, so daß man ihn in und mit dem Brote genießet.

Auf eine heftige Schrift Luthers, worin er die Schweizer Theologen und ihre Anhänger Sakramentirer nannte, antwortete Oekolampadius mit ernster Betrübniß und bescheidener Unerschrockenheit, Zwingli dagegen hitzig und mit dem sichtbaren Bestreben, auch auf das Volk Eindruck zu machen. Diese Absicht geht auch aus Luthers Predigt vom Sakrament hervor. Die Wechselschriften hörten nicht auf, wurden immer heftiger, förderten aber die Wahrheit so wenig als den Frieden. Noch härter wurde Luthers Streit mit Kasper

von Schwenkfeld, einem schlesischen Edelmann aus Ossig bei Lüben, der im Abendmahl auch nur das Symbol lebendiger Zueignung, eine Seelenspeise, die Aufnahme und Einverleibung des Geistes Christi erblickte. In eine düstere Mystik sich versenkend, verwarf er alle positive Satzungen und äußere Religionsübungen, und wollte nur von einem Christenthume des inwendigen Menschen aus höherer Eingebung wissen. Luther, der Mann des klaren Verstandes und kräftigen Glaubens, sahe wohl ein, daß bei der Schwärmerei, die sich so vieler Köpfe bemächtigte, und bei der Neuerungssucht, die alles Bestehende umstürzte, bald alle bürgerliche und kirchliche Ordnung aufhören und ein Zustand gänzlicher Verwirrung und Verwilderung eintreten müsse. Er trat deshalb mit erhöheter Kraft in den Kampf mit jenen Schwarmgeistern, Streithelden und Freiheitspredigern. Melanchthon, Justus Jonas, Buggenhagen und Crueiger standen ihm treulich bei, und so gelang es der starken Hand des Steuermanns und der Thätigkeit unverzagter Gehülfen, das Schifflein der neuen Kirche durch Sturm und Wogendrang glücklich hindurch zu führen und vor dem Untergange zu sichern. Nach den Aussprüchen der Schrift waren geprüft und entschieden die Lehren von der Brotverwandlung, vom Meßopfer, vom Fegefeuer, vom Papste, von der Fürbitte der Heiligen, von der Natur des Menschen, von der Erlangung und Wirksamkeit der göttlichen Gnade, vom Glauben, von den guten Werken und der Rechtfertigung, von den Sakramenten, von der Gewalt der Schlüssel und von der Macht der Kirche. Alle diese Lehren hatten eine andere Gestalt bekommen. Melanchthon hatte sie in seinen theologischen Lehrsätzen (loci theologici) mit gründlicher Gelehrsamkeit in einem ächtevangelischen Geiste entwikkelt und dargestellt.

Diese biblischen Forschungen und Glaubenssätze hatten dann auch auf die gottesdienstlichen Einrichtungen der neuen

Kirche einen wesentlichen Einfluß. Die Messe war abgeschafft, das Abendmahl unter beiden Gestalten eingesetzt, die Anbetung der Bilder und Heiligen verworfen, die Klostergelübde für unverbindlich erklärt, den Geistlichen die Ehe verstattet, der Gottesdienst in der Muttersprache gehalten, viele Ceremonien und Festtage eingestellt, die Predigt zum Mittelpunkt und zum Wesentlichen beim Gottesdienst erhoben, der kirchliche Gesang umgestaltet und der Unterricht der Jugend mit Eifer betrieben worden. Die ganze kirchliche Verfassung und Verwaltung hatte eine neue Gestalt gewonnen. Die Abhängigkeit der Geistlichen von auswärtigen Obern hörte auf. Sie traten in die bürgerliche Gesellschaft zurück und wurden abhängig von der weltlichen Obrigkeit. Diese verwaltete auch das Kirchenvermögen, zog die Güter der aufgehobenen Klöster und Bisthümer für geistliche und Schulzwecke ein, und gewährte der Kirche und ihren Dienern den nöthigen Schutz. Leider war die neue Kirche dabei zu wenig auf die Sicherung ihres äußeren Bestehens, der nöthigen Unterhaltsmittel und der Besoldung ihrer Geistlichen bedacht. Landesherren und Obrigkeiten, längst neidisch auf die großen Besitzungen reicher Prälaten und Klöster, zogen die Güter derselben ein, verwandelten sie in landesherrliche Domainen und verwendeten sie zu weltlichen Zwecken. Der Unterhalt der Geistlichen wurde leichtsinniger Weise dem guten Willen der Gemeinden überlassen. Doch geschah dies nicht an allen Orten in gleicher Weise. In Sachsen erfolgte die gänzliche Veränderung des Gottesdienstes und der Kirchenverfassung erst nach dem Tode Friedrichs des Weisen im Jahre 1525, als sich sein Bruder und Nachfolger, Johann der Beständige, ganz offen zum Beschützer der evangelischen Kirche erklärt hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Auch in anderen Gegenden und Ländern breitete sich die Reformation der Kirche weiter aus. Ueberall erhoben sich erleuchtete Männer, die sich der Wahrheit freudig zuwandten, die Schlafenden weckten, ihnen das Wort Gottes auslegten und nach demselben den Gottesdienst ordneten. In Hessen wurde die evangelische Lehre und Kirchenverfassung durch den Landgraf Philipp den Großmüthigen, in Franken durch die Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg, in Niedersachsen durch den Herzog Ernst von Braunschweig, im Anhaltschen durch den Fürst Wolfgang den Frommen und die Prinzeß Elisabeth, Aebtissin zu Gernrode, zu Freiberg durch den Herzog Heinrich, Bruder des eifrig katholischen Herzogs Georg von Sachsen, in Schlesien durch den Herzog Friedrich von Liegnitz und den Markgraf Georg von Brandenburg-Jägerndorf angenommen und eingeführt. Eben so lehrte man das Wort Gottes frei nach den geläuterten Grundsätzen der Wittenberger zu Zwickau, Bautzen, Görlitz, Lauban, Zittau, Erfurt, Halberstadt, Emden, Magdeburg, Nördlingen, Nürnberg, Ulm, Ereilsheim, Worms, Straßburg, Hall in Schwaben und Halle in Sachsen, zu Frankfurt am Main, Gemmingen, Eßlingen, Eisenach, Hof, Arnstadt u. s. w., besonders aber in den angesehenen Städten Norddeutschlands, in Hamburg, Lübeck, Bremen, Stralsund, Stettin, Braunschweig und Goslar. Es war die schöne Zeit deutscher Städtefreiheit und Bürgermuthes, wo ein blühender Wohlstand und erhöhete Bildung das Gefühl von Kraft und Selbstständigkeit weckte und wo des Papstes Bann und des Kaisers Acht die freien Männer nicht schreckte.

In Dänemark hatte schon Christian II einen Versuch gemacht, die Reformation in die drei nordischen Reiche

einzuführen. Er hatte sich bereits im Jahre 1521 von seinem mütterlichen Oheim, dem Churfürst Friedrich von Sachsen, einen evangelischen Prediger erbeten und der Universität zu Kopenhagen das fleißige Lesen der lutherischen Bücher dringend empfohlen. Da er sich aber allgemein verhaßt gemacht hatte, wurde er zum Lande hinausgetrieben. Sein Nachfolger Friedrich I, vorher Herzog von Hollstein, befahl im August 1524, daß Niemand um der Religion willen Unheil zugefügt werden dürfe, daß vielmehr die evangelische Lehre dem Volke vorgehalten und dasselbe vor des Papstes Greuel und Abgötterei nachdrücklich gewarnt werde. Auf dem Reichstage zu Odensee 1527 wurde trotz dem Entgegenwirken der mächtigen Geistlichkeit das Bekenntniß der evangelischen Lehre öffentlich anerkannt. In Schweden, wo Gustav Wasa zuerst als Reichsvorsteher und 1523 als König sein Vaterland gerettet und den Kampf mit einer mächtigen Geistlichkeit siegreich bestanden hatte, schlug die Reformation tiefe Wurzel. Die öffentliche Anerkennung und Ausübung derselben geschah auf dem Reichstage zu Westerås 1527. Hier wie in Dänemark wirkten freilich politische Verhältnisse und innere Staatsumwälzungen für das Aufblühen und Gedeihen der neuen Kirche; aber die Hauptursache lag doch in der Gemüthsart und im Charakter nordischer Naturen. Verstand, sittliche Kraft und Freiheitssinn begünstigten ein Unternehmen, das, deutscher Art, aus einem reichen und frommen Gemüth hervorgegangen war, mit Glaubenskraft vertheidigt und mit Muth durchgeführt wurde. Es würde auch zu einer segensreichen Einheit geführt und Deutschland Kraft und Wohlstand für alle Zeiten gesichert haben, wenn die freie Entwickelung der frischen Blüthe nicht durch rauhe, stürmische und neblichte Witterung gehindert worden wäre. Unverstand, Schwärmerei, des Feindes Macht, welsche Tücke und jesuitische Arglist schwächten und lähmten das herrlich aufsprossende Leben.

In Franken und Schlesien hatten sich die brandenburgischen Fürsten Casimir und Georg als Freunde und Vertheidiger der Reformation gezeigt. Die Hohenzollern waren allezeit Freunde des Lichts und Schutzherren der Gerechtigkeit. In diesem Sinne handelte auch der Großmeister des deutschen Ritterordens in Preußen, Markgraf Albrecht, Bruder des Markgrafen Georg von Brandenburg-Jägerndorf. Flüchtige Waldenser, Wikliffiten und Hussiten hatten in Preußen Schutz und Sicherheit gefunden und manches Wort der Wahrheit in stille Gemüther gestreut. Die tapferen Ordensritter, die aus dem kräftigen Deutschland gekommen, brachten freiere Gedanken, ein edleres Streben und Geringschätzung der Geistlichen mit, die auch hier ein zügelloses Leben führten. Luthers Schriften wurden mit solcher Begierde gelesen, daß Sigismund, König von Polen, schon 1520, bei seiner Anwesenheit in Thorn, die Einführung und Verbreitung derselben bei Strafe der Landesverweisung und Einziehung der Güter verbot. Zwei Bischöfe, ausgezeichnet durch edle Gesinnung und höhere Bildung, Hiob von Dobeneck, pomesanischer, und Georg von Polentz, samländischer Bischof, wandten sich bald dem Lichte zu, das aus den deutschen Gauen hervorbrach. Der Markgraf Albrecht, welcher sich in der Fülle aufstrebender Manneskraft befand, ein helldenkender Fürst mit sittlichem Ernst und schönen Kenntnissen, hatte den verderbten Zustand der Kirche und den Verfall der Geistlichkeit erkannt. Während seines Aufenthalts in Deutschland in den Jahren 1522 bis 1525 war er Zeuge des neuerwachten Lebens gewesen, das der Mann der Kraft und des Glaubens angeregt hatte. In Nürnberg machte er die persönliche Bekanntschaft mit dem Doctor Andreas Osiander, der ihn mit den Wahrheiten der evangelischen Lehre und mit dem Inhalt der heil. Schrift bekannt machte, so daß er oft äußerte, Osiander sei sein geistlicher Vater geworden und habe ihn zur vollkom-

menen Erkenntniß des göttlichen Wortes und Willens gebracht. Dazu kam die ernste Mahnung seines Vetters, des Markgrafen Georg von Franken, den er in Anspach besuchte. Zu Wittenberg hatte er öftere Unterredungen mit Luther und Melanchthon und hörte des Ersteren Predigten zu seiner großen Erbauung.

Als Albrecht nach Preußen zurückgekehrt war, legte er 1525 das geistliche Kleid ab, verwandelte das bisherige Ordensland in ein erbliches Herzogthum und ließ sich als erster Herzog von Preußen von den Landständen huldigen. Sein mütterlicher Oheim, der König Sigismund von Polen, begünstigte dies Unternehmen, wiewohl er selbst der alten Kirche getreu blieb, weil dadurch der Ritterorden, den er als den unversöhnlichen Feind seiner Krone betrachtete, aus Preußen verdrängt und den langen, blutigen Kriegen ein Ende gemacht wurde, der neue Herzog aber sich für einen polnischen Vasallen erklärte. Mit diesem entschlossenen Schritt wurde zugleich die Reformation in Preußen eingeführt. Der Herzog hatte sich von Luther einige ehren- und bibelfeste evangelische Theologen ausgebeten, die mitten unter den Katholiken als helle Lichter der Wahrheit und Gottseligkeit leuchten könnten. Luther sandte ihm Johann Brismann aus Cottbus, Paul Amandus aus Westphalen und Paul Speratus aus einem adelichen Geschlecht in Schwaben.

Welche wichtige, folgenreiche Veränderungen würden in Deutschland vorgegangen sein, wenn der Churfürst von Mainz, Markgraf Albrecht, den Muth gehabt hätte, dem Beispiele seines Vetters zu folgen, das Erzstift Mainz in eine weltliche Herrschaft zu verwandeln, den Kardinalshut mit der herzoglichen Krone zu vertauschen und sich zu vermählen. Daß ihm dieser Gedanke nicht fremd war, und daß er den kühnen Schritt wohl gethan haben würde, wenn er auch nur das Erzstift Magdeburg und das Bisthum Halberstadt als weltliches Lehn

hätte erhalten können, geht aus mehren Andeutungen und ſchriftlichen Aeußerungen hervor. Die Stände des Hochſtifts Magdeburg würden damit ſehr wohl zufrieden geweſen ſein und die Reformation angenommen haben. Es iſt auffallend genug, daß Albrecht auch ſeinen Magdeburgſchen und Halberſtädtſchen Ständen die freie Religionsübung geſtattete. Aber in der entſchiedenen Abneigung ſeines Bruders Joachim gegen einen ſolchen Abfall von der herrſchenden Kirche, in der Macht des ihm befreundeten Papſtes, in dem zu erwartenden Widerſtande des Kaiſers, der katholiſchen Mitſtände und ſeiner Kapitel glaubte er unüberwindliche Hinderniſſe zu finden. Auch gehörte zu einem ſolchen Unternehmen ein feſter Sinn, ein entſchloſſener, zum Kampf gerüſteter Muth. Und dieſer war ihm unter dem Wohlleben und den reichlichen Genüſſen eines üppigen Hofes gebrochen. Indeß muß er doch Gedanken dieſer Art geäußert haben, weil er erklärte, er habe eine ſolche Meinung, mit der es ihm nie Ernſt geweſen, nur angedeutet, um ſich vor den unruhigen Bauern zu ſichern.

Wie ſehr ſich auch Joachim über die Vergrößerung der Macht des Brandenburgſchen Hauſes freute, und die Achtserklärung Herzogs Albrecht in ſeinen Landen nicht bekannt machte, ſo minderte ſich doch ſein Haß gegen Luther und gegen die Neuerungen in der Kirche nicht. Er verbot jede Hinneigung zu derſelben, verlangte unter Androhung harter Strafe die Auslieferung aller lutheriſchen Schriften, und erließ unterm 28 Februar 1524 ein ſtrenges Mandat gegen Luthers Ueberſetzung des neuen Teſtaments. Er ſagt darin, daß ſeine Frankfurter Theologen in jener Ueberſetzung etliche hundert Verfälſchungen entdeckt und nachgewieſen hätten, daß Sprüche von großer Wichtigkeit ausgelaſſen und andere willkürliche Stellen eingeſchoben wären. Daraus könne nun Zwieſpalt in der Lehre und groß Unheil in der Kirche entſtehn. Jeder ſeiner Unterthanen ſolle deshalb dieſe heilloſe Ueberſez-

zung der Obrigkeit sofort auszuliefern oder gebührender Strafe gewärtig sein. Doch das Licht des Evangeliums war längst in die Mark eingedrungen und Luthers Schriften wurden im Stillen mit großem Eifer gelesen. In allen benachbarten Ländern, in Braunschweig, Lüneburg, Mecklenburg, Magdeburg, Sachsen und Hessen war bereits 1526 die evangelische Confession die herrschende geworden. Viele Kaufleute hatten den einfachen und rührenden Gottesdienst in vaterländischer Sprache, die erbaulichen Predigten, den erhebenden Gesang, die glaubensvollen Gebete gehört, waren davon ergriffen und erzählten den Ihrigen von der allgemeinen Freude in Deutschland über das aufgedeckte Evangelium des Friedens. Viele wanderten nach Wittenberg, hörten den freimüthigen Zeugen der Wahrheit und wohnten der evangelischen Messe mit großer Andacht bei. Sie brachten Luthers Schriften mit und erbauten sich besonders an dem deutschen neuen Testament. Der Churfürst wußte es, konnte es aber nicht hindern, denn gegen die Wahrheit helfen keine Machtsprüche und Scheiterhaufen. Darum sehen wir, daß fast in allen größern Städten das Evangelium von biblischen Gottesgelehrten aus Sachsen in den Häusern gepredigt und die Schrift ausgelegt wird. Die Familie Alvensleben in der Altmark, und die Familie von der Marwitz in der Neumark hatten sich solche Theologen kommen lassen, um von ihnen das Wort Gottes und das rechte Verständniß der Schrift zu lernen.

In mehren Städten der Mark vermehrte sich die Zahl der Evangelischen so bedeutend, daß sich die Geistlichen über Versäumung des Gottesdienstes und der Beichte bitter beklagten. Zu den Processionen fanden sich immer weniger ein und die angesehenen Eltern weigerten sich, ihre Kinder zum Gesang, Fähnleintragen, Räuchern und dergl. zu senden. In Stendal kam es darüber zu bösen Auftritten. Viele Bürger, besonders aus der Tuchmacher-Innung verlangten vom Rathe

die Einführung der neuen Lehre. Der Rath meldete die Sache eiligst an den Churprinzen, der von seinem Vater zum Statthalter der Altmark bestellt war. Dieser sandte den Landeshauptmann Busso von Bardensleben und zwei Räthe Gero v. Lüderitz und Jacob v. Jentz nach Stendal. Die Commissarien besänftigten die Gemüther, stellten die Ruhe und die alte Kirchenordnung wieder her und begaben sich wohlgemuth auf die Dechanei zur Mittagstafel. Hier überfällt sie die wildaufgeregte Menge und begeht grobe Excesse. Die Räthe flüchten sich aufs Rathhaus; das wird gestürmt und die Hartbedrängten müssen sechs Punkte unterschreiben, in welchen den Einwohnern freie Religionsübung gestattet wird. Doch nun rückt der Churprinz mit tausend Reutern in die Stadt und hält ein strenges Gericht. Sechs Rädelsführer werden enthauptet, viele gestäupt, die Stadt muß zehntausend Floren zahlen, allen angerichteten Schaden ersetzen und verliert die Zollfreiheit.

Matthias von Jagow, Bischof von Brandenburg, der evangelischen Lehre im Herzen geneigt, gestattete der altstädtischen Gemeinde zu Brandenburg 1528 die Annahme eines Wittenberger Predigers, des Thomas Waitz, der mit großem Beifall predigte, die deutsche Messe las und den Gottesdienst sehr vereinfachte. Als derselbe im folgenden Jahre einen auswärtigen Ruf erhielt, schrieb der Bischof selbst an den Rath und forderte ihn auf, den wackeren Mann nicht ziehen zu lassen, sondern ihn der Stadt um jeden Preis zu erhalten. Auch verließen 1531 die Franziskanermönche das dortige Paulinerkloster, weil ihnen kein Mensch mehr Almosen geben wollte. — Im Jahre 1529 wagte es Hans Litzmann, Kirchenvorsteher und Gildemeister zu Neuruppin mit zwei Tuchknappen in der Klosterkirche das Lutherische Lied: „Vater unser im Himmelreich" anzustimmen. Die freimüthigen Sänger mußten zwar vor der, durch die Mönche

aufgeregten Menge stichen, aber das Lied tönte fort und erweckte viele Schlafende. In Lenzen schaffte der Pfarrer Jakob Schuhmacher allmählich mehre katholische Gebräuche ab und legte auf der Kanzel die Schrift nach Luthers Uebersetzung aus, worüber er viel Anfechtungen von dem Bischof zu Havelberg zu erdulden hatte, bei dem Rath und der Bürgerschaft aber Anhänglichkeit und Schutz fand.

In Berlin herrschten seit langer Zeit zwischen der Bürgerschaft und Geistlichkeit große Zwistigkeiten. In den Urkunden kommen bittere Klagen und harte Aeußerungen über die Anmaßungen, den Geiz und das ärgerliche Leben der Pfaffen vor. Mit dem Beginn des sechszehnten Jahrhunderts erkaltete sichtbar der Heiligendienst und der Eifer für Stiftungen von Seelenmessen. Die Ablaßbriefe der Bischöfe, welche unter großen Gnadenverheißungen zu Gebeten für das Heil der katholischen Kirche und für die Erhaltung des Papstes aufforderten, fanden eine kalte Aufnahme. Es giebt kein Beispiel, daß nach dem Jahre 1517 in Berlin ein Altar oder irgend eine andere Stiftung zur Ehre eines Heiligen errichtet worden sei. Im Gegentheil, mehre dergleichen Stiftungen mußten eingezogen und zum Unterhalt der Geistlichen verwendet werden, weil Niemand mehr denselben Gaben spendete und von Kirchen in aller Weise Abbruch geschah. Der Bischof Matthias von Brandenburg genehmigte jene Einziehung, beklagte aber den Verfall des Gottesdienstes gar sehr. Die Processionen und Aufzüge, besonders am Frohnleichnamsfeste, zu deren größerer Feier noch Churfürst Albrecht und Markgraf Johann im Jahre 1476 eine Verordnung erlassen hatten, geriethen in solchen Verfall, daß die gebildeten Einwohner von Berlin und Cöln ihre Töchter dabei nicht wollten folgen lassen. Joachim I, darüber sehr erzürnt, erließ im Jahre 1522 an den Rath beider Städte einen ernsten Befehl, die Eltern nachdrücklich anzuhalten, ihre Töchter zu der Procession

am Frohnleichnamstage zu senden, auch dafür zu sorgen, daß die gottesdienstlichen Aufzüge mit Figuren und anderen Dingen ordentlich und andächtig bestellt würden. Schon vor der feierlichen Annahme des gereinigten christlichen Glaubens waren Rath und Bürgerschaft beider Städte einverstanden, bei schicklicher Gelegenheit zu der neuen Kirche überzugehn und begünstigten häusliche Andachtsübungen nach evangelischen Ansichten.

In Frankfurt an der Oder beriefen einige der vornehmsten Bürgerfamilien, die Petersdorfe, die Weise, die Rieben und andere einen Schüler Luthers, den Andreas Ebert aus Neiße, nach Frankfurt, um sie mit der evangelischen Lehre näher bekannt zu machen und ihren häuslichen Gottesdienst zu leiten. Der Bischof George von Lebus aber und die Lehrer der Hochschule erregten dem frommen Manne so viel Verdruß, daß er nach zwei Jahren Frankfurt wieder verließ. Auch hier hörten fast alle Spenden an die Kirchen auf, worüber sich der Pfarrer Sebastian Ulrich bitter beklagte. In Landsberg an der Warthe suchte ein Mönch die Versammlungen einiger lutherisch gesinnten Familien durch Kobolds künste und Spukereien zu schrecken. Er ward aber dabei ertappt und tüchtig durchgeprügelt. Der Mönch stand in dem Ruf eines Schwarzkünstlers und da der Churfürst die Magie liebte, so zog er ihn an seinen Hof und gab ihm nachmals eine Pfarre zu Spandau.

Die erste Stadt in der Neumark, die am frühesten der Reformation beigetreten, war Züllichau, denn Peter Grimm, ein Schüler Luthers und Melanchthons, hielt am Pfingstfeste 1527 die erste evangelische Predigt in der dortigen Pfarrkirche, zum großen Aergerniß seines Vaters, aber zur Erbauung der Gemeinde. Er wurde sofort zum ersten evangelischen Pfarrer angestellt, verheirathete sich und starb daselbst 1542. Auch zu Königsberg in der Neumark hatte

Lucas Friedrich, der in Wittenberg die Gottesgelahrtheit studirt, acht Jahre vor Einführung der Reformation die Lehren und Grundsätze derselben in den Häusern gepredigt. Die Augustinermönche daselbst waren in große Verachtung und der Wallfahrtsort Reichenfelde sehr in Verfall gekommen.

Es herrschte im Jahre 1529 in der Mark unter dem Namen des englischen Schweißes eine ansteckende Seuche, die sehr viele Menschen wegraffte. Die Pfaffen und Mönche meinten, das sei die Strafe Gottes wegen der immer mehr um sich greifenden Ketzerei. Das behauptete auch ein Priester zu Friedeberg in der Neumark und forderte Alle zur Theilnahme an eine große Procession auf, die er am folgenden Tage abhalten werde, mit der Zusicherung, daß alle diejenigen, welche sich dazu einfinden würden, von der Krankheit verschont bleiben, die sie aber verachten würden, des Todes sterben sollten. In der nächsten Nacht wurde der Priester selbst von der Seuche befallen und als die Procession ihren Anfang nehmen sollte, war er todt. Darin wollten die lutherisch Gesinnten ein Zeichen ihrer Rechtgläubigkeit finden, wie sich denn ihre Zahl auch von diesem Tage an mehrte.

Auch in Cottbus, Soldin und Crossen regte sich das Bedürfniß des Glaubens und das Verlangen nach der Besserung des versunkenen Kirchenwesens, so daß Melanchthon an Justus Jonas in Wahrheit schreiben konnte: „Es dürstet und sehnet sich das Volk und ein guter Theil des Adels nach der gottseligen Lehre. Der Churfürst (Joachim II) billigt das, urtheilt sehr richtig darüber und macht auch dem Volke Hoffnung zur Verbesserung der Kirche. Dem setzen sich aber die Pfäfflein entgegen, deren Menge sehr groß ist, und die ich nirgends dummer und schlechter gefunden, so daß man sie für Barbaren d. h. für unwissende, thörichte, aufgeblasene Leute erklären muß, die hartnäckig bei ihrer eingebildeten Weisheit beharren, der Wahrheit mit Macht und List widerstreben."

Der Churfürst sah mit Herzeleid alle diese Vorzeichen einer nahen Auflösung der alten Kirche; nichts aber mußte ihn mehr betrüben und gewaltiger erschüttern, als der Uebertritt seiner Gemahlin Elisabeth zur evangelischen Kirche. Sie war die einzige Tochter des Königs Johann von Dänemark und der Christine, einer Tochter des Churfürsten Ernst von Sachsen. Der Churfürst Friedrich der Weise und Johann der Beständige waren also ihre Oheime. Ihr einziger Bruder Christian II, König von Dänemark, hatte sich dem evangelischen Lichte zugewandt. Sie war im Jahre 1485 geboren, glänzte durch ihren hellen Geist eben so sehr, wie durch ihre ausnehmende Schönheit. Nach langen Unterhandlungen ward sie mit Joachim I unter prachtvollen und glänzenden Festen in Stendal 1504 vermählt. Viele Jahre hindurch lebte das fürstliche Ehepaar in großer Eintracht und Liebe, dann aber erkaltete dieselbe, weil Elisabeth ihren Gemahl in dem wohl nicht ungegründeten Verdacht der Untreue hatte. Ihre liebste Beschäftigung war immer fleißiges Forschen in der Schrift und fromme Uebung der Andacht. Luthers Bücher hatten auf sie einen starken Eindruck gemacht. Die Wahrheit, Kraft und Eindringlichkeit seiner Rede überzeugten sie je länger je mehr von der Gerechtigkeit seiner Sache. Als ihr Bruder, entthront und vertrieben, nach Berlin kam, um seines Schwagers Beistand gegen den neuerwählten König Friedrich I zu suchen, bestärkte er die Schwester in der Wahrheit der evangelischen Lehre und brachte in ihr den Entschluß, zu derselben überzutreten, zur Reife. Doch mußte dies freilich in aller Stille geschehen, weil von dem Zorn des fürstlichen Gemahls alles zu fürchten war.

Es war im Monat März 1528, wo die Churfürstin in Abwesenheit ihres Gemals auf dem Schloß von einem evangelischen Geistlichen, der heimlich aus Wittenberg angekommen war, das Abendmahl in beiden Gestalten empfing. Der Kö-

nig Christian, der zu seinem Oheim, dem Churfürst Johann, nach Torgau gereiset war, hatte dazu die nöthigen Einleitungen getroffen. Joachim, dem von dem geheimen Vorgang im Schlosse ein dunkles Gerücht zu Ohren gekommen war, erzwang das Geheimniß von seiner Tochter, der Prinzeß Elisabeth, der nachherigen Gemalin Herzog Erich's des Aelteren von Braunschweig-Calenberg. Nun kannte seine Wuth keine Grenzen. Er eilte zu der überraschten Gemahlin, überhäufte sie mit den härtesten Vorwürfen, drohete mit Einsperren in ein Kloster und mit Einmauern, wies alle Bitten und Vorstellungen der Umgebung mit Unwillen zurück und endete mit einer so gänzlichen Erschöpfung, daß er wie todt ins Bett gebracht werden mußte.

Elisabeth kannte ihren Gemahl und wußte, daß sie von ihm nur eine traurige Zukunft zu erwarten habe. Sie traf also in der Stille Anstalt zur Flucht, die sie auch in der Nacht des 26 März ausführte. Mit ihrem Kammerfräulein als Bäuerinnen verkleidet kam sie, geleitet von Johann von Dolzig, der sich auch in Bauerntracht versteckt hatte, auf einem gewöhnlichen Wagen in Torgau an. Hier wurde sie vom Churfürst Johann und seinem Sohne Johann Friedrich sehr gastfreundlich aufgenommen und erhielt das Schloß Lichtenberg zu ihrem Wohnsitz. Von hier aus war die fromme Fürstin oft monatelang in Dr. Luthers Hause zu Wittenberg, und erfreuete sich seines lehrreichen Umgangs und seiner erbaulichen Predigten. Alle, die so glücklich waren, in den Kreis ihres Lebens zu treten, waren gerührt von ihrer Demuth und Sanftmuth, von ihrem herzlichen, wohlwollenden Wesen, von ihrer gediegenen Frömmigkeit und dem Reichthum ihrer Kenntnisse. Besonders besaß sie in der Gottesgelahrtheit treffliche Kenntnisse, so daß Agrikola sie „eine erfahrne Theologa, die herrlich zu reden wußte," nannte.

Anfangs bot der zornmüthige Churfürst alles auf, seine

Gemahlin zurück zu erhalten; dann aber ward er milder und gestattete den Kindern wiederholentlich, die hochverehrte Mutter besuchen zu dürfen.

Vierzehntes Kapitel.

Seit mehreren Jahrhunderten hatte die christliche Welt kein Beispiel mehr gesehn von dem patriarchalischen Hausstande des Geistlichen. Seitdem Gregor VII die Kirche mit eisernem Scepter regiert und auf den Ehestand, den Gott selbst eingesetzt und geheiligt und die katholische Kirche für ein Sacrament erklärt hat, für den Geistlichen den Fluch gelegt hatte, lebte der Klerus ohne die Freuden und den Seegen stiller Häuslichkeit, ohne Gatten- und Kinderliebe, mit kaltem, verschlossenem Herzen, größtentheils in sündhaften Verbindungen, der verbotenen Lust und Ausschweifungen aller Art hingegeben. Die Reformatoren forderten im Sinne der alten Kirche für die Geistlichen die Priesterehe, als ein ihnen durch päpstliche Despotie entzogenes Recht wieder zurück und wollten durch eigenes Beispiel nicht verläugnen, was sie als christlich und Gott wohlgefällig gepriesen hatten. Darum traten sie alle in den Ehestand.

Melanchthon war zwar Theologe, aber nicht Geistlicher, konnte deshalb ohne Verletzung kanonischer Gesetze in den Stand der Ehe treten. Er verheirathete sich bereits im Jahre 1520 mit einer christlich gesinnten Jungfrau, Catharina Crapp, mit der er 37 Jahre in Friede und Eintracht gelebt. Zwingli ehlichte 1524 eine Wittwe, Anna Reinhart, die durch großes Leid schwer geprüft wurde. Sie verlor in der unglücklichen Schlacht zu Kappel 1531 ihren Gatten, ihren hoffnungsvollen Sohn erster Ehe, ihren Tochter-

mann, ihren Bruder und ihren Schwager. Mitten unter den Stürmen des Sakramentsstreits und des Bauernkrieges, im Juni 1525 ließ sich Luther mit Catharina von Bora aus dem altadlichen Geschlechte derer von Hugewitz, früher Nonne im adlichen Frauenkloster Nimtschen, trauen. Ein Jahr später heirathete auch Oekolampad, und zwar die Wibrandes Rosenblatt, eine Tochter des Feldobersten Kaiser Maximilians I, Johannes Rosenblatt. Justus Jonas, Cruciger, Farel und andere Gehülfen des Reformationswerks folgten diesen Beispielen. Und sie thaten wohl daran, denn bei den schweren Kämpfen und Anfechtungen, die ihrer warteten, bedurften sie der Tröstung und Ermuthigung durch des Hauses reine Herzensfreude.

So lange der Churfürst Friedrich der Weise lebte, trat Luther nicht mit allen Anforderungen an Staat und Kirche für das entschlossen begonnene Werk der Reformation hervor. Der fromme Regent vertrat zwar die Zierde seiner Universität und den Kämpfer für des Glaubens heilige Sache auf allen Reichstagen, aber er liebte keine gewaltsame Maaßregeln und das heftige Wesen Luthers beunruhigte ihn oft sehr. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 unterstützte er die hundert Beschwerden der deutschen Fürsten über die Anmaßungen und Bedrückungen der Päpste, über die Mißbräuche in der Kirche und über das ausschweifende Leben der Geistlichen, und verlangte zur Erneuung der Kirche an Haupt und Gliedern ein allgemeines Concilium. Kräftiger aber und entschlossener trat 1525 sein Bruder Johann der Beständige auf, der sich ohne Rückhalt für die Reformation erklärte. Luther durchreisete mit einer Commission die churfürstlichen Länder, untersuchte die Kirchen und Schulen, und erschrak über den höchst traurigen Zustand derselben und über die große Unwissenheit der Pfarrer. Für die Schulen schrieb er den kleinen und für die einfältigen Pfarrherren den großen Kate-

chismus, zwei Bücher, durch welche er drei Jahrhunderte lang für die Verbreitung ächter Frömmigkeit und reiner evangelischer Wahrheit unglaublich viel gewirkt hat und noch wirkt.

Nach dem Bauernkriege trat eine Ruhe in Deutschland ein, welche der festeren Begründung und der ruhigen Entwikkelung der Reformation sehr günstig war. Der Reichstag zu Speier 1526, auf welchem abermals die Beschwerden gegen den päpstlichen Stuhl zur Sprache gebracht wurden, hatte keine Maaßregeln gegen die neue Kirche ergriffen, sondern in dem Abschiede nur gesagt: „hinsichts des Wormser Edikts soll sich jeder so verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten kann." Der Kaiser selbst konnte sich um Deutschland wenig bekümmern und wünschte dem Papste eine recht starke Demüthigung. Er lag mit dem Könige von Frankreich, Franz I, im Krieg. Das Glück hatte lange zwischen beiden feindseligen Mächten geschwankt. Da erkämpfte Karl V am 23 Februar 1525 bei Pavia einen entscheidenden Sieg, der ihm auch seinen Nebenbuhler als Gefangenen in die Hände führte. Nicht eher entließ der Kaiser den König aus der gefänglichen Haft, als bis er den Madriter Frieden am 14 Januar 1526 unterschrieben, auf Mailand verzichtet und andere harte Bedingungen angenommen hatte.

Der Papst Clemens VII trat mit England und Frankreich in ein Bündniß gegen Karl V und entband Franz I seiner Verpflichtung zur Erfüllung des Madriter Friedens. Ueber diese Schändlichkeit entrüstet, verband sich der Kaiser mit dem Hause der Colonna und sandte den vom französischen Hofe entflohenen Connetable von Frankreich, Karl von Bourbon, mit Heeresmacht in den Kirchenstaat. Rom ward 1527 erstürmt und geplündert, der Papst aber in der Engelsburg gefangen gehalten. Die Kaiserlichen hauseten auf eine entsetzliche Weise in der heiligen Stadt und erlaubten sich die ärgsten Ausschweifungen. Doch entsprang aus diesem Zwie-

spalt eine innige Freundschaft. Der Kaiser mißbilligte mit lautem Unwillen das Verfahren des Connetable, entsetzte ihn seiner Würde, und betheuerte dem Papst, daß er ganz unschuldig an dem verübten Frevel sei. Clemens VII zeigte sich sehr versöhnlich, und setzte Karl V zu Bologna die Kaiserkrone auf, ließ sich aber auch von ihm das Versprechen geben, zur Unterdrückung der Ketzerei in Deutschland alle Macht aufzubieten.

Hier waren mancherlei Bewegungen unter den katholischen und evangelischen Fürsten vorgekommen, welche wohl Besorgnisse für die Ruhe Deutschlands erregen konnten. Bereits im Jahre 1525 waren die Herzoge Erich und Heinrich der Jüngere von Braunschweig in Dessau zusammengekommen, um Maßregeln gegen die weitere Verbreitung der Neuerungen in der Kirche zu verabreden. Dies veranlaßte die lutherischen Fürsten, namentlich Churſachsen und Hessen, die Herzoge von Lüneburg und Mecklenburg, den Fürsten zu Anhalt, den Grafen zu Mansfeld und die Stadt Magdeburg, zur Vertheidigung ihres Glaubens sich fester zu verbinden. Joachim I vermochte auch die Stände auf einem Landtage zu Berlin im Jahre 1527 zu ernsten Maßregeln gegen die lutherische Ketzerei und gelobte, mit Nachdruck die ehrliche und löbliche alte Ordnung und Ceremonien der heiligen christlichen Kirche zu handhaben und aufrecht zu erhalten. Doch das alles würde zu ernstlichen Rüstungen keine Veranlassung gegeben haben, wenn nicht ein böses Gerücht, das auf die Erdichtung eines habsüchtigen Rathes des Herzogs Georg von Sachsen, Otto von Pack, beruhete, die evangelischen Fürsten in Harnisch gesetzt hätte. Dieser intrigante Mann, der bei seinem Fürsten in Ungnade gefallen war, begab sich an den Hof Landgrafs Philipp zu Hessen und theilte ihm Nachricht mit von einem heimlichen Bündnisse, das zwischen dem König Ferdinand von Böhmen, den Churfürsten zu Mainz und

Brandenburg, den Herzogen von Sachsen und Baiern und den Bischöfen zu Salzburg, Bamberg und Würzburg gegen die Evangelischen am Mittwoch nach Jubilate 1527 zu Breslau geschlossen sei. Er legte eine Abschrift davon vor, die alle Zeichen der Glaubwürdigkeit an sich trug.

Der Landgraf Philipp und der Churfürst Johann stellten große Kriegsrüstungen an. Ueber den Zweck derselben befragt, leugneten sie nicht, daß sie die Vertheidigung gegen das Breslauer Bündniß zur Absicht hätten. Sämmtliche katholische Fürsten erklärten jenen Vertrag für die Erfindung eines boshaften Menschen oder für einen bloßen Vorwand feindseliger Absichten. Der Churfürst Joachim schrieb am Montag nach Exaudi 1528 an den Landgraf Philipp, warnte ihn vor den traurigen Folgen eines Aufruhrs in deutschen Landen und fügte hinzu: „Doch tragen wir Mitleid, daß sich Euer Liebden also mit unbeständigen, unwahrhaftigen Lügen zu Aufruhr verführen läßt, daraus Euer Liebden, ihren Landen und Leuten Verderben und Schaden erwachsen wird, und mögen uns nicht enthalten, solche ungegründete Auflagen dergestalt zu verantworten: daß, der Euer Liebden von solchem erdichtetem Bündniß gesagt, das Original gesehen, darin unsere Namen, Handschrift und Siegel befunden, oder dasselbige gelesen, oder die Kopeien begriffen, daß der ein verzweifelter, ehrloser, meineidger Bösewicht ist, und mag dies mit Wahrheit nimmer wahr machen, und bitten von Euer Liebden zu wissen, wer der lügenhafte Mann ist, der solches erdichtet und euch angesagt hat, damit wir uns und männiglich vor solchem verlogenen Bösewicht zu hüten wissen; denn wo es nicht geschehen sollte, möchten wir verursacht werden, zu denken, Euer Liebden hätten es selbst erdacht und wollten zu unfreundlichem Willen gegen uns Ursach suchen. Wenn das nicht anders sein kann, wiewohl wir zu Aufruhr nicht geneigt, sondern lieber Frieden haben, müssen wir es also für gut nehmen, und uns

mit unsern Herrn und Freunden zur Gegenwehr zu schicken Rath finden."

Ein ähnliches Schreiben sandte Joachim an den Churfürst zu Sachsen. Otto von Pack wurde hierauf festgenommen, wußte sich aber loszureden, wurde Landes verwiesen, und späterhin zu Antwerpen als ein ränkesüchtiger, aufrührstiftender Mensch enthauptet. Sahen sich nun auch die evangelischen Fürsten hintergangen, so blieb doch Mißtrauen und Verdacht im Herzen zurück und die katholischen Fürsten meinten, gegen so entschlossene und herzhafte Widersacher auf ihrer Huth sein zu müssen. Luther und Melanchthon mißbilligten jedes gewaltsame Eingreifen, ermahnten zum Frieden und meinten, die Sache Gottes werde sich Bahn brechen durch die Kraft seines Wortes.

Kaiser Karl V hatte abermals einen Reichstag zu Speier ausgeschrieben, der 1529 vom Bruder des Kaisers, Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, abgehalten wurde und auf welchem auch Joachim I mit dem Churprinzen erschien. Die katholischen Stände und der päpstliche Legat, Graf Pirus von Mirandola, boten Alles auf, den früheren, 1526 zu Speier erlassenen Reichsabschied für ungültig zu erklären und auf die Vollziehung des Wormser Edikts zu dringen. Zuerst wurde wieder das allgemeine Concilium, und falls dies nicht in zwei Jahren einberufen würde, eine allgemeine Reichsversammlung zugesagt, in welcher über die Klagen und Beschwerden der Stände berathen und dieselben abgestellt werden sollten. Dann wurde sowohl denjenigen Ständen, welche noch nichts geändert, als auch denjenigen, welche die Reformation angenommen hatten, jede weitere Neuerung und Aenderung untersagt. Das Sakrament des Opfers sollte Niemand im Reiche antasten, und weder bei der einen noch bei der anderen kirchlichen Parthei die Messe abgestellt werden. Ketzerische Bücher, die Lehren und Grundsätze

verbreiten, welche denen der herrschenden Kirche widerstreiten, sollen nicht geduldet werden, jedoch bleibt die Büchercensur dem Nürnberger Abschiede gemäß den Obrigkeiten übertragen. Die Einkünfte geistlicher Stifter und Personen dürfen nicht angetastet, Bisthümer, Klöster und dergl. nicht aufgehoben werden.

Darüber gab es in den Versammlungen heftigen Streit, bei welchem zwar die größere und mächtigere Parthei obsiegte, aber auch in dem festen Sinn und Glauben der Evangelischen herzhaften Widerstand fand. Der Abgesandte der Stadt Straßburg, der Pfarrer Mathis, schreibt unterm 13. April: „Auf diesen Tag ist die Sonderung unter den Städten vor sich gegangen. Das hatten die Geistlichen nur gewollt; aber die Städte halten treu bei einander. Nun sind die, so bei Gottes Parthei und seinem heiligen Worte bleiben wollen, das kleine Häuflein (das kleine Hüffle), aber es ist unerschrocken. Das ist nun die erste Probe; denn wo man den Herrn vor der Welt, besonders vor Fürsten und Herren verläugnet, den wird der Herr auch verläugnen vor seinem himmlischen Vater. Nun die andre Probe wird werden: das Wort Gottes widerrufen oder brennen." Der Churprinz Joachim von Brandenburg war oft bei den Verhandlungen der katholischen Theologen über die Irrlehren der katholischen Ketzer zugegen, und legte ihnen einst die Frage vor: warum sie den Laien den Kelch entzogen hätten, da doch Christus ausdrücklich gesagt habe: „trinket Alle daraus?" — Das „Alle", erwiederten sie, ginge nur auf die Geistlichen. „Gehet denn das Wort Alle auch auf die Geistlichen, fragte der Prinz weiter, wenn Christus sagt: „ihr seid rein, doch nicht Alle?" Und sie wußten ihm nichts darauf zu antworten.

Die evangelischen Stände, die man bei den Verhandlungen nicht hatte zu Worte kommen lassen und deren Ein- und Widerreden man nicht zu Protokoll genommen hatte, gaben

gegen den Reichsabschied eine schriftliche Verwahrung ein, deren Hauptinhalt war, daß sie sich in Sachen des Gewissens nicht der Mehrheit von Stimmen unterwerfen könnten. Dieser feierliche Widerspruch war unterzeichnet vom Churfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Franz und Herzog Ernst zu Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und vierzehn Reichsstädten. Sie erhielten von dieser Protestation den Namen Protestanten, womit für alle Zeiten die Religionspartei bezeichnet wird, welche sich gegen jede hierarchische Anmaßung, die den Glauben beherrschen, menschliches Ansehn über Gottes Gebot erheben, die heilige Schrift willkürlich deuten und das Heilige zu weltlichen Zwecken mißbrauchen will, mit Kraft und Nachdruck auflehnt, die Religionspartei, welche gegen öffentliches und geheimes Papstthum, gegen alle jesuitische Grundsätze und Umtriebe, gegen alle innern und äußern Feinde der evangelischen Wahrheit, gegen alle menschliche Autorität und Macht in Glaubens- und Gewissenssachen mit immer regem, sich stets erneuendem Eifer protestirt. So lange es einen Papst giebt, ist auch eine Protestation dagegen nöthig. Sobald wir das je vergessen und uns in sorglose Sicherheit einschläfern lassen, werden die stets wachsamen Gegner uns mit künstlichem Netze umgarnen und die Kraft binden und lähmen. Als Simson im Schooß der Delila schlief, wurde ihm das Haupthaar abgeschnitten und die Kraft wich von ihm. Da griffen ihn die Philister, stachen ihm die Augen aus, banden ihn mit zwei ehernen Ketten und er mußte mahlen im Gefängniß.

Nach einer solchen Protestation hätten nun alle Evangelische allerwärts zusammenhalten und für das Heil ihrer Kirche einmüthig streiten sollen. Das wollte auch namentlich der Landgraf Philipp von Hessen. Aber da stand nun als schroffe Scheidewand der Sakramentstreit, der durch Luther

und Zwingli hervorgerufen war. Die Trennung war mit der Zeit immer größer, der Streit immer leidenschaftlicher geworden. Der Landgraf Philipp gab sich alle Mühe, den Streit zu schlichten und die Getrennten nahe zu bringen. Auf seiner neugestifteten Universität Marburg sollte dazu mit einem Religionsgespräch der Versuch gemacht werden. Dies Gespräch fand im Oktober 1529 statt. Mit Luther waren Melanchthon, Justus Jonas, Osiander, Brenz und Agrikola, mit Zwingli, Oekolampad, Bucer, Hedio und Collin angekommen. Im Umgange begegneten sich Alle mit freundlicher Herzlichkeit, aber so wie es zum Disputiren kam, zeigte sich die Unmöglichkeit einer Verständigung über den streitigen Punkt des Abendmahls. Luther hatte die Worte: „das ist" mit großen Buchstaben vor sich hin auf den Tisch geschrieben und seine ganze Seele lebte in dem tiefen Sinn dieser Worte. Man bat ihn, er möchte der Liebe wegen nachgeben und Zwingli bot ihm mit Thränen im Auge die Hand zum Frieden. Aber Luther erkannte keine andere Liebe als die aus dem Glauben kommt. „Das ist eine arge Liebe, entgegnete er, die mir erst Vater, Mutter und Kind erwürgt und dann sagt: habt Frieden, lieben Freunde, wir wollen uns lieb haben, die Sache ist nicht so groß, daß wir darum sollten uneins werden." Was er in Worms vor Kaiser und Reich erklärte: „ich kann nicht anders!" das sprach er auch vor der Versammlung evangelischer Theologen aus. Wie gern hätte er die schweizerischen Glaubensbrüder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen, aber ihre Meinung hinsichts des heiligen Sakraments zerstörte den Augapfel seines Glaubens und drohete mit der Verdunkelung Christi in der Tiefe seines Herzens. Das Wort und die Sakramente waren die Grundpfeiler seiner Kirche. Sie sollten den Zusammenhang der reformirten und alten Kirche vermitteln. Von der katholischen d. h. von der allgemeinen apostolischen Kirche, die da festhält an der

an der Lehre, an der Taufe und am Brotbrechen, hat er sich nie trennen wollen, sondern nur von der entarteten römisch-papistischen. Wurde nun noch das letzte Band christlicher Gemeinschaft zerrissen, so fehlte es der evangelischen Kirche an einem geschichtlichen Grund und Boden und sie erschien als eine Sekte, die das Wort Gottes willkürlich deutete und Luftschlösser nach menschlicher Meinung baute. Da kommt nun der wildstürmende Carlstadt, der alles Bestehende niederreißt, alle kirchliche Ordnung vernichtet und ein alles verzehrendes Feuer anzündet. Das eine Sakrament der Taufe hatten die Schwärmer schon angetastet, sollte er das andere Sakrament des Leibes und Blutes Christi auch Preis geben? — Will Jemand solche Gesinnung tadeln und Luthern eigensinnig und hartnäckig schelten?

Funfzehntes Kapitel.

Der Landgraf Philipp hatte darauf gedrungen, daß man diejenigen Artikel, über welche die beiden evangelischen Partheien einig geworden, aufsetzen solle. Dies war geschehen. Im funfzehnten Artikel heißt es: „Wiewohl wir uns darüber, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Blut und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe erzeigen, soweit es jedes Gewissen immer leiden kann.“ Die beiden Häupter gaben sich auch das Versprechen, sich des bittern Schreibens zu enthalten. Indeß wollten doch die Sächsischen Theologen diejenigen Glaubensartikel, in welchen Alle den Weg, die Wahrheit und das Leben gefunden, und über welche sie einmüthig zu halten fest entschlossen waren, nach gemeinsamer Berathung öffentlich kund geben. Deshalb kamen sie im Okto-

ber 1529 zu Schwabach zusammen und setzten dort die siebzehn Schwabacher Artikel auf, welche nachweisen sollten, daß sich die Evangelischen in ihrer Lehre von der Lehre der Schrift und der Kirche nicht entfernt hätten.

Am Montage nach Reminiscere 1530 schrieb der Churfürst von Sachsen an die Wittenberger Theologen Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Buggenhagen, und forderte sie auf, ein Verzeichniß der Mißbräuche in der Lehre und in den Ceremonien, welche man in der evangelischen Kirche abgeschafft hatte, mit genauer Angabe der zu dieser Abschaffung berechtigenden Gründe, aufzusetzen und diese bis zum zwanzigsten März in Torgau persönlich zu überreichen. Dies sind diejenigen Artikel, welche dem zweiten Theile der Augsburgschen Confession zum Grunde gelegt sind. Zugleich erhielten Luther, Melanchthon und Justus Jonas Befehl, den Churfürst mit Spalatin und Eisleben zum Reichstage zu folgen.

Diesen Reichstag hatte Carl V zu Bologna unterm 21 Januar 1530 nach Augsburg auf den achten April ausgeschrieben. Er verspricht in diesem Ausschreiben „eines Jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit zu hören und zu erwägen, diese zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles, was zwischen beiden Theilen nicht recht ausgelegt und behandelt sei, abzuthun, darauf zu halten, daß alle eine einige und wahre Religion annehmen, und wie wir alle unter einem Christus sind und streiten, so auch in einer gemeinschaftlichen Kirche in Einigkeit zu leben.“ Nach dem Frieden von Cambray hatte der Kaiser mit dem Haupte der Kirche in großer Freundschaft gelebt, ihm knieend den Fuß geküßt und den Steigbügel des Pferdes gehalten, und mit ihm vier Monathe lang zu Bologna in einem Palaste gelebt. Der schlaue päpstliche Nuntius Campegius begleitete den Kaiser nach

Deutschland, um den Kaiser fortwährend in guter Stimmung zu erhalten. Carl V benutzte Religion und Kirche nur als Mittel zu seinen herrschsüchtigen Zwecken. Er begünstigte und unterdrückte die Protestanten nach seiner Stellung und Stimmung gegen den Papst. Sie sollten nach seiner Absicht nicht ausgerottet werden, um sich ihrer nöthigenfalls gegen das stolze Haupt der Kirche bedienen zu können. Auch mochte er die Einigkeit der deutschen Fürsten nicht. Getrennt ließen sie sich leichter besiegen. Sein Streben ging auf eine große europäische Universalmonarchie, in welcher er der unumschränkte Herr und Gebieter sein wollte.

Der Churfürst von Brandenburg hatte sich zu dem Reichstage mit einem großen Kostenaufwande gerüstet. Die Städte der Mark mußten dazu bedeutend beisteuern. Am 29 Mai ritt er mit dem Churprinzen in großem Glanze, mit gewaltigem Rüstzeuge und zahlreichem Gefolge aus den Thoren Berlins. Vierhundert sechsundfunfzig schön aufgeputzte Pferde waren im Zuge. Aus Frankfurt hatte er die Theologen Conrad Wimpina, Johann Mensing, Rupert Elgersdorf und den Domherrn Wolfgang Rhedorf mitgenommen. Vom märkischen Adel fanden sich in seinem Gefolge Magnus Gans Edler von Puttlitz, Johann und Busso von Bartensleben, Elias von Alvensleben, Matthias und Johann von der Schulenburg, Johann von Krusemark, Konrad von Wedel und andere. Bald nach seinem Einzuge in Augsburg reisete er mit dem Herzog Georg von Sachsen dem Kaiser bis Inspruck entgegen und wurde von demselben mit großer Güte und Freundlichkeit aufgenommen. Er stand an der Spitze der katholischen, wie Churfürst Johann an der Spitze der protestantischen Parthei, machte überall den Redner und Wortführer in lateinischer und deutscher Sprache, und zeigte für die Sache seiner Kirche einen unermüdlichen Eifer. Auch der Churprinz war bei den

Verhandlungen thätig, bezeugte aber den Protestanten viel Theilnahme.

Die Feinde der Reformation standen in dichten Schaaren zusammengedrängt gegen das kleine Häuflein der Evangelischen. Alle Kräfte wurden gegen sie in Bewegung gesetzt und man erwartete ihren nahen Untergang. Da zeigte sichs, daß das Werk aus Gott sei und daß es Wurzel geschlagen hatte im Allerheiligsten des Glaubens. Wohl sehen wir in gefährlichen Augenblicken bei der Feinde harten Drohungen und der Päpstlinge arger List und Ränke ängstliches Sorgen und heimliche Unruhe. Melanchthon arbeitete oft unter heißen Thränen und Gebeten. Wenn aber die Stunde der Entscheidung kam; wenn es galt vor Kaiser und Reich ein Zeugniß des Glaubens abzulegen; wenn Christus und sein heiliges Evangelium laut bekannt werden sollte: dann war die Erklärung bestimmt, freimüthig und entschlossen. Ohne Zögern bekannten alle einmüthiglich: „es sei nicht gerathen, in Sachen des Glaubens und Gewissens die leibliche Gefahr und irdische Wohlfahrt zu bedenken; sie seien entschlossen, für die erkannte und bekannte Wahrheit Blut und Leben zu lassen.“ Luther, der als ein Geächteter nicht wohl auf dem Reichstage erscheinen durfte, war auf Geheiß des Churfürsten in Coburg zurückgeblieben und ermuthigte durch kräftige und glaubensvolle Briefe die hartbedrängten Kämpfer zu Augsburg. In allen finden wir die kühne Sprache, die aus einem unerschütterlichen Herzen und einem felsenfesten Vertrauen auf Gott so frisch und lebendig hervorquillt. Wie die Gefahr wächst, steigt sein Muth. Er dichtete in seinem Exil das herrliche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“

Als der Kaiser die evangelischen Stände durch seinen Bruder, den König Ferdinand, hatte auffordern lassen, das Predigen ihrer Gottesgelehrten einzustellen und der Procession des Frohnleichnams persönlich beizuwohnen, erklärte der herz-

hafte, für seinen Glauben begeisterte Markgraf Georg von Brandenburg dem Kaiser: „Eher wollt ich hier vor Ew. Kaiserl. Majestät niederknieen und mir den Kopf abhauen lassen, als daß ich meinen Gott und sein heiliges Evangelium verläugnen und einer falschen, irrigen und abgöttischen Meinung beipflichten sollte.“ Und als er am folgenden Tage im Beisein der übrigen evangelischen Fürsten die Weigerung entschlossen wiederholte, sprach er im kräftigen Ton zum Kaiser: „In dieser Sache, die Gottes Sache selbst ist, bin ich durch Gottes unwandelbaren Befehl gezwungen, alles menschliche Ansehn gering zu achten; denn es stehet geschrieben: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen! Darum bin ich fest entschlossen, die Lehre, die ich als die Stimme des Sohnes Gottes und als die ewige, unbewegliche Wahrheit erkannt habe, mit Gefahr meines Lebens zu vertheidigen. Ich werde den Tod, der, wie ich höre, denen bevorsteht, welche die reine und wahrhafte Lehre angenommen haben, nicht fürchten. Wir sind nicht gemeint, gottlose, mit Gottes Wort und Christi Befehl streitende Menschensatzungen durch unsre Beistimmung zu stärken und zu befestigen, erklären vielmehr einmüthig und unbedenklich, daß solche ungereimte und gottlose Menschenlehren aus der Kirche ganz vertilgt werden müssen, damit nicht die noch gesunden und reinen Glieder der Kirche von diesem tödtlichen Gifte angesteckt und befleckt werden.“

Der Fürst Wolfgang von Anhalt sagte, als er die Feder zur Unterzeichnung des Glaubensbekenntnisses zur Hand nahm: „Ich habe manchen schönen Ritt Andern zu Gefallen gethan; warum soll ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christi zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln, und mit Dransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?“ Eben so muthig und entschlossen zeigte sich der Churfürst von Sachsen. Als seine Theologen ihm erklärten,

sie würden, falls er Bedenken trüge, auf ihrer Seite zu bleiben, sich allein vor den Kaiser stellen, gab er ihnen zur Antwort: „Das wolle Gott nicht, daß ihr mich ausschließet; ich will Christum auch mit bekennen. Mein Churhut und Hermelin hat für mich nicht den Werth, welchen das Kreuz Jesu hat; denn jene bleiben in der Welt, dies aber begleitet mich zu den Sternen.“ — Finden wir auch bei Melanchthon nicht diesen frischen, fröhlichen Muth, so ist er uns doch bewunderungswürdig durch seine rastlose Thätigkeit, durch die Lebendigkeit seines regsamen Geistes, durch die weise Umsicht und Bedachtsamkeit im Handeln und durch den großen Umfang von Geist und Gelehrsamkeit, den er in so schwierigen, sorgenvollen Tagen entwickelte. Wie bange ihm auch oft im Herzen ist um die große Sache, die verfochten werden soll, so bekümmert ihn doch keine Sorge für sein Leben, das hinzuopfern er jeden Augenblick bereit ist. Unter vielfachen Unruhen und Bedrängnissen, bei tausend Anfragen und Berathungen, bei unaufhörlichen Störungen und Anfechtungen, bei einem lebhaften Briefwechsel mit den Kampfgenossen in- und außerhalb Augsburg und bei der Schwachheit eines kränkelnden Körpers hat er die Confession und deren Apologie in so trefflicher Weise aufgesetzt, daß man mit höchster Achtung gegen einen so ausgezeichneten, hochbegabten Mann erfüllt wird. Die Confession, welche die protestantischen Fürsten dem Kaiser und den Reichsfürsten zur Verantwortung über ihre Lehre vorlegen sollten, hatte Melanchthon auf den Grund der Torgauer Artikel und nach gemeinsamer Berathung mit den übrigen evangelischen Theologen aufgesetzt und seinem Landesherrn übergeben. Dieser sandte sie an Luthern nach Coburg, der unterm 15 Mai dem Churfürst zurückschrieb: „Ich habe Magister Philipsen Apologie überlesen: die gefällt mir fast wohl und weiß nichts dran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken; denn ich so sanft und leise nicht treten

kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten."

Es war bestimmt, daß die Uebergabe dieser Confession auf Freitag den 24 Juni, St. Johann des Täufers Tag, erfolgen sollte. Der Kaiser aber wußte die Zeit von drei Uhr Nachmittags, erst durch eine Audienz, die er dem päpstlichen Legaten, Lorenz Campegius, gab, sodann durch Gespräche mit seinem Bruder und einigen katholischen Fürsten, durch Anhörung mehrerer Botschaften in Angelegenheiten des Türkenkrieges, dergestalt hinzuziehn, daß es spät Abend wurde. Er ließ deshalb die evangelischen Fürsten auffordern, ihre Schriften ihm zuzustellen; er wolle dieselben der Nothdurft nach erwägen und bedenken. Deß weigerten sich die Fürsten aus guten Gründen und beharrten auf laute Vorlesung in voller Versammlung, was ihnen nach mehrfach wiederholten dringenden Bitten der Kaiser auf den nächsten Tag zugestand. Und so geschah denn Sonnabend den 25 Juni, vier Uhr Nachmittags, die öffentliche feierliche Vorlesung der merkwürdigen Glaubensschrift vor allen versammelten Fürsten und Ständen des deutschen Reiches. Der Kaiser hatte absichtlich nicht den großen Versammlungssaal des Rathhauses erwählt, sondern die zu seiner Hausandacht bestimmte Kapellstube in seiner Wohnung, dem Schloß des Bischofs von Augsburg. Dieser gewölbte Saal faßte nur etwa zweihundert Menschen, weshalb nur die zum Reichstage gehörigen Personen Zutritt erhielten. Außer dem Kaiser, seinem Bruder Ferdinand, dem päpstlichen Nuntius und Legaten waren zugegen: einundzwanzig regierende Churfürsten, Herzoge, Fürsten, Land- und Markgrafen; zwanzig deutsche Bischöfe und Reichsäbte; siebenunddreißig nicht regierende Fürsten; sechszehn Gesandte abwesender Churfürsten, Fürsten und Bischöfe; und die Gesandten von fünfundvierzig freien Reichsstädten.

In die Mitte dieser glänzenden Versammlung traten die

beiden churſächſiſchen Kanzler, Dr. Brück und Dr. Bayer. Jener hatte die lateiniſche, dieſer die deutſche Confeſſion in Händen. Dr. Brück hielt zuerſt eine kurze einleitende Anrede. Darauf verlangte der Kaiſer, er ſolle die Bekenntnißſchrift lateiniſch vorleſen. Dagegen aber erhob ſich der Churfürſt Johann und erklärte: „wir ſind auf deutſchem Grund und Boden, in einer deutſchen Reichsverſammlung; Ew. Kaiſerl. Majeſtät werden deshalb erlauben, daß deutſch verleſen werde.“ Nach einigem Zögern geſtattete es der Kaiſer. So las denn Dr. Bayer das deutſche Glaubensbekenntniß mit ſo lauter und deutlicher Stimme vor, daß man es nicht nur im Saale hörte, ſondern auch unten im Schloßhofe, wo ſich eine Menge Volks verſammelt hatte. Alles war in geſpannter Aufmerkſamkeit. Faſt zwei Stunden währte die Vorleſung, aber nichts ſtörte die feierliche Stille.

Als der Kanzler im dreiundzwanzigſten Artikel vorlas, wie das widernatürliche Verbot der Prieſterehe die Mönche und Geiſtliche in Deutſchland zu einem gräulich wilden Weſen und Leben, zu groben Laſtern und zur Qual des Gewiſſens geführt habe, fragte König Ferdinand den neben ihm ſitzenden Erzbiſchof von Mainz, ob das wahr ſei? und erhielt die Antwort: „Ja, es iſt wahr!“ Viele der katholiſchen Fürſten und Stände waren überraſcht durch den wahrhaft chriſtlichen Inhalt der Confeſſion; denn man hatte ihnen die Lehre der Proteſtanten als eine gotteslaſterliche und teufliſche geſchildert. Herzog Wilhelm von Baiern, einer der heftigſten Gegner der Proteſtanten, ſagte zu ſeinem Theologen Dr. Eck: „Man hat mir viel anders von des Luthers Lehre geſagt, denn ich in ihrem Bekenntniß gehört habe. Ihr habt mich auch wohl vertröſtet, daß ihre Lehre zu widerlegen.“ Worauf der verlegene Mönch antwortete: „mit den Vätern getrau ich's zu widerlegen, aber nicht mit der Schrift.“ Der Kaiſer, auf den die Vorleſung einen ſichtbaren Eindruck gemacht hatte, ließ

den protestantischen Ständen durch den Pfalzgraf Friedrich sagen, „er werde den trefflichen, hochwichtigen und merklich großen Handel mit allem Fleiße erwägen und berathschlagen, und ihnen dann seinen Entschluß ansagen.“ Die Städte Weissenburg, Heilbron, Kempten und Windsheim ließen bald darauf ihre Namen dem Glaubensbekenntnisse unterzeichnen. Viele Fürsten und Stände waren im Herzen der Reformation zugethan, aber sie fürchteten den ungewissen Ausgang der Sache und die Macht des Kaisers. Auf keinen der anwesenden Fürsten hatte die Handlung einen so tiefen Eindruck gemacht, als auf den Brandenburgschen Churprinz Joachim. Früherhin schon der evangelischen Wahrheit durch seine fromme Mutter gewonnen und dem Dr. Luther, den er öfters hatte predigen hören, von Herzen zugethan, wurde er jetzt von dem guten Rechte, das auf Seiten der Protestanten war, völlig überzeugt, und in seiner Seele reifte der Entschluß, seinen künftigen Unterthanen das Licht des Evangeliums nicht zu entziehn.

Der Churprinz Joachim verließ den Reichstag früher als der Vater, der ihn zur Verwaltung des Landes in die Mark zurücksandte, und ihn durch eigenhändige Zuschriften von dem Gang der Sachen in Kenntniß setzte. So schrieb er ihm unterm 18 August, nachdem er ihm mehrere vertrauliche Mittheilungen über die Erwählung Ferdinand's zum römischen König, über die Verträge wegen der Böhmischen Lehre, wegen Crossen, Züllichau und Zossen, und über die Einleitungen zur Vermählung des Prinzen Johann gemacht hatte: „In Glaubenssachen stehen wir mit den Ständen in gutlicher und letzter Verhandlung durch einen Ausschuß von sieben Personen von unsrer Seite, bestehend aus zwei Fürsten, zwei Geistlichen und drei Theologen. Was daraus werden will, kann noch zur Zeit Niemand wissen.“ Auf einem eingelegten Zettel schreibt der Churfürst noch: „Ich hatte eins im Briefe vergessen. Kaiserl. Majestät haben mir auch end-

lich zugesagt, daß mir der König (von Dänemark) mein Gemahl müsse wiederbringen ohne alle Condition. Auch hat sich der verordnete Ausschuß gestern mit den lutherischen Fürsten über zwölf Artikel verglichen, hofflich zu Gott, man werde sie endlich doch wieder herzu bringen."

Sechszehntes Kapitel.

Jener fünfundzwanzigste Juni zu Augsburg gab den Protestanten ein neues Leben. Sie erschienen sich wie die Confessoren der alten Kirche, die vor Kaiser und Reich ihr Glaubensbekenntniß freimüthig abgelegt hatten und bereit waren, für diesen Glauben Leib und Leben hinzugeben. Sie hatten dadurch Selbstständigkeit und innern Halt, sie hatten Schild und Schwert bekommen. Sie standen auf einem festen Boden und fühlten sich erhoben durch des Glaubens Kraft und Muth. In einer ganz anderen Gestalt erschien jetzt die evangelische Wahrheit, als neun Jahre früher auf dem Reichstage zu Worms. Damals ein einzelner Mönch, der arm und gering, vor Kaiser und Reich die heilige Sache, die er ans Licht gezogen, mit Kraft und Freimuth vertheidigte. Wenn auch geächtet, hatte er doch den Sieg davon getragen, denn er hatte viele schlummernde Gedanken geweckt, viele verborgene Kräfte aufgeregt und köstlichen Samen in die Furchen der Zeit gestreut. Dieser Same war schnell zu herrlichen Ernten gereift. Jetzt hatte die evangelische Wahrheit eine Gestalt gewonnen und war in einer sichtbaren Kirche hervorgetreten. Nicht mehr vereinzelt, sondern in einer großen Gemeinsamkeit trat sie vor Kaiser und Reich. Fürsten und Städte überreichten fest und entschlossen ihr Bekenntniß und erwiesen ihren Glauben als göttliche Wahrheit, übereinstim-

mend mit der heiligen Schrift und mit dem Glauben aller redlichen Christen der Vor- und Mitwelt.

Und dieses Glaubensbekenntniß ging durch alle Welt, zu den Königen der Erde und zu den Völkern, die noch wandelten im dunklen Thal und sich sehnten nach der Morgenröthe des neuen Tages. Mochten nun auch Kampf und Haß und Verfolgung kommen. Dadurch konnten diejenigen nicht erschreckt und entmuthigt werden, die sich im Bunde wußten mit dem Sieger, der die Welt überwunden. Vor Allen war Luther über dieses freie und öffentliche Bekenntniß der Fürsten hocherfreut. Er schreibt an Conrad Cordatus, Prediger in Zwickau: „Wie freue ich mich, zu einer Zeit zu leben, da Christus von so theuren Bekennern in einer so glänzenden Versammlung durch diese herrliche Confession öffentlich verkündigt und der Spruch erfüllt worden ist: „ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen.“ Ja es wird auch erfüllt werden, was darauf folgt: „und ich schäme mich nicht! denn wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ An seinen Landesherrn, Churfürst Johann, schreibt er: „Die Widersacher meinen, sie habens gut getroffen, daß sie das Predigen durch ein kaiserlich Machtgebot haben verbieten lassen; die elenden Leute sehen aber nicht, daß durch das überreichte schriftliche Bekenntniß mehr gepredigt ist, denn vielleicht sonst zehn Predigten hätten thun mögen. Ists nicht eine feine Klugheit und ein großer Witz? Magister Eisleben und Andere müssen schweigen; aber dafür tritt der Churfürst von Sachsen und andere Fürsten und Herren mit dem schriftlichen Bekenntniß auf, und predigen frei vor Kaiserl. Majestät und dem ganzen Reich, daß sie es hören müssen und nichts darüber reden können. Ich meine, damit sei das Verbot zu predigen wohl gebrochen. Ihre Diener sollen den Predigern nicht zuhören, und sie müssen es nun selbst von so großen Herren hören und verstummen.

Christus schweigt nicht auf dem Reichstage; und sollten sie toll sein, so müssen sie aus dem Bekenntniß mehr hören, als sie in einem Jahre von den Predigern gehört hätten. Also gehts wie St. Paulus sagt, Gottes Wort will ungebunden sein. Wirds auf den Kanzeln verboten, so muß mans in den Palläſten hören. Dürfens arme Prediger nicht reden, so redens große Fürsten und Herren. Summa, wenn alles schweigt, so werden die Steine schreien."

Die Gegenparthei bot Alles auf, den Kaiser zu bewegen, das Wormser Edikt zur Vollziehung zu bringen und die evangelischen Stände zum Widerruf zu zwingen. Der Kaiser aber wies alle Aufforderungen zu Gewaltstreichen und harten Maßregeln gegen die Protestanten entschieden zurück. So wurde denn endlich beschlossen, das protestantische Glaubensbekenntniß neunzehn katholischen Theologen zur Prüfung und Widerlegung zu übergeben. An der Spitze derselben standen Eck, Faber, Wimpina und Cochläus, die erklärtesten Feinde Luthers, aber von diesem tapferen Streiter oft schon als Ritter von der traurigen Gestalt dem Spotte Preis gegeben. Was sie zusammenwebten, war voll bittern Hasses, arger Entstellung, grober Unwissenheit und boshafter Auslegung. Darum ward es von dem Kaiser und seinen Räthen einmal über's andere verworfen, bis endlich nach fünfmaliger Umarbeitung das klägliche Machwerk am dritten August öffentlich vorgelesen wurde. Wenn aber das Glaubensbekenntniß der Protestanten mit der höchsten Theilnahme und Aufmerksamkeit angehört wurde, so sah man hier in der Versammlung Langeweile, Verdrossenheit und Ungeduld. Besonders war Churfürst Joachim unwillig über das geistlose Gerede und meinte, „subtile Gedanken seien den Herren nicht in den Sinn gekommen."

Melanchthon schreibt an Luther: „Die Unsern sind viel beherzter und freudiger, seitdem sie die kindisch abgefaßte Confutation gelesen haben; denn unter allen elenden und läp-

pischen Büchern Faber's ist diese die kläglichste." Indeß schrieb Melanchthon eine Rechtfertigung des evangelischen Glaubensbekenntnisses in seiner Apologie, die ein Meisterstück ernster, gründlicher, ächt evangelischer Polemik ist, voll Geist und Glaubens, ein Zeugniß tüchtiger Gelehrsamkeit, tiefer Bibelkunde und feiner Dialektik. Melanchthon verfolgt seine Gegner wie ein siegreicher Feldherr in alle Schlupfwinkel, entwindet ihnen eine Waffe nach der andern und zerstört ihnen das ganze Bollwerk ihrer mühseligen Polemik. Karl V gestattete die Vorlesung der Apologie nicht, aber sie wurde in die Sammlung der symbolischen Bücher unserer Kirche aufgenommen, hat auf die Ausbildung unseres Lehrbegriffs einen großen Einfluß gehabt und steht zur Confession in demselben Verhältniß, wie der große Catechismus Luthers zum kleinen.

Immer noch hoffte man auf eine Ausgleichung beider Partheien und ernannte deshalb einen Ausschuß, die Vereinigung zu betreiben. Die Katholiken wünschten dabei Melanchthons Theilnahme, weil sie von seinem friedliebenden, schüchternen Sinn viel Nachgiebigkeit hofften. Doch der glaubensfeste Mann erwiederte ihnen auf alle Anträge: „der Wahrheit kann ich nichts vergeben!" Die protestantischen Fürsten, müde des nutzlosen Redens und des kostspieligen Hoflagers, drangen auf ihre Abreise. Landgraf Philipp reiste schon den 6. August insgeheim ab. Den Anderen ließ der Kaiser sagen, er wolle ihnen einen friedlichen Abschied geben, auch das von ihnen begehrte Concilium, wenn sie bis dahin bei seinem und ihrer Väter Glauben bleiben wollten. Das konnten sie vor Gott und ihrem Gewissen nicht und beharreten fest bei ihrem Glauben. Am 22 September auf der Pfalz zu Augsburg wurde ihnen der kaiserliche Abschied publicirt, des Inhalts: bis zum 31 April 1531 möchten sie sich bedenken, ob sie bis zu einem allgemeinen Concilium in allen Punkten mit der katholischen Kirche sich vereinigen wollten, oder nicht. Sie sollten in

Sachen des Glaubens nichts Neues drucken und verkaufen lassen, sondern Friede und Einigkeit halten, keine fremde Unterthanen auf ihre Seite ziehen u. s. w. Eine bescheidene Vorstellung dagegen war fruchtlos, und so reisete denn der Churfürst von Sachsen am 23 September ab. Nachdem alle Protestanten Augsburg verlassen hatten, erschien am 19 November ein sehr harter Reichstagsabschied, dessen Hauptpunkte folgende waren: das Wormser Edikt gegen Luther behält seine volle Gültigkeit; die Bekenner der Augsburgschen Confession verlieren Ehre, Güter und Leben, wenn sie nicht bis zum 15 April künftigen Jahres sich mit der römischen Kirche wieder vereinigt haben; das Abendmahl soll nur unter einer Gestalt ausgetheilt und die Messe mit allen Ceremonien gehalten werden; an den Bildern, am wenigsten an denen der Jungfrau Maria, darf sich Niemand vergreifen; es soll nicht gelehrt werden, daß der Glaube allein gerecht macht; die Fürbitte der Jungfrau Maria und der Heiligen darf nicht verschmäht und die gebotenen Fasttage, Orden und Gelübde dürfen nicht gering geachtet werden; die verehlichten Priester müssen abgesetzt, der ehelose Stand derselben wieder hergestellt, die geistlichen Güter restituirt werden; keine Neuerungen sollen bei Strafe Leibes, Lebens und Guts vorgenommen, keine Bücher ohne päpstliche Censur gedruckt und verbreitet werden.

Dies war der traurige Ausgang des so hoffnungsvoll begonnenen Reichstages. Gott hat es also beschlossen, auf daß Vertrauen auf menschliche Hülfe ganz abgethan werde und seiner Macht allein die Ehre bleibe. Solche läuternde Gefahren waren unendlich wünschenswerth. Der Ausgang der Sache wurde dadurch nur verherrlicht. Die göttliche Vorsehung will, daß die Wahrheit und Weisheit nur im Kampf durch Schweiß und Mühe errungen werde. Bereits im December 1530 traten die evangelischen Fürsten und Reichsstädte zu Schmalkalden zusammen, um Maßregeln zum Schutz

ihres Glaubens und ihrer Kirche zu verabreden. Sie protestirten gegen den Augsburger Reichstagsabschied, baten den Kaiser, den Reichsfiskal zu verbieten, in Religionssachen gegen sie zu handeln, die Einführung einer gemeinschaftlichen Kirchenordnung nicht zu hindern und die Verhandlungen des Reichstages drucken zu lassen, damit sie nicht bei auswärtigen Höfen wegen ihrer Lehre verunglimpft und verläumdet würden. Im Februar des folgenden Jahres wurde der Schmalkaldische Bund zur gemeinsamen Vertheidigung gegen Gewalt und Angriff wegen der Religion auf sechs Jahre abgeschlossen. Zu diesem Bunde gehörten außer Churfachsen und Hessen, die Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig und Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, zehn Reichsstädte und die Stadt Magdeburg. Dänemark, Meklenburg und einige Reichsstädte entschuldigten sich und wollten bloß die Abwendung gewaltsamer Maßregeln des Reichsfiskals durch eigends angestellte Prokuratoren. Dem Kaiser war jetzt vor Allem darum zu thun, daß sein Bruder Ferdinand zum römischen Könige erwählt und dadurch die Macht des österreichschen Hauses in Deutschland befestigt werde. Dem arbeiteten Frankreich und der Papst in aller Weise entgegen. Dennoch war jene Wahl auf einem Churfürstentage im Januar 1531 zu Stande gekommen, jedoch mit Churfachsens und Baierns Widerspruch. Die Türken sollten aus Ungarn vertrieben und dazu deutsche Truppen ausgehoben werden. Ohne die Geneigtheit der deutschen Fürsten und Städte war das nicht möglich. Daher des Kaisers mildere Stimmung für die Protestanten, die er auch als Gegengewicht in der politischen Wagschale zur Schwächung der päpstlichen Macht, die sich jetzt Frankreich zuwandte, gebrauchen wollte. Darum bewilligte er ihnen in dem Religionsfrieden zu Nürnberg am 23 Juli 1532 eine freiere Religionsübung. Die Reichsabschiede von Worms und Augsburg wur-

den vorläufig zurückgenommen; kein Reichsstand sollte gegen den andern des Glaubens oder der Religion wegen gewaltsam handeln. Bis zu der innerhalb eines Jahres zu haltenden allgemeinen Kirchenversammlung sollte völlige Freundschaft obwalten. Gegen diesen Reichsabschied erklärte sich Churfürst Joachim mit großem Nachdruck und sprach in heftiger Weise: „Lieber will ich Land und Leute verlieren, eher sterben und verderben, als in diesen Frieden willigen.“ Er hat ihn auch nicht unterschrieben, aber doch gehalten.

Das war die letzte Freude, die Johann der Beständige von Sachsen erlebte. Er starb den 16ten August 1532 in einem Alter von 66 Jahren. Luther sagt von ihm und seinem Vorgänger, diesen beiden treuen Schutzherren der evangelischen Kirche: „in Churfürst Johann ist große Frömmigkeit und Gütigkeit gewesen, in Churfürst Friedrich große Weisheit und Verstand. Wären beide Eine Person gewesen, so wärs ein Wunderwerk.“ Ihm folgte sein Sohn Johann Friedrich der Großmüthige, an Glaubensstärke und edlem tapfern Sinn seinem Vater ähnlich, aber ohne seine Festigkeit, Entschlossenheit und Thätigkeit. Er war zu großem Unglück und harten Leiden bestimmt.

Der Churfürst Joachim von Brandenburg rüstete seinen Sohn, den Churprinz Joachim zu dem Feldzuge gegen die Türken aus. Der Prinz schrieb das Luthern, mit dem er durch seine Mutter im Briefwechsel stand, und bat um sein Gebet zur glücklichen Verrichtung und Heimkehr. Worauf ihm Luther unterm 3 August 1532 schrieb: „Gnad und Fried in Christo unserm Herrn und Heiland. Wir haben Ew. F. G. Schrift empfangen und vernommen, wie Ew. F. G. persönlich als ein Hauptmann des Sächsischen Kreises wider den leidigen Tyrannen, den Türken ziehen wollen und darauf unser Gebet und christlichen Bericht begehren. Wir haben aber von Herzen gern gehört Ew. F. G. christlich Herz und Fürnehmen in solcher

Sache, wir auch nicht unterlassen wollen, Ew. F. G. mit unserm Pater noster, so best wir vermögen, Gesellschaft zu leisten; denn wir uns selbst dazu für schuldig erkennen, weil wir leiblich nicht sollen nachkommen, doch geistlich mit unserm ernsten Gebet bei dem lieben Kaiser Karl und den Seinen ins Feld zu ziehen und unter seinem Fähnlein helfen kämpfen wider den Satan und seine Glieder. Gott gebe, daß jetzt die Zeit sei, daß Michael, der Fürst des Volkes Gottes, sich aufmache, wie Daniel am 12 weissaget. Auch wünsche ich vor allen Dingen und bitte Gott durch Jesum Christum unsern Herrn, daß er dem frommen Kaiser und allen Fürsten, und Allen, so jetzt wider den Türken streiten sollen, erstlich verleihe ein freudiges Herz, das sich auf seine Hülfe tröstlich verlasse, und behüte sie gnädiglich, daß sie ja nicht wie der Türke sich auf ihre Macht und Stärke verlassen, denn solches Verlassen wäre schädlich, sondern daß sie mit David singen: „Ich will mich auf mein Schwert nicht verlassen;“ und abermal: „Jene verlassen sich auf Roß und Wagen, wir aber gedenken an den Namen des Herrn unsers Gottes!“ und der Sprüche viel im Psalter. Also that David, da er den Goliath schlug und sprach: „du kommst zu mir im Trotz auf dein Schwert und Spieß, ich aber komme im Namen des Herrn wider dich u. s. w. Reg. 17. — Also sagt man, der türkische Kaiser habe im Auszuge auf sein Schwert geschworen, das ist sein Gott. Nun helfe Christus, daß ihm solcher Abgott zu Koth und Spott werde um solcher verhärteten Hoffarth und Vermessenheit willen.“

„Zum andern bitte ich die Unsern, daß sie sich auch nicht darauf verlassen, daß der Türke so gar Unrecht hat und Gottes Feind ist, und wir unschuldig und gerecht gegen den Türken, denn solche Vermessenheit ist auch vergeblich; sondern daß wir Furcht gegen Gott und mit Vertrauen auf seine bloße Gnade streiten, denn wir vor Gott auch unrecht sind, etzlich Viele

unschuldig Blut vergossen und Gottes Wort verfolgt, verachtet und ungehorsam gewesen sind. U. s. w. Zum dritten wünsche und bitte ich, daß die Unsern in solchem Streit ja nicht suchen Ehre, Ruhm, Land und dergl., sondern allein die Ehre Gottes und seines Namens, dazu den Schutz der armen Christen und Unterthanen, denn Gott will und soll allein die Ehre haben, wir aber als die Sünder und Unwürdigen sind eitel Schande und Unehre, ja auch des Todes werth, wie Ew. F. G. alles besser wissen, denn ich schreiben kann; aber weil E. F. G. so ernstlich einen geistlichen Bericht begehren, habe ich diese kurze Meinung E. F. G. zu Dienst wollen anzeigen und zweifle nicht, wie E. F. G. Andere solches auch wird einbilden, damit der Streit solcher reinen Meinung geführt wird. Der Teufel soll den Unsern zu schwach sein mit allen seinen Engeln, und der Türke einen anderen Mann fühlen, denn bisher geschehn, da Trotz gegen Trotz und zu beiden Theilen ohne Gott gestritten ist, welches denn allezeit dem Volke Gottes mehr geschadet hat, denn den Feinden."

„Nun ziehe E. F. G. hin in Gottes Namen, und derselbige Gott sende seinen Engel Michael, der E. F. G. geleite und euch Allen helfe fröhlich siegen, und mit Gottes Lob und Ehre wieder heim kommen. Amen, Amen! Unser Pater noster soll folgen und mitziehen, darzu (ob Gott will) dort im Felde Ew. F. G. warten und sich finden lassen. Solches wolle E. F. G. zu gnädigem Gefallen annehmen. In der Eile gestellet. Hiemit Gott befohlen. Amen."

Daß der Prinz Joachim dem großen Reformator von Herzen zugethan war, und nicht nur ohne Wissen des Vaters im brieflichen Verkehr mit ihm als seinem Gewissensrathe stand, sondern ihm auch Geschenke machte, geht aus einem Antwortschreiben Luthers vom 30 April 1532 hervor, worin er ihm schrieb: „Gnad und Fried in Christo, Durchlauchti-

ger, Hochgeborner Fürst, Gnädiger Herr. Ich habe Euer Fürstl. Gn. Credenz durch den Carionem empfangen, darauf ich ihm wiederum angezeigt, E. F. G. mein Gutdünken zu berichten. Des Sakraments halben einer Gestalt ꝛc. hab ich ihm gesagt, wo E. F. G. des im Gewissen gesinnet und gewiß ist, daß es Gottes Gebot und Ordnung sei, will sichs nicht schicken noch leiden, daß man eine Gestalt des Sakraments brauchen wollte wider Gottes Gebot, wissentlich damit zu thun; denn es eben so wohl wider Gott ist, wissentlich eine Gestalt wider seine Ordnung zu nehmen, als es wider ihn ist, wissentlich rauben, morden, oder andere Sünde begehen, wie E. F. G. solches selbst wohl bedenken mögen. So ist es besser, gar vom Sacrament sich enthalten und (wo es nicht anders sein kann) sich ungeschickt, krank oder sonst gebrechlich stellen, denn wider das Gewissen thun. Hiermit Gott befohlen. Amen."

Auf seinen Reisen zur Ausrüstung des Heeres gegen die Türken kam er oft nach Wittenberg, sah und sprach Luthern, allein und in Gegenwart seiner Mutter. Bei einem solchen Besuch machte der Prinz dem Reformator Vorwürfe wegen des harten und schmähenden Tons, den er gegen gekrönte Häupter und Fürsten, namentlich gegen Heinrich VIII von England und gegen Georg, Herzog von Sachsen, angenommen. Darauf erwiederte Luther: „Ein weidenes Röthlein kann man mit einem Messer zerschneiden, aber zu harten, eichenen Knorren braucht man Aexte, Keile und Sägen."

Siebzehntes Kapitel.

Der Churfürst Joachim I blieb der katholischen Kirche bis zu seinem Ende mit standhafter Treue zugethan, und er-

wies den Klöstern und Geistlichen durch Geschenke, Freiheiten und Gerechtsame sein besonderes Wohlwollen. Im Jahre 1527 erließ er folgende Verfügung gegen die evangelisch-lutherischen Unterthanen: „Joachim von Gottes Gnaden, Markgraf zu Brandenburg und Churfürst ꝛc. ꝛc. Unsern Gruß zuvor, lieben Getreuen. Wiewohl wir vielmal wegen der lutherischen Ketzereien, auch Mißbräuche der göttlichen Dienste und Ceremonien, so wider die Ordnung der heiligen christlichen Kirche, auch wider Verbot päpstlicher Heiligkeit, kaiserlicher Majestät und altem löblichen christlichen Herkommen in etlichen Landen entstanden und leider noch vorhanden sind, Ausschreiben gethan, auch auf den Landtagen ansagen lassen, dieselben Ketzereien zu vermeiden und ihr nicht anhängig zu sein, sondern bei den alten löblichen hergebrachten Ceremonien und christlicher Ordnung zu verharren, auch den Geistlichen ihren gewöhnlichen Zins und Pächte ohne Weigerung bei Pfändung zu entrichten; so haben wir doch auf dem jüngst gehaltenen Landtage mit dem verordneten Ausschuß von unsern Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft und Städten deshalb Rath gehalten, und neben andern folgende Artikel beschlossen: Was die lutherische Ketzerei belanget, wollen die Stände nebst Sr. Churfürstl. Gnaden all ihr Vermögen daran strecken, damit die ehrliche, löbliche und alte christliche Ordnung und Ceremonien der heiligen christlichen Kirche gehalten und gehandhabt werden. Se. Churfürstl. Gnaden haben auch auf Bitten der Stände sich gnädiglich erboten und zugesagt, ein allgemeines Edikt auszuschreiben, daß kein Pfarrer ohne Zulassung und Institution des Ordinarius, so weit Sr. Churfürstl. Gnaden Churfürstenthum und Lande sich strecken, angenommen oder geduldet, auch kein ausgelaufener Mönch oder Pfaff gelitten werden soll. Wer darüber betreten oder solches nicht halten würde, gegen den soll und mag Se. Churfürstl. Gnaden han-

deln und nach Ausschreiben päpstlicher Heiligkeit und kaiserl. Majestät Mandat und Dekret verfahren."

Wie hart das klingt, so ist doch gegen keinen Anhänger der lutherischen Lehre gewaltsam verfahren. Des Churfürsten starkes Gefühl für Gerechtigkeit sträubte sich gegen Gewalt und Unrecht. Auch war er nicht blind gegen die herrschenden Mißbräuche der Kirche und gegen die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der katholischen Geistlichen. Er sahe wohl, daß ihnen die evangelischen Theologen an Gelehrsamkeit bei weitem überlegen waren und hat auf den Reichstagen oft darüber seinen Verdruß geäußert. Zudem hatte ihm der Mathematicus Gauricius, der sein ganzes Vertrauen besaß, ein betrübendes Bild von dem unchristlichen Leben des Papstes und der Prälaten in Italien gemacht. Auf den Reichstagen hatte sich der Churfürst oft laut und freimüthig gegen die drükkenden Lasten erklärt, welche der heilige Vater der Kirche auflegt. Welch Lösegeld mußte für die Ertheilung der bischöflichen Weihe, für Exemtionen und Indulgentien, für Bestätigung der Aebte und Pröpste in den Klöstern bezahlt werden! Dazu die besonderen Beiträge zu Kirchen- und Klosterbauten, die Ablaßgelder, die Türkensteuer, die apostolischen Lehngelder und dergleichen. Nach einem ungefähren Ueberschlag wanderten alljährlich mindestens fünf Millionen Thaler aus Deutschland in die Kammer nach Rom. Dazu kamen noch öfters große Ausschreiben zu außerordentlichen Zwecken. So sandte Papst Urban V 1367 einen Bevollmächtigten nach Brandenburg, der den dritten Theil von dem Lehn und den sechsten Theil aller Einkünfte für den päpstlichen Stuhl einfordern sollte. Dem Bischof Waldow von Brandenburg befahl der Papst Martin V auf dem Concilium zu Kostnitz, daß er von dem Einkommen seiner Geistlichkeit den zehnten Theil zur Unterstützung des Kaisers Sigismund einsammeln sollte, weil demselben der

dreijährige Aufenthalt auf der Kirchenversammlung so große Kosten und Ausgaben veranlaßt habe.

Aehnliche Ausgaben traten für die Stifte und Klöster häufig ein. Kam ein päpstlicher Nuntius in ein solches, so mußte er mit seinem Gefolge köstlich bewirthet und frei erhalten werden, was unter funfzehn Goldgulden täglich nicht möglich war. Dann mußte ihm bei seiner Abreise noch ein Ehrengeschenk gemacht werden. Ein päpstlicher Nuntius hatte sich in Merseburg mit 720 Goldgulden festgezehrt; zu dem Lösegeld mußte die Brandenburgsche Geistlichkeit zweihundert Dukaten zuschießen. Aus dem Allen erkannte der Churfürst wohl den Krebsschaden, der an dem Wohlstande seines Landes nagte, und die Unersättlichkeit der päpstlichen Kammer war ihm ein Gremel. Auch hatte er bei aller Anhänglichkeit an die katholische Kirche keine knechtische Ergebenheit gegen den römischen Stuhl. Er wollte Herr in seinem Lande sein, und gestattete keine auswärtige Einmischung in die Angelegenheiten desselben. Das Kapitel zu Havelberg hatte 1520 den Doctor George von Blumenthal gegen den Willen des Landesherrn zum Bischof gewählt und Leo X denselben bestätigt. Der Churfürst aber führte den Bischof von Brandenburg, Hieronymus Scultetus, mit bewaffneter Hand ein, und nöthigte das Kapitel, ihn anzuerkennen. In gleicher Weise haben die Brandenburgschen Fürsten aus dem Hause Askanien und Hohenzollern immer gehandelt, und bei aller Achtung gegen die Kirche, hierarchischer Anmaßung und Gewalt allezeit einen entschlossenen Ernst entgegengestellt.

Churfürst Joachim würde auch wohl die Hand zu heilsamen Verbesserungen in der Kirche geboten haben, aber seine Politik lehnte sich auf gegen den Umsturz des Bestehenden und gegen Neuerungen in Glaubenssachen. Dazu kam die Furcht vor den Zerstörungen, welche die Reformation bei ihrem ersten Auftreten anrichtete. Es wurde seiner Meinung

nach nicht gereinigt, gebaut und gebessert, sondern zerstört und niedergerissen. Alles nahm einen so heftigen, gewaltsamen Charakter an, was ängstliche Gemüther wohl besorgt machen konnte. Es ging ja edlen, einsichtsvollen und wackern Männern, wie Erasmus, Botzheim u. s. w. nicht anders. Sie begriffen nicht, wie alle Uebergänge Krisen sind, die den Krankheitsstoff zum Vorschein bringen und allerdings krampf- und fieberhafte Erscheinungen zur Folge haben.

Dabei war Joachim wie Kaiser Karl V der Meinung, daß der römisch-katholische Glaube der Souveränität eines monarchischen Staates am günstigsten sei, womit er sich freilich in einem gewaltigen Irrthum befand. Die päpstliche Kirche will über dem Staat stehen, will ihn beherrschen und nach seinen Absichten leiten. Der Grundcharakter des Papstthums ist die Vermischung der kirchlichen und weltlichen Richtung. Bei weitem der größte Theil der Thätigkeit, in welcher wir die Päpste und ihren Hof erblicken, ist rein weltlichen Gegenständen gewidmet, und wo wir sie auch auf die Angelegenheiten der Kirche gerichtet finden, da stehen diese entweder mit der Politik in der engsten Verbindung, oder jene Beschäftigung wird bald durch weltliche Händel wieder unterbrochen. Diese weltliche Richtung des Oberhauptes der Kirche konnte zwar dessen Macht und Ansehen bis auf einen gewissen Grad erhöhen und befestigen, aber zugleich auch den natürlichen Anlaß geben, die Kirche selbst als ein reinpolitisches Institut zu betrachten. Dabei waren fortwährende Eingriffe in die Rechte der Fürsten unvermeidlich. Wenn diese ihre Würde und ihre Pflichten erkannten, so wiesen sie die Anmaßungen und Gewaltstreiche der Päpste entschlossen zurück. Was dann nicht mit Gewalt, durch Interdikt und Bann zu erlangen war, suchte man durch heimliche Ränke und Beichtväter, durch Jesuiten und Inquisitionsgerichte, durch Aufwiegelung und Bündnisse zu erreichen. So hört der Kampf nie auf und

endet nur mit dem Untergange des Papstthums oder mit knechtischer Hingebung aller weltlichen Macht und Ordnung an den dreifach Gekrönten. Nach langen blutigen Kämpfen des römischen Stuhls mit dem edlen Hause der Hohenstaufen trug zwar der erstere einen beklagenswerthen Sieg davon, aber von der Zeit an erlosch auch sein Glanz und seine Macht immer mehr.

Wenngleich der Churfürst das Wesen der päpstlichen Gewalt nicht erkannte und darum die alte römische Kirche zu stützen und zu schützen suchte, so gebührt doch dem verständigen Herrn das Lob, daß er Keinen in seinem Lande des Glaubens wegen verfolgt, oder wie Herzog Georg gestraft, daß er dem eindringenden Lichte nicht mit Gewalt gewehrt hat, und der Gelehrsamkeit und den Verdiensten Luthers und Melanchthons Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er erklärte sich auf dem Reichstage zu Nürnberg gegen den Religionsfrieden, aber als er bewilligt und vom Kaiser bestätigt war, hat er ihn redlich gehalten. In keinem katholischen Lande sind die Protestanten sicherer gewesen, als in der Mark Brandenburg. Joachim wußte wohl, was in seinem Lande vorging, aber in die Häuser seiner Unterthanen wollte er nicht eindringen und kein Zwingherr über die Gewissen sein. Darum hinderte er auch seine Söhne nicht an dem Besuche der Mutter und der Ketzerstadt. In seinen späteren Lebensjahren war er milder und duldsamer geworden.

Eben weil er den katholischen Glauben für das Heil des Landes so zweckmäßig fand, machte er in seinem 1534 aufgesetzten Testament mehre Verfügungen, wodurch er Regenten und Unterthanen zur Beibehaltung der alten Religion und Kirche verpflichten wollte. Es heißt darin: „Nachdem jetzt im Reiche mannigfaltige Sekten, Ketzereien und Ungehorsam wider den alten Gebrauch der christlichen Kirchen vorhanden, daraus viel Irrthum, Aergerniß und Böses entstanden, ordnen, meinen, setzen und wollen Wir, daß unsere

obberührte Söhne und ihre Erben mit ihren Landen und Leuten zu jeglicher Zeit bei dem alten christlichen Glauben, Religion, Ceremonien und Gehorsam der heil. christlichen Kirchen, inmaßen auf den Reichstagen zu Augsburg, Speier und Regensburg durch Kaiserl. Majestät Unsern allergnädigsten Herrn und dem mehrern Theil der Stände des Reichs beschlossen, auch laut der Einung und Verträge, so wir samt unsern Söhnen mit unserm freundlichen lieben Herrn Bruder und Gevatter, dem Cardinal und Erzbischof zu Mainz und Magdeburg, auch Herzog Georg zu Sachsen und den Herzogen zu Braunschweig erblich angenommen, an Eidesstatt zu halten gelobet, mit eigener Hand unterschrieben, verbriefet und versiegelt haben, unverrückt und unverhindert bleiben sollen, darwider unsre Söhne in keiner Weise, weder heimlich noch öffentlich thun noch jemals thun lassen sollen, alle arge List und Gefährde hierin gänzlich ausgeschlossen."

Dies Testament ließ der Churfürst von seinen beiden Söhnen, den Markgrafen Joachim und Johann unterschreiben und untersiegeln. Er hatte auch darin, ganz gegen das von Albrecht Achilles gegebene Hausgesetz, bestimmt, daß sich seine beiden Söhne in der Regierung in der Weise theilen sollten, daß Joachim die Alte-Mittel-Ukermark und Prignitz mit der Churwürde, Johann aber die Neumark, Crossen und Cottbus erhalten sollte. Er starb den 11 Juli 1535 zu Stendal in einem Alter von 52 Jahren, und ward im Kloster Lehnin mit großem Gepränge begraben, in der Folge aber in dem churfürstlichen Erbbegräbniß des Berliner Doms beigesetzt.

Achtzehntes Kapitel.

Das erste Geschäft der beiden Markgrafen war, ihre Mutter, die fromme Elisabeth, aus ihrem Exil zu Lichtenberg heimzuführen. Sie waren ihr eine Tagereise entgegengefahren und geleiteten sie unter dem lauten Jubel des Volks in die Hauptstadt des Landes, und dann auf das Schloß zu Spandau, das ihr schon von dem verstorbenen Gemahl zum Wittwensitz bestimmt war. Bei ihrer Vermählung im Jahre 1502 war ihr ein Leibgedinge von sechstausend Gulden auf verschiedene Aemter und Zölle, so wie Schloß und Amt Spandau zur fürstlichen Wohnung verschrieben. Hier lebte sie in stiller Zurückgezogenheit der Andacht und dem Wohlthun, hielt streng auf fromme Uebungen nach einer täglichen Hausordnung, der sich keiner der Hausgenossen entziehen durfte, las selbst aus der heiligen Schrift und aus Luthers Hauspostille vor, und gestattete den Einwohnern der Stadt, dem Gottesdienste im Schlosse beiwohnen zu dürfen. Ihr Beichtvater, Dr. Buchholtzer, las ihr einst drei Osterpredigten vor, die er im Jahre 1525, wo er in Wittenberg studirte, dem Dr. Luther nachgeschrieben hatte. Diese gefielen der Churfürstin so ausnehmend, daß sie alljährlich dem Hofgesinde vorgelesen werden mußten. Buchholtzer ließ sie im Jahre 1561 drukken, und dedicirte sie dem Enkel der Churfürstin, dem Erzbischof Sigismund zu Magdeburg.

Ihre liebste Unterhaltung war über religiöse Gegenstände mit den Pfarrern Johann Cordus und Johann Garcäus zu Spandau, und mit den Hofpredigern Georg Buchholtzer und Johann Agrikola, die sie oft von Berlin herüber kommen ließ. Agrikola schildert sie als eine sehr gebildete und gelehrte Fürstin und nennt sie eine erfahrene

Theologin. Buchholtzer sagt, er habe sich allezeit an ihrer Frömmigkeit erbaut und sich der großen Liebe gefreut, die sie gegen ihre Söhne und Enkel, so wie gegen Alle, die ihr Gutes gethan, besonders aber gegen Arme und Elende getragen; sie habe ihn nie ohne die herzlichsten Grüße an die Ihrigen und ohne ein Almosen für die Armen entlassen. Alle, die sich ihr nahten, genossen treulich des Geistes, Glaubens und Gebetes dieser lieben Landesmutter, und mit Recht sagt Agrikola in seiner Leichenrede auf die Verklärte, daß mit ihr immer Glück und Heil über die Länder gekommen sei, wo sie verweilte. Eine solche Mutter konnte nicht ohne segensreichen Einfluß auf ihre Söhne bleiben.

Die Churfürstin gedachte in dankbarer Erinnerung der stillen, heiteren Tage, die sie auf dem Schlosse Lichtenberg und in Luthers Familienkreise verlebt hatte. Darum reiste sie etliche Male dorthin zurück und brachte einige Sommermonate in der alten Heimath des Friedens zu. Damit sie ihrem Hange zum Wohlthun ungehindert folgen könnte, vermehrte Joachim ihr Einkommen, und befahl 1552, daß die Aemter von Spandau und Fürstenwalde an ihre Kammer abgeliefert werden sollte. Sie starb am 11 Juni 1555, und sagte kurz vor ihrem seligen Ende: „ich möchte mich wohl vor dem Teufel, seinen Gedanken und vor dem Tode entsetzen, aber fürchten kann ich mich dennoch nicht; denn die Gnade des, der diese Feinde überwunden hat, ist viel stärker in meinem Herzen.“ Da gerade eine Mondfinsterniß bevorstand und ein erfahrener Mann der Churfürstin sagte: „die Eklipsis wird Ihro Gnaden etwas hart zusetzen“, erwiederte die Leidende: „Ach was sagt Ihr von Klipsis, Klipsis! Davor fürchte ich mich nicht. Ich glaube Dem und vertraue Dem, der Sonne, Mond und alle Sterne, ja alle Kreaturen erschaffen hat; der wird mich wohl erhalten. Ach wenn er nur bald käme und holte mich! Zu Ihm will ich; ich bin dieses Lebens satt

und müde.“ Die edle Frau starb nicht in Spandau, sondern in Berlin, wohin der Sohn sie bei eintretender Krankheit hatte holen lassen.“

Schon ehe die fromme Fürstin in Spandau einzog, zeigte sich dort eine große Geneigtheit für die Reformation der Kirche. Philipp Melanchthon hielt sich hier in der Fastenzeit 1535, also noch bei Lebzeiten Joachims I, einige Wochen auf, und wurde bei seiner Abreise von dem Magistrat mit zehn Joachimsthalern beschenkt. In den folgenden Jahren wurden ihm oft vom Spandauer Rath Bier, Fische und Krebse übersandt. Schon vor der feierlichen Annahme der Reformation predigte hier ein Anhänger derselben, Johann Naulitz aus Zerbst die evangelische Lehre. Es ist derselbe, von welchem Luther dem Pfarrer Solinus in Tangermünde wegen beibehaltener päpstlicher Ceremonien schrieb: „so ihr euch darüber in eurem Gewissen beschwert findet, macht es, wie es der Pfarrer zu Spandau gemacht hat; als der von Zerbst berufen ward, wollte er nicht eher kommen, als bis ihm der Fürst zusagen ließ, daß er an diesen Dingen nicht gebunden sein sollte.“

Nach der testamentarischen Verfügung des Vaters erhielt Joachim II die Churmark, Johann die Neumark sammt den Landen Sternberg, Cottbus, Peitz, und die Einkünfte der an Brandenburg verpfändeten Lande Crossen, Züllichau und Sommerfeld. Nach der von Albrecht Achilles gemachten Hausordnung hätte zwar Joachim II das Testament des Vaters für ungiltig erklären und von dem ganzen Lande allein Besitz nehmen können, er ließ es aber dabei ohne Widerrede bewenden, und beide Brüder lebten, wie früher die Markgrafen Johann I und Otto III, in der größten Eintracht und Liebe. Doch zeigte der Markgraf Johann gegen den ältern Bruder immer eine gewisse Ergebenheit, und machte sich bei aller Kraft und Selbstständigkeit seines Cha-

rakters in vielen Stücken abhängig von ihm. Er schreibt immer an ihn: „an unsern gnädigsten Herrn", und seine Briefe beginnen gewöhnlich mit der Anrede: „Was wir in brüderlicher Treue, Dienst, Liebes und Gutes vermögen allezeit zuvor, Hochgeborner Fürst, freundlicher, lieber Herr Bruder und Gevatter." Doch waren in Gesinnung und Lebensweise beide Brüder sehr verschieden. Joachim war prachtliebend bis zur Verschwendung, lebhafter Gemüthsart, liebte ein bewegliches öffentliches Leben und war nicht gleichgültig gegen Kriegs- und Waffenruhm. Er hatte eine sehr gute Erziehung genossen, besaß gelehrte Kenntnisse und große Gewandtheit in politischen Geschäften. Der Vater hatte ihn früh mit sich genommen auf Reisen, zu den Reichstagen, Ritterfesten und Kriegsübungen. Schon als Churprinz zog er 1532 mit sechstausend sächsischen Reichstruppen wider die Türken zu Felde, und gab so glänzende Beweise der Tapferkeit, daß ihn Karl V an der Spitze des ganzen Heeres zum Ritter schlug, und sein Vater ihn unter dem Jubel des Volkes, unter dem Donner des Geschützes und dem Geläute der Glocken mit ausgezeichneten Ehren in Berlin einführte. Markgraf Johann dagegen war sparsam, einfach in Sitte und Lebensweise, ernst und wortkarg, ungemein thätig, durch seine persönliche Gegenwart die Diener zum Fleiß, zur Pflichttreue, zur Gerechtigkeit treibend.

Die Augen beider Religionspartheien waren auf die Brandenburgschen Fürsten gerichtet, denn ihre Erklärung war von entschiedener Wichtigkeit. Wie sehr auch Joachim II der evangelischen Sache zugethan war, so hatte er doch Gründe genug, mit seiner Gesinnung nicht sogleich hervorzutreten. Er war zu gewissenhaft, um das Testament seines Vaters, das er selbst unterschrieben hatte, sofort umzustoßen. Das war es auch, was er den Mahnungen des Landgraf Philipp von Hessen entgegensetzte, der ihm darauf erwiederte: „Euer Lieb-

den haben doch nicht gelobt, zu verhindern, daß in Ihren Landen das Evangelium von Christo rein und lauter gepredigt und der Gottesdienst dem Worte der Schrift gemäß eingerichtet werde. Von diesem göttlichen Worte darf Euer Liebden kein menschliches Ansehen und keine Macht in der Welt abbringen. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an seiner Seele. Diese werdet Ihr nicht Preis geben wollen; denn auf den Tod folgt das Gericht. Es wird an Vorstellungen und Einreden angesehener Personen nicht fehlen, doch ich habe zu Eurer Beständigkeit das feste Vertrauen, daß Ihr allen Bedrohungen und Schmeicheleien einen beherzten Muth entgegenstellen und die Ehre Gottes höher schätzen werdet, als die Gunst der Welt. Auch ist gar keine Ursach zur Furcht vorhanden, da schon so viele und so große Leute die Sache des Evangeliums vertheidigen, so daß sie gegen Gewalt und Unrecht wohl bestehen kann. Wir wollen insgesammt Leib und Vermögen zu Eurem Schutze dransetzen. Es ist auch besser, wenn es Gottes Wille sein sollte, der Wahrheit wegen zu leiden, als mit Unwahrheit herrschen und hernach ewig verdammt werden. Solltet Ihr Euch auch mit einem Eide verbunden haben, der Lutherischen Lehre nie beizupflichten, so thut auch dies nichts zur Sache; denn wir hangen und haften nicht an Personen und Namen. Wenn also Euch Jemand vorwerfen wollte, daß Ihr nicht Wort hieltet, so sollen Euer Liebden antworten: „wir hangen nicht an Luthero, sondern wollen, daß das Evan„gelium gepredigt werde, und dem Evangelium nicht zu glau„ben oder gehorsam zu sein, haben wir nicht geschworen.“ Sollten aber Euer Liebden wirklich geschworen haben, in der römischen Kirche verbleiben zu wollen, so kann solcher Eid ohne Verlust der ewigen Seligkeit nicht gehalten werden; denn Ihr wisset selbst und habt es mir auch eingestanden, daß in derselben wider Gottes Wort geredet wird. Der erkannten

Wahrheit widersprechen, ist eine Sünde wider den heiligen Geist. Wehe denen, die das Himmelreich zuschließen vor den Menschen, die selbst nicht hineinkommen und auch die nicht hinein lassen, welche gern hineintreten möchten! Christus hat gesagt: wer mich verläugnet vor den Menschen, den werde ich wieder verläugnen vor meinem himmlischen Vater. Darum sorge Euer Liebden dafür, daß Sie ein gutes Gewissen behalten, denn es ist Allen genugsam bekannt, daß Sie die evangelische Lehre geliebt haben. Es würde mich auch sehr betrüben, wenn Ihr wankend erfunden würdet, da ich Euch gegen Jedermann so hoch gerühmt. Lassen Sie unsere guten Hoffnungen nicht zu einen leeren Schelle werden. Von ganzem Herzen wünsche ich alle leibliche und geistliche Gnade und zu allem Guten Glück und Segen, bitte auch, alles in Liebe und Güte aufzunehmen, sintemal es aus einem treuen Herzen und aus christlicher Pflicht hervorgekommen und zur Ehre Gottes gereichen soll."

Obgleich die Churfürstin diesen ernsten und christlichen Ermahnungen die väterliche Warnung hinzufügte, daß ein wider die Wahrheit zugesagter Gehorsam ein sündlicher Ungehorsam gegen Gott und sein heiliges Wort sei, so zögerte doch der Churfürst mit seiner öffentlichen Erklärung zu Gunsten der evangelischen Kirche. Seine Gemahlin Magdalene, Herzog Georgs von Sachsen Tochter, war zwar bereits 1534 gestorben, doch hatte der Schwiegervater immer noch einen großen Einfluß auf ihn, und dieser ließ es an ernsten Mahnungen, in des Vaters Fußstapfen zu treten und dem alten Glauben treu zu bleiben, nicht fehlen. Dem zweiten Schwiegervater, dem König Sigismund von Polen, mit dessen Tochter Hedwig er sich 1526 vermählt hat, hatte er im Heirathsvergleich das Versprechen geben müssen, in Glaubenssachen keine Aenderungen in seinen Landen vorzunehmen. Auch diese Rücksicht hemmte das Reformationswerk. Dazu kam

die Achtung vor seinem Oheim, dem Churfürst Albrecht von Mainz, und die Furcht vor dem Kaiser Karl V, von dem er eine ausgezeichnete Stellung im kaiserlichen Heere erwartete. Rechnet man seine Liebe für einen glänzenden Gottesdienst und für prunkvolle Aufzüge dazu, so läßt sichs wohl erklären, warum er sich nicht sofort für die evangelische Kirche erklärte.

Eben sein Hang zur Pracht und zu einer glänzenden Umgebung veranlaßte gleich nach dem Antritt seiner Regierung die Umwandlung des neben dem churfürstlichen Schlosse befindlichen Dominikanerklosters in ein hohes Domstift. Es war ein stattliches gothisches Gebäude mit einem großen Mittelschiff und zwei Seitengängen, an der Vorderseite mit zwei hohen Thürmen geschmückt. Nachdem der Churfürst die Leiche seines Vaters auf dem Wege nach dem Kloster Lehnin bis an die Weinberge vor Cöln begleitet hatte, wies er sofort die Mönche aus dem Kloster und übergab sie dem Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, zur weiteren Unterbringung. Die Kirche aber schmückte er gar herrlich aus und legte mit Vollmacht des Papstes Paul III zu Ehren der Maria Magdalene, des heiligen Erasmus und des heiligen Kreuzes ein reiches Domstift bei demselben an. Viele Kirchen in der Mark mußten ihre Kleinode, Monstranzen und goldenen Gefäße zum Schmuck der Kirche einsenden. Auch kostbare Reliquien und Heiligthümer wurden angeschafft, so wie Altardecken, Meßgewänder, Stolen und dergl. aus Sammet mit Perlen bedeckt. Man soll nirgends so viele Gemälde von Lucas Kranach zusammengefunden haben als hier. Der Altar war stark vergoldet und mit den zwölf Aposteln aus gediegenem Silber umstellt. Der Erzbischof Albrecht von Mainz verlieh dem Dom ein Stiftswappen und sagt in dem Wappenbriefe vom 28 Mai 1536, daß die Kollegiatkirche zum Seelenheil sämmtlicher verstorbenen Markgrafen und

Markgräfinnen des Brandenburgschen Hauses gestiftet, mit kostbaren Reliquien, Kleinodien aus Geräthschaften ausgestattet worden sei und künftig die Ruhestätte der sämtlichen Fürsten und Fürstinnen dieses Hauses sein solle. Demnach ließ Joachim II die Särge mit den sterblichen Ueberresten seines Vaters und Großvaters von Lehnin kommen und sie im Domgewölbe feierlich beisetzen. Der erste Dompropst war der bisherige Canonicus zu Fürstenwalde Dr. Wolfgang Rehdorfer, der Joachim I auf den Reichstag nach Augsburg begleitet hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Der Markgraf Johann hielt zwar bei seinem offenen, entschlossenen Sinn mit seiner Vorliebe für die Reformation weniger zurück als sein Bruder Joachim, indeß überließ er es ihr doch selbst, sich in seinen Landen Bahn zu brechen. Er war bereits im Jahre 1529 mit Catharina, der Tochter Herzog Heinrichs von Braunschweig verlobt. Der Vater aber, ein eifriger Katholik, hatte sie ihm nur unter der Bedingung zugesagt, daß er noch acht Jahre mit der Vermählung warten und der katholischen Kirche treu bleiben müsse. Diese Vermählung wurde auch erst am 16 Mai 1537 vollzogen. Indeß eine solche Zusage würde den Markgraf in Sachen des Glaubens und Gewissens nicht gebunden haben, weil er da der Stimme Gottes mehr als weltlichen Vortheilen glaubte folgen zu müssen. Er wollte aber durch sein Ansehn und Beispiel den Unterthanen keinen Zwang auflegen, sondern ihnen in Anordnung kirchlicher Angelegenheiten völlige Freiheit lassen.

Als der Markgraf am 6 Januar 1536 die Huldigung in

Cottbus annahm, bat ihn die Stadt um die Erlaubniß, evangelische Prediger annehmen und das Kirchenwesen wie in Churſachſen einrichten zu dürfen. Der Landesherr geſtattete dies, und alsbald wurden Magiſter Johannes Ludecus und Johann Mantel von Wittenberg berufen und lehrten das Evangelium zur großen Freude und Erbauung der Gemeinden. In Arenswalde folgte man bald dieſem Beiſpiele und berief 1536 George Buchholzer, Prediger zu Schönau, zum Pfarrer. Er war mit ausgezeichneten Kanzelgaben, gründlichen Kenntniſſen in der Theologie, und einer umfaſſenden Bibelkunde geſchmückt, einer der vorzüglichſten Schüler Luthers und Melanchthons, und ein thätiges Werkzeug zur Einführung und Verbreitung der Reformation in der Mark. Nach anderthalbjährigem ſegensreichem Wirken zu Arenswalde ward er nach Berlin verſetzt. Als Markgraf Johann nach Königsberg in der Neumark zur Huldigung kam, verließen die Auguſtinermönche eiligſt das Kloſter, nahmen alle Sachen von Werth, auch aus der Wallfahrtskirche zu Reichenfelde mit und flüchteten ſich damit nach Fürſtenwalde zum Biſchof von Lebus. In Königsberg war Lukas Friedrich ſeit 1532 als Pfarrer angeſtellt und hatte die Einführung der Reformation durch evangeliſche Predigten verbreitet. Die Stadt erbat ſich von dem neuen Landesherrn als erſtes Zeugniß ſeiner Gnade die Bewilligung des freien Gebrauchs der gereinigten Lehre zur beſſeren Einrichtung des Kirchenweſens. Die Bitte wurde ihnen gewährt und Friedrich als evangeliſcher Pfarrer beſtätigt, ſpäterhin aber zum Superintendent einer umfaſſenden Diöceſe ernannt.

Der Markgraf, der überall die Reformation in den Herzen ſeiner Unterthanen verbreitet fand, und in der Lehre der Evangeliſchen ſelbſt für ſeine religiöſen Bedürfniſſe volle Befriedigung gefunden hatte, wandte ſich an ſeinen Vetter, den Markgraf Georg den Frommen, und bat um ſeine Rath-

schläge und Beihülfe in einer so wichtigen Sache. Dieser sandte ihm zwei wackere Geistliche, welche bei der Einrichtung des evangelischen Kirchenwesens im Fürstenthum Anspach-Baireuth wichtige Dienste geleistet hatten, den Stadtpfarrer zu Anspach Dr. Andreas Althammer und den Hofprediger Dr. Jakob Stratner. Der erstere kam 1537 zu Soldin an, predigte dort und an anderen Orten der Neumark, und erwarb sich das volle Vertrauen des Markgrafen. Die beim Domstift zu Soldin fungirenden Domherren, größtentheils Brüder oder Söhne neumärkischer Edelleute, gaben fast alle ihre Stellen auf und kehrten in den Schooß ihrer Familien zurück. Der Dompropst Bartholomäus von Kremkow, sandte ihnen die Einkünfte von ihren Pfründen nach, die ihnen der Markgraf auch für den Fall ihrer Verheirathung zusicherte. Zum evangelischen Pfarrer gab er der Domkirche den Prediger Wenceslaus Kselemann, der durch den Dr. Althammer feierlich eingeführt wurde. Dem Abgesandten von Küstrin, Herrn von Spaaten, der Namens der Stadt um die Wohlthat freier Religionsübung bat, sagte er, daß es in der Schloßkirche vorläufig noch bei der alten kirchlichen Verfassung bleiben müsse, „denn wer auf eine Orgel schlagen und ein gut Motettlein machen will, muß zuvor die Orgel stimmen.“ Er gab auch eine eigene Vorschrift für die Verwaltung des Hofgottesdienstes im Schlosse. In Drossen konnte es der erste evangelische Prediger, Magister Johann Mangold, der früher schon das Evangelium in den Häusern gepredigt hatte, nicht verhindern, daß das Volk die an den Pfeilern der Kirche errichteten Nebenaltäre auf eine tumultuarische Weise abbrach und forttrug.

Die Johanniterritter zeigten in der ganzen Neumark eine entschiedene Hinneigung zur Reformation. Der Hochmeister Veit von Thümen stellte zu Sonnenburg, dem Residenzort des Ordens, im Jahre 1536 den Johann Jacobitz

zum Lutherischen Pfarrer an der Stadtpfarrkirche an und übergab ihm als Superintendent die Aufsicht über die Kirchen der umliegenden Ordensgüter. In Zielenzig, eine zum Kommenthume Lagow gehörige Stadt, wurde Matthias Böttticher zum evangelischen Pfarrer berufen. Er war früher Propst in dem nahegelegenen Ostrow gewesen und hatte die lutherischen Schriften fleißig gelesen. Der Adel war wie die Städte der Reformation geneigt, und wie Peter von der Marwitz zu Werbelow bereits seit 1529 einen lutherischen Hausprediger für seine Familie unterhielt, so hatten auch andere adliche Häuser sich dem neuen Lichte zugewendet, wie Joachim von Schlieben, Nikolaus von Minckwitz und Matthias von Uichtenhagen.

Da nun der Markgraf Johann sahe, daß alle Register des Orgelwerks durchgestimmt und wohlklingend waren, trat er frei und öffentlich mit seiner Gesinnung hervor und führte mit dem Jahre 1538, in welchem noch am ersten Januar die Blumen in Gärten und auf dem Felde blüheten, die Reformation in seinen Landen mit völliger Zustimmung aller Unterthanen ein. Er reisete selbst mit sechs Predigern nach Wittenberg zu Luthern und erbat sich von ihm eine Kirchenordnung für seine Neumark. Diese wurde zwar nach der Sächsischen Kirchenordnung gefertigt, ist jedoch nicht die Wittenbergische Agende. Es wurde dabei die für das Fürstenthum Ansbach und für die Stadt Nürnberg aufgesetzte Kirchenordnung vom Jahre 1533, an welcher Stratner viel Antheil hat, benutzt. Sie hatte nicht so viele katholische Gebräuche beibehalten, wie die spätere Kirchenordnung von Joachim II, und wurde nachmals der Kirchenordnung Johann Georgs vom Jahre 1572 zum Grunde gelegt. Sie ist sehr selten geworden, weil sie nur kurze Zeit in der Neumark gebraucht wurde, indem Markgraf Johann nach dem Wunsche seines Bruders bald die churmärkische Kirchenordnung einführete. Als

sich der Markgraf, der nunmehr das Werk der Kirchenverbesserung in seinen Landen mit großem Eifer betrieb, von Luther zwei tüchtige Geistliche erbat, denen er Superintendenturen anvertrauen könne, schlug ihm der Reformator einen gar gelehrten Theologen und einen bibelfesten Geistlichen, der einen großen Theil der heiligen Schrift, namentlich das ganze neue Testament auswendig wußte, vor. Der Markgraf wählte den letzteren, weil man die Herzen allein durch Gottes Wort zur Wahrheit und zum rechten Glauben zu führen vermag.

Wenn der Markgraf bei seinem Reformationswerk überall willfährige Herzen fand, so hörte der Bischof von Lebus, Georg von Blumenthal, nicht auf, ihm überall Hindernisse in den Weg zu legen. Dieser herrschsüchtige, erzkatholische Prälat hatte bei Joachim I in großem Ansehn gestanden, war mit ihm 1530 auf den Reichstag nach Augsburg gezogen, und im März 1535 an den König Siegsmund von Pohlen gesandt worden, um für den Churprinz um dessen Tochter Hedwig zu werben. Auch die jungen Fürsten schenkten ihm ihr Vertrauen, trugen ihm die Ausgleichung einiger streitigen Punkte bei Ausführung des väterlichen Testamentes auf, nahmen ihn mit nach Budissin, wo sie vom Könige Ferdinand sowohl ihre Reichslehen als auch die Böhmischen Lehen empfingen, und Joachim II überwies ihm im September 1538 für sein Bisthum eine sehr beträchtliche Anzahl neuer, im Lebusischen Kreise angesessener Lehnleute. Als aber der Markgraf Johann sich der evangelischen Kirche geneigt zeigte, trat ihm der erzürnte Bischof überall in den Weg. Dagegen verweigerten ihm die Neumärkschen Gutsbesitzer den Bischofszehend und so war des Streits und Haders kein Ende. Ein Lobreduer des Bischofs, Cornelius Sneken, giebt dem strengen Päpstler das Zeugniß: „Du beweisest dich als einen ächten Bischof, indem du das dir anvertraute Häuflein aus dem reichen Quell evangelischer Wahrheit

sorgfältig nährest, und aus herzlichem Eifer für den christlichen Glauben jenen Nichtevangelischen, jenen Verderbern des göttlichen Worts, den Lutherischen Ketzern nicht erlaubst, ihre Lehren in deinem Gebiete auszubreiten. Was sage ich? Ihre Lehren auszubreiten? Nein, selbst den Aufenthalt gestattest du ihnen darin nicht. Sie dürfen sich nirgends in den dir anvertrauten Weinberg einwühlen, diese Lutherische Füchschen, deren Antlitz zwar verschieden, deren Schwänze aber unter einander eng verschlungen sind." Zu seinem Schmerze aber sahe der böswillige Hirth, daß seine Schäflein auf seine Stimme nicht hören wollten und zu einer anderen Heerde übergingen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Churfürst Joachim wollte eine gänzliche Trennung von der römisch-katholischen Kirche gern vermeiden, um zwischen beiden Religionspartheien den Vermittler und Friedensstifter machen zu können. Auf der anderen Seite trieb ihn sein Gewissen zu dem Bekenntniß, daß die Wahrheit auf der Seite der Evangelischen sei. Er wollte deshalb die Predigt des göttlichen Wortes, der heiligen Schrift gemäß, frei geben, die gröbsten Mißbräuche abschaffen und beide Partheien zufrieden stellen. Ohne zu den Evangelischen förmlich überzutreten, gehörte er doch den Katholiken nicht mehr an. Seltsam genug entging er dem Schicksal derjenigen, die sich bei ihren Bestrebungen bald nach dieser, bald nach jener Seite hinwenden und es mit keiner Parthei verderben wollen, nämlich, daß sie der Einen verdächtig und der Anderen gehässig werden. Beide Partheien suchten ihn für sich zu gewinnen, zeigten sich nachgiebig und ehrten die weise Mäßigung, die sie

selbst nicht befaßen. Er nahm sich darum des Geschäftes der Aussöhnung um so williger an, da wohl eine kindliche Achtung gegen seinen Vater und eine ernste Stelle in dessen Testament ihn von einem entschiedenen Uebertritt abhielten.

Welch ein Ernst es aber dem Churfürsten war, seines Glaubens gewiß zu werden und in der Anordnung des kirchlichen Wesens in seinem Lande das Rechte zu finden, sieht man aus den Gutachten, die er sich von Erasmus, Melanchthon, Stratener und Buchholzer geben ließ, und die er zum Theil mit seinen Randglossen, meistens in lateinischer Sprache, begleitet hat. Auch sind noch mehre Entwürfe zu Glaubensartikeln, Kirchenordnungen, Folge des Gottesdienstes u. dgl. von ihm vorhanden, so daß man sieht, wie sehr ihm die Sache am Herzen gelegen und wie gern er sich damit beschäftigt hat. Er ließ sich Auszüge und Nebeneinanderstellungen machen aus den Wittenberger, Anspacher, Lübecker, Hamburger und Braunschweigschen Kirchenordnungen. Von Dr. Buchholzer berief er 1537 von Prenzlau als Probst an der Nikolaikirche nach Berlin und erbat sich von seinem Bruder Johann den Hofprediger Stratener zu theologischen und kirchlichen Berathungen. Mit Beiden hatte er häufige und stundenlange Unterredungen und wurde immer mehr in der evangelischen Wahrheit befestigt.

Er hielt Luthern sehr in Ehren, konnte sich aber mit seiner derben Schreibart in den Streitschriften nicht befreunden. Namentlich war er sehr ungehalten auf ihn wegen der groben Ausfälle auf seinen Oheim, den Erzbischof Albrecht von Mainz. Er beklagt sich darüber unterm 29. Juni 1538 in einem Schreiben an den Churfürst von Sachsen, und sagt, er sei überzeugt, daß der Churfürst nichts davon gewußt habe, sonst würde er aus alter getreuer Liebe gegen das Haus Brandenburg gewiß den Druck der Schmähschrift verhindert haben; „denn Euer Liebden wissen es und männiglich, daß

genannten unsers Herrn und Vetter aus churfürstlichem Stamme von einem Churfürst zu Brandenburg und einer Herzogin von Sachsen, Euer Liebden Geblüts, und nicht als ein Stadtschreiber zu Halle hergekommen und entsprossen sind. Nun haben sich dieselben beiden Häuser, als Sachsen und Brandenburg, bis daher dermaßen gehalten, daß man ihnen, auch denen, die daraus geboren, mit Grund und Bestand keine Fuchsheit oder Lüge zugemessen, sollte uns auch von Herzen leid sein, den Tag zu erleben, wo solches mit gutem Fug und Grund geschehen sollte. Ob aber Luther den bischöflichen Stand anzufechten bedacht gewesen, so weiß man ja wohl, daß mehr Bischöfe hin und wieder in der Christenheit vorhanden gewesen und wohl auch noch sind, die nicht unsträflich; aber darum hätte er nicht sollen das ganze Haus Brandenburg verunglimpfen und des Churfürsten Person so hart angreifen, zumal nicht abzusehen ist, wie die christlichen Herzen durch solche ungereimte Schmer (Schmach) erbauet und wie das göttliche Wort dadurch gefördert werden sollte." — Der Churfürst bittet nun, dem Luther dergleichen Schmähungen zu untersagen, woran man des verwandten Hauses freundliche Geneigtheit erkennen und zu Gegendiensten allezeit von Herzen geneigt sein werde. Eine andere Handschrift hat zu diesem Schreiben die Bemerkung gemacht „Aus dem Abdruck Luthers ist zu ersehen, daß er ein hitzig Kopf gewesen und etwas zu grob gemacht. Homines sunt."

Es ist nicht zu verkennen, daß Luthers heftige Ausfälle auf den Erzbischof von Mainz, der sich ungerechte Bedrückungen gegen protestantische Unterthanen in Halle erlaubt hatte, Joachims Entschluß, sich für die Reformation zu erklären, verzögert haben. Er schrieb auch deshalb an seinen Bruder, den Markgraf Johann, übersandte ihm eine Abschrift des Briefes an den Churfürst von Sachsen und forderte ihn auf, Luthern, mit dem er ja in gutem Vernehmen stehe, zu ver-

mögen, von solchen ungeziemenden Lästerungen gegen den hohen ehrwürdigen Verwandten und gegen das erlauchte Haus Brandenburg abzulassen.

In Berlin und Cöln äußerten Rath und Bürgerschaft ein sich immer lauter und allgemeiner aussprechendes Verlangen nach der neuen kirchlichen Ordnung. Sie hatten im Jahre 1537 einen evangelischen Geistlichen, Johann Baderesch, zum Pfarrer bei der Petrikirche berufen, und trugen dem Churfürsten wiederholentlich die Bitte vor, daß es ihnen zur größeren Bekräftigung ihres neuerweckten Glaubens an Jesum Christum gestattet werden möchte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen zu dürfen. Am 15 Februar 1539 schrieben Burgemeister und Räthe beider Städte an den Churfürsten, sie hätten die Bürger aufs Rathhaus entboten und ihnen den landesherrlichen Befehl, daß niemand außerhalb Landes Kriegsdienste nehmen dürfe, bekannt gemacht. Dann fahren sie fort: „Nach Publicirung dieser Artikel hatten die Gemeinen ein Gespräch, das wir ihnen füglich nicht zu weigern vermochten und haben uns ganz dienstlich gebeten, wir wollten an Ew. Churf. Gnaden unterthänigst und aufs fleißigste gelangen lassen, daß ihnen Ew. Churf. Gnaden gnädiglichst gestatten und nachgeben wollten, das heilige hochwürdige Sakrament nach christlicher Ordnung und Einsetzung unter beiderlei Gestalt gegen die osterliche Zeit empfangen und genießen zu dürfen. Hierauf ist nun unser ganz dienstliches, unterthänigstes Bitten, Ew. Churf. Gnaden wollten ihnen und uns Allen gnädiglich nachgeben und vergönnen, daß wir gegen die heilige Osterzeit das hochwürdige Sakrament unter beiderlei Gestalt, Gott gebe, zum Heil und zur Seligkeit unserer Aller empfangen möchten, voll Zuversicht, Ew. Churf. Gnaden werden sich hierin Ihrer früher geschehenen Zusage gemäß gnädiglich und unabschläglich erzeigen. Das zu verdienen, sind wir um dieselbigen Ew. Churf. Gnaden, als unsern gnädigen

Herrn, in aller Unterthänigkeit, ungespart unser Leib und Gut, schuldig. Bitten, daß hiebeneben mit gegenwärtigem Ew. Churf. Gnaden gnädigst schriftlich antworten."

Es ist nicht bekannt, welcher Bescheid hierauf vom Churfürsten erfolgte. Aber auch von den Landständen, die sich in diesem Jahre in Berlin versammelten, erging die Bitte an den Landesherrn, die Einführung der evangelischen Lehre und Kirchenordnung, nach welcher das Volk sich mächtiglich sehne, zu gestatten. Joachim II war mit seinen Vorbereitungen dazu noch nicht fertig, und suchte erst seine politischen Verhältnisse zu sichern. Sehr viel trug zur Zeitigung seines Entschlusses der am 17 April 1539 erfolgte Tod seines Schwiegervaters, des Herzogs Georg von Sachsen, bei. Dieser erbitterte Gegner Luthers, welcher der Reformation überall feindselig entgegentrat, hatte unglaubliche Drangsale über die protestantisch gesinnten Unterthanen seines Landes gebracht, namentlich in Leipzig, dessen Einwohner der Mehrzahl nach der evangelischen Lehre zugethan waren. Mehr als tausend Menschen waren im Laufe von zwanzig Jahren der Religion wegen aus Leipzig vertrieben worden und mußten sich außerhalb der herzoglichen Lande einen Zufluchtsort suchen. In den Jahren 1532 und 1533 waren allein achtzig Leipziger Familien vertrieben worden. Mit dem zunehmenden Alter stieg der Mißmuth des Herzogs und die Härte gegen die Protestanten. Die Landesverweisung wurde mit beschimpfenden Gebräuchen verbunden, den Vertriebenen ein elender Lappen, aus dem nur der Kopf hervorragte, umgehängt. Ein Gerichtsdiener, öfters auch der Henkersknecht, mußte sie zum Thore hinausbringen. Mehre erhielten auch vorher den Staubbesen. Den im Verdacht des Lutherthums Verstorbenen wurde ein ehrliches Begräbniß versagt.

Den Einwohnern der herzoglichen Lande war es aufs strengste untersagt, dem Gottesdienste der benachbarten chur-

fürstlichen Ortschaften beizuwohnen oder gar das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zu nehmen. In Leipzig und Dresden mußte sich jeder Einwohner durch blecherne Zeichen, die er vom Beichtvater empfing, gegen die Obrigkeit nachweisen, daß er in der Fastenzeit gebeichtet habe. Alle lutherische Schriften waren bei Leib- und Lebensstrafe verboten. Der Buchhändler Johann Herrgott wurde auf dem Markte enthauptet, weil er Luthers Schriften heimlich in die Stadt gebracht hatte. Dasselbe geschah mit zwei Bürgern, Uebeleder und Ringschmidt, weil man bei ihnen lutherische Bücher gefunden. Acht Bürger wurden ebenfalls enthauptet und funfzehn andere nach empfangenem Staubbesen aus der Stadt getrieben, weil sie aufrührerischer Gesinnungen verdächtig sein sollten. Einem Manne, der den ehrlosen Stand der Mönche und Pfaffen gelästert hatte, wurde die Zunge ausgeschnitten. Junge Theologen, die der evangelischen Lehre verdächtig waren, wurden dem Bischof von Merseburg übergeben, der sie ins Gefängniß werfen und halb verschmachten ließ.

Das Herzeleid, das Herzog Georg in seiner Familie erlitt, hatte ihn noch härter und böswilliger gemacht. Seine Gemahlin Barbara, eine polnische Prinzessin, hatte ihm neun Kinder geboren. Von den vier Söhnen erreichten nur Johannes und Friedrich das männliche Alter. Der erstere starb 1537 im 39sten Lebensjahre, weil er dem Trunke leidenschaftlich ergeben war, und der letztere, halb blödsinnig und liederlich, im Februar 1539. Nur eine einzige Tochter war ihm geblieben, die Gemahlin des Landgrafen Philipp von Hessen, mit dem er der Religion wegen zerfallen war, und dem er als Haupt des heiligen Bundes feindselig gegenüberstand. Der nächste rechtmäßige Erbe seiner Länder war nun sein Bruder Heinrich, der ihm aber als Freund und Beförderer des evangelischen Glaubens im Innersten der Seele verhaßt war. Bei seinem großen Reichthum ließ er den

armen Bruder Noth leiden und gestattete nicht, daß er sich verheirathen durfte. Die Churfürsten von Sachsen brachten es endlich doch dahin, daß ihm die Aemter Freiberg, Wolkenstein und Marienberg eingeräumt und gegen dreizehntausend Gulden als Leibgedinge bewilligt wurden. Als er sich aber 1537 dem Schmalkaldischen Bunde anschloß und noch im Mai dieses Jahres eine Kirchen- und Schulvisitation in seinem Gebiete halten ließ, entzog ihm der ergrimmte Bruder nicht nur die Jahrgelder und verbot ihm, nach Dresden zu kommen, sondern ging auch damit um, ihm Land und Leute zu entziehen und beides nach seinem Tode dem Kaiser und dessen Bruder Ferdinand erblich zu hinterlassen. Er bequemte sich indeß doch, den Bruder Heinrich zum Erben einzusetzen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß in Sachen der Religion durchaus nichts geändert werden dürfe. Sobald sich der Herzog hierin eine Neuerung erlaube, solle das Land ohne alle Einrede in die burgundisch-österreichischen Hände fallen.

Als dies Testament der Ritterschaft und den Landständen vorgelegt wurde, um durch einen Eid die Vollstreckung desselben zu bekräftigen, riethen diese, zuvor den Herzog Heinrich zu befragen, wie er es mit der Religion zu halten gedenke. Es wurde auch eine Gesandtschaft an ihn nach Mitweida abgeschickt, welche ihn zur Annahme der gestellten Bedingungen zu bewegen suchte. Denen erwiederte der entschlossene Zeuge der Wahrheit: „Es gemahnt mich euer Anbringen und Werbung an die Versuchung des Teufels in der Wüste, der den Herrn auf einen hohen Berg führte und ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigte, und zu ihm sprach: das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Meinet Ihr, zeitlich Geld und Gut liege mir so sehr am Herzen, daß ich darum von der erkannten Wahrheit abweichen und Christum verläugnen sollte? Da sei Gott für, daß ich um einer Hand voll Land und Leute willen meinen Herrn

verläugnen und den Teufel anbeten sollte! Solchen Wankelmuth sollt Ihr bei mir nicht finden. Ehe ich dies thäte und meinen Herrn Christum verläugnete, wollte ich lieber mit meiner Gemahlin an einem Stäblein aus dem Lande weichen und betteln gehen. Im Uebrigen, was mir mein lieber Gott gönnen will, das wird mir St. Peter nicht nehmen können."

Der Herzog Heinrich war mit der Prinzeß Katharine von Mecklenburg vermählt, die der evangelischen Lehre zugethan war und ihren Gemahl, auf den sie einen bedeutenden Einfluß übte, auch dafür zu gewinnen wußte. Die Gesandten blieben noch mehre Tage zu Mitweida, um den Herzog zu einer milderen Erklärung zu bewegen; da kam die Botschaft an, daß der Herzog Georg in der Nacht vom 16 zum 17 April gestorben sei. Heinrich eilte sogleich nach Dresden, nahm dort die Huldigung an und sandte alsbald den Befehl nach Leipzig, daß alle Verfügungen zur Verfolgung der Lutheraner hiermit aufgehoben wären und alle des Evangeliums wegen vertriebenen Einwohner und Familien zurückkehren und von ihrem alten Eigenthum Besitz nehmen könnten. Ein lautes Frohlocken erhob sich unter den Bekennern der Wahrheit. Im Meißenschen Gebiete aber, wo ein großer Theil des Landadels und der Städtebewohner noch papistisch gesinnt war, erregte die offenbare Begünstigung der Lutherischen Mißvergnügen.

Der Churfürst von Sachsen, der sich grade auf dem Reichstage zu Frankfurt befand, eilte auf die Nachricht von dem Tode des Herzogs Georg sogleich nach Sachsen, um seinem Vetter aus der Albertinischen Linie, der bei ihm immer Schutz und Beistand gefunden hatte, mit Rath und That zur Seite zu stehn. Mit des entschlossenen Vetters Hülfe begann nun der Herzog Heinrich die Einführung der Reformation in seinen Erblanden und bediente sich dabei vorzüglich der Rathschläge eines Mannes, bei dem damals Alle, die das

Evangelium lieb hatten, Rath und Mithülfe suchten, so daß die Thätigkeit seines tausendfach verzweigten Lebens wirklich in Erstaunen setzt. Luther freute sich der endlichen Erlösung der so lange und hart bedrängten Evangelischen in Leipzig und versprach einen baldigen trostreichen Besuch. In Dresden wurde am 23 April 1539 die erste evangelische Predigt gehalten, zur Einführung der Reformation in Leipzig aber das Pfingstfest bestimmt. Zwar ließ der römische König Ferdinand noch den 16 Mai ein abrathendes Schreiben an Herzog Heinrich ergehen, in welchem er sich auf die Nürnberger Beschlüsse und den Frankfurter Vertrag berief, aber dies änderte so wenig den Entschluß des standhaften Fürsten, als eine Gesandtschaft des Königs, die am 26 Juni eintraf und ihren Vorstellungen Drohungen beimischte.

Der Bischof von Meissen, Johann von Maltitz, hatte gleich nach dem Tode des Herzogs Georg, am 22 April, an den neuen Regenten geschrieben und ihn gebeten, mit der Reformation der Kirche nicht zu eilen, weil er selbst auf eine solche bedacht sei. Er reichte auch späterhin, am 9 Juni, dem Herzog eine weitläufige Schrift mit Vorschlägen zu allerlei Aenderungen im Gottesdienst und Kirchenwesen ein, allein die Hauptlehren der Evangelischen waren darin gar nicht berührt und das Meßopfer mit Nachdruck vertheidigt. Der Herzog sandte die Schrift an Luther, der sich darüber in drei kurzen Gutachten sehr stark äußerte, so daß bei der Einführung der Reformation gar keine Rücksicht darauf genommen wurde.

Die Kirchenverbesserung wurde in Leipzig mit großer Feierlichkeit vollzogen. Der Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, kam mit seinem Hofprediger, Dr. Friedrich Myconius und mit einem zahlreichen Gefolge aus Gotha, der Herzog Heinrich mit seinen geheimen Räthen aus Dresden, Dr. Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Caspar Cruciger von Wittenberg, und eine Menge Edel-

leute, Bürger, Studenten und Landleute aus den benachbarten Städten und Ortschaften. Am Vorabend des Pfingstfestes, den 24 Mai, predigte Luther auf der Pleissenburg in Gegenwart der Fürsten, auf eine kräftige, ergreifende Weise über die Worte des Herrn, Joh. 14, 23; und so wurde die Verheißung erfüllt, die Luther einige Jahre früher bei des Herzogs Georg Verfolgung der Evangelischen aussprach: „Ich sehe, daß Herzog Georg nicht aufhören will, Gottes Wort, die Predigt und die armen Lutheraner zu verfolgen; aber ich wills erleben, daß Er und sein ganzer Stamm untergehen soll und ich selbst werde in Leipzig das Evangelium predigen." Diesen Ausspruch Luthers theilt der Churfürst Johann Friedrich mit in einem eigenhändigen Bericht über die Reformation in Leipzig, der sich noch jetzt im Weimarschen Archiv befindet. Die Hauptpredigt am Pfingstfeste hielt Justus Jonas, Propst zu Wittenberg, in der Thomaskirche, und Luther ebendaselbst die Vesperpredigt über die Sonntagsepistel. Der Gottesdienst und die Gebete wurden in deutscher Sprache gehalten, Luthers Kirchenlieder unter Orgelbegleitung gesungen und das Abendmahl in evangelischer Weise gereicht. Rührung und Freude waren groß und allgemein. Das Pfingstfest wurde ein Fest der Wiedergeburt und Erneuung im heiligen Geist.

In demselben Jahre wurde die Kirchenverbesserung auch in Meissen, Chemnitz und den übrigen Städten des Herzogthums eingeführt und deshalb in diesem Jahre das Erinnerungsfest an die hochwichtige und segensreiche Begebenheit in den Städten der Meißnischen Lande an verschiedenen Tagen gefeiert. Noch im Sommer 1539 ließ Herzog Heinrich auf Luthers Betrieb durch das ganze Land eine strenge und sorgfältige Kirchenvisitation halten, um zu erfahren, wie weit die Reformation gediehen, und was für Anordnungen zu treffen seien. Den Anfang machten im Juli der Churfürst und

der Herzog von Sachsen zu Meissen selbst. Es ist noch ein Brief Luthers vom 28 Juli an die Herzogin Katharina vorhanden, worin er die fromme Frau bittet, ihren mit Regierungssorgen belasteten Gemahl anregen und bitten zu helfen, daß die Kirchenvisitation einen rascheren Fortgang nehme.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Des Herzogs Heinrich Beispiel und der Fortgang der Reformation in dem benachbarten Sachsen zeitigte bei Joachim II den Entschluß, mit dem freien Bekenntniß der evangelischen Lehre frei hervorzutreten, obgleich die Sache der Protestanten in Deutschland bedenklich zu werden begann. Der Schmalkaldische Bund hatte Mißtrauen und Besorgniß bei den Katholiken erregt. Diese dachten auf Maaßregeln gegen das protestantische Schutz- und Trutzbündniß. Indeß der Kaiser bedurfte der Geneigtheit der Protestanten, um die Wahl seines Bruders Ferdinand zum deutschen König durchzusetzen und Hülfe gegen den mächtigen Soliman und seine siegreiche Schaaren zu erlangen. Die evangelischen Fürsten hielten fest zusammen und erlangten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1532 den ersten Religionsfrieden, nach welchem in Deutschland kein Stand gegen den andern des Glaubens oder der Religion wegen handeln, der Reichsfiskal gegen die Protestanten nicht gewaltsam verfahren durfte, und die evangelischen Fürsten überall, wo sie sich aufhalten würden, das Abendmahl in beiderlei Gestalt nehmen und durch ihre Geistlichen frei predigen lassen konnten. (Siehe oben Seite 118.)

Im Jahre 1533 erklärte Karl V, daß mit Einwilligung des Papstes innerhalb eines Jahres ein allgemeines Concilium gehalten werden solle, dem aber dann die Protestanten beitre-

ten müßten. Gegen die letztere Forderung erklärte sich Sachsen sehr nachdrücklich, weil eine freie, christliche Kirche nicht durch den Papst verstrickt und verpflichtet werden dürfe. Es war auch dem Papst mit diesem Concilium kein Ernst und er wußte es von einem Jahre zum andern zu verzögern. Nach Clemens VII Tode stellte sich Paul III, als wenn er zu einer allgemeinen Kirchenversammlung bereit wäre, schickte auch deshalb den Kardinal Paul Vigerius nach Deutschland, um den Ständen anzuzeigen, daß es zu Mantua abgehalten werden solle. Der Kardinal kam auch am 7 November 1535 nach Wittenberg. Luther aber erklärte ihm mit gewohnter Freimüthigkeit: „Es ist nicht Euer Ernst mit dem Concilium, vielmehr Euer Spott und Hohn. Und wenn Ihr auch wirklich ein Concilium hieltet, so würdet Ihr doch nur von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen Narrenwerk handeln — unnütze und unnöthige Dinge, die wir alle als ein eitles Nichts kennen. Vom Glauben aber, von der Rechtfertigung und anderen hochnöthigen und wichtigen Sachen gedenket Ihr nicht ernstlich zu handeln, verstehet auch nichts davon. Wir sind durch den heiligen Geist der Dinge gewiß, und bedürfen keines Conciliums. Habet Ihr aber Lust dazu, so machet eins. Ich werde, so Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß Ihr mich verbrennen solltet."

Der Papst wußte nach bekannter Weise das versprochene Concilium immer weiter hinauszuschieben; um aber zu demselben in aller Weise gerüstet zu sein, verfertigte Luther im December 1536 die Schmalkaldischen Artikel. Sie wurden zu Wittenberg auf Befehl des Churfürsten in Gegenwart des Justus Jonas, Cruciger, Bugenhagen, Amsdorf, Melanchthon, Agrikola und Spalatin aufgesetzt, und dann von ihnen unterschrieben und durch den letzteren am 3 Januar 1537 dem Churfürst überschickt, der darüber eine große Freude bezeugte. Diese Glaubensartikel sollten gleichsam

die letzte Erklärung der evangelischen Stände und Theologen sein, die Augsburgsche Confession ergänzen und die Zustimmung der Fürsten und Städte bezeugen, welche nach dem Augsburger Reichstage die evangelische Lehre angenommen hatten. Der Churfürst von Sachsen brachte diese neue Bekenntnißschrift mit nach Schmalkalden, als sich die Stände im Februar 1537 daselbst versammelten. Sie wurde von allen anwesenden Theologen, jedoch nicht von den evangelischen Fürsten und Ständen unterschrieben, weil dies erst geschehen sollte, wenn sie wirklich übergeben würde. Da dies nie geschehen ist, so unterblieb diese Unterschrift ganz. Von den Sächsischen Theologen waren nur Luther, Bugenhagen, Melanchthon und Spalatin zugegen, sonst aber fünf und dreißig evangelische Geistliche. Der Anhang von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes ist auf Befehl des Churfürsten von Melanchthon in deutscher Sprache hinzugefügt worden. Luther hatte nämlich seines Freundes Zusatz bei der Unterschrift gemißbilligt, obgleich er selbst im zehnten Artikel die Bischöfe zuließ.

Luther gab im Jahre 1538 diese Schmalkaldischen Artikel heraus und sagt in der Vorrede: „Ich habe wenig Artikel gestellet, denn wir ohnedies von Gott so viel Befehl haben, in den Kirchen, in der Obrigkeit, im Hause zu thun, daß wir sie nimmermehr ausrichten können. Was solls denn auch, oder wozu hilfts, daß man darüber viele Dekrete und Satzungen im Concilio macht? sonderlich, so man diese Hauptstücke, von Gott geboten, weder achtet, noch hält. Ach lieber Herr Jesu Christe, halt Du selber Concilium und erlöse die Deinen durch Deine herrliche Zukunft! Es ist mit dem Papste und den Seinen verloren. Sie wollen Dein nicht. So hilf Du uns Armen und Elenden, wie wir zu Dir seufzen und Dich suchen mit Ernst, nach der Gnade, die Du uns gegeben hast

durch Deinen heiligen Geist, der mit Dir und dem Vater lebet und regieret, ewiglich gelobet. Amen."

Bei dieser Zusammenkunft evangelischer Fürsten und Stände waren gegenwärtig: der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, die Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig, Ulrich von Würtemberg, Philipp von Pommern, Georg und Joachim zu Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, so wie die Grafen zu Nassau und Beichlingen; ferner die Gesandten des Königs von Dänemark, Heinrichs von Mecklenburg, Ruperts von Zweibrücken, Philipps von Grubenhagen und Markgrafs Georg, so wie die Abgeordneten von sechs und zwanzig Städten. Auch päpstliche und kaiserliche Gesandte erschienen zu Schmalkalden, um wegen des Conciliums Anträge zu machen; die Evangelischen aber ertheilten die Antwort: dem Papste sei es nie Ernst mit einer freien, allgemeinen Kirchenversammlung, mit Reinigung der Lehre, Beschränkung seiner Macht, Abschaffung von Mißbräuchen und Erneuung der Kirche an Haupt und Gliedern gewesen; er gehe nur auf Unterdrükkung und Verdammung der evangelischen Kirche aus; darum könne und werde man sich nie in die Anordnungen und Befehle eines päpstlichen Conciliums fügen, am wenigsten, wenn es in Italien abgehalten werde; eine Angelegenheit der deutschen Kirche müsse in Deutschland verhandelt werden. Die evangelischen Fürsten erneueten und befestigten den Schmalkaldischen Bund zum Schutz gegen Gewalt und Verfolgung.

Dies entschlossene Zusammenhalten der Protestanten erweckte das Mißtrauen der Gegenparthei, die auf abwehrende Maaßregeln dachte. Der Reichsvicekanzler Held, voll Haß gegen die Protestanten, ertheilte dem Kaiser solche Rathschläge, welche die gewaltsame Unterdrückung der Abtrünnigen zur Absicht hatten. Dazu gehörte besonders der heilige Bund, den die katholischen Fürsten gegen den Schmalkaldischen schließen

und sich nicht zur Abwehr, sondern zum Angriff rüsten sollten. Der für seine Idee leidenschaftlich aufgeregte Kanzler reisete selbst zu den eifrig katholischen Fürsten, und wußte sie durch beredte Schilderungen der drohenden Gefahr von der Nothwendigkeit gewaltsamer Maaßregeln zu überzeugen. So kam denn am 10 Juni 1538 der heilige Bund zwischen dem Kaiser, König Ferdinand, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Herzögen von Baiern, den Herzögen Erich dem Aeltern und Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, und dem Herzog Georg von Sachsen zu Stande, der zwar den Nürnberger Religionsfrieden nicht verletzen sollte, aber doch Bestimmungen genug enthielt, welche einen bewaffneten Angriff rechtfertigen konnten.

Dem Kaiser und seinem Bruder war aber jetzt der Ausbruch eines Krieges sehr unbequem, deshalb suchte man beide Partheien zu beschwichtigen und auf dem Reichstage zu Frankfurt im Februar 1539 einen Waffenstillstand zu bewirken. Indeß hatte man Grund, zu vermuthen, daß gegen die evangelischen Reichsstände ein Krieg beschlossen worden sei, zu dessen Feldherrn Herzog Heinrich von Braunschweig und zu dessen Säckelherrn der Herzog Georg von Sachsen bestimmt gewesen sein soll. Beide Fürsten und der Churfürst von Mainz sollen schon unter sich einen Theilungsplan des Churfürstenthums Sachsen entworfen haben. Es geschahen auch bedeutende Rüstungen. Herzog Heinrich von Braunschweig hatte einen Heerhaufen angeworben, wozu Herzog Georg das Geld gegeben. Es war aber den protestantischen Fürsten durch ihren Abgesandten, Heinrich von Mila, gelungen, die Anführer jener Truppen umzustimmen und in ihren Sold zu nehmen. Im Mai des Jahres 1539 sollte der Angriff erfolgen. Auch war dem Herzog Georg kurz vor seinem Tode die Aeußerung entschlüpft, auf den Churfürsten von Sachsen dürfe sich sein Bruder Heinrich nicht verlassen, der möchte sehen, wo er auf Pfingsten Herberge fände. Da

starb plötzlich der Herzog Georg, und nun mußte die katholische Ligue alle Rüstungen einstellen, da die Quelle der Geldzuschüsse aus den reichen Schätzen des Mitverbündeten versiegte. Sein Tod erregte unter den befreundeten Fürsten eine so große Bestürzung, daß der Herzog Heinrich von Braunschweig bei der Nachricht davon ausrief: „ich wollte lieber, daß Gott im Himmel gestorben wäre!" Aufgeschoben war indeß nicht aufgehoben. Mit jedem Zuwachs, den die evangelische Parthei erhielt, stieg die Erbitterung des katholischen Bundes, und Karl V wartete nur auf günstige Zeitumstände, um seine herrschsüchtigen Pläne auszuführen.

Diese bedenkliche Lage der Protestanten hielt den Churfürst Joachim in seinen Vorbereitungen zur Einführung der Reformation nicht auf. Er hatte sich dazu mit dem verständigen, vorurtheilsfreien Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, lange berathen. Dieser wahrheitsliebende Prälat, früherhin Propst des Spandauer Nonnenklosters, hatte den Hirtenstab im Jahre 1526 erhalten und beim Empfang desselben geschworen: „Wir wollen, besonders in diesen gefährlichen Zeitläufen, die Parochieen, Kirchen und Klöster unsers Brandenburgschen Sprengels mit Zuratheziehung unseres Kapitels, und wenn es Noth thut, mit Hülfe unseres erlauchten Fürsten, des Churfürsten von Brandenburg, nach unsern Kräften, sowohl in geistlichen als weltlichen Dingen reformiren, von Ketzereien reinigen und dem Eindringen derselben, so viel an uns ist, wehren." Diesen Eid hat er bei Begünstigung der evangelischen Lehre und Kirche treulich gehalten. Bei seinen trefflichen Kenntnissen und bei seiner entschiedenen Liebe zur Wahrheit konnte ihm das gute Recht der Protestanten nicht verborgen bleiben. Er erkannte die Nothwendigkeit einer Reformation, und wünschte nur, daß sie mit Vorsichtigkeit eingeführt und nicht alles Bestehende niedergerissen werde. Die Brandenburgsche Diöcese hatte durch den Abfall von Sachsen

große Verluste erlitten und bedeutende Landstriche verloren. Der Bischof sah auch wohl ein, daß sein Ansehen und Einkommen mit der neuen Ordnung der Dinge verlieren werde: doch lag ihm mehr an dem Sieg der Wahrheit, als an irdischem Vortheil.

Der Churfürst war fortwährend und mit entschiedener Vorliebe für die evangelische Lehre beschäftigt, Alles zu prüfen und wohl zu erwägen, damit nichts Uebereiltes geschehe und die Gewissen nicht verletzt würden. Ein Mönch hatte ihm einen Entwurf zur Reformation der Lehre und Kirche eingereicht, in welchem aber der Fürst viele Irrthümer fand, die er am Rande nach Gottes Wort verbesserte. Er sandte das Machwerk an Melanchthon, der es aber ganz verwarf, besonders weil die Lehre von der Rechtfertigung und vom Glauben ganz verfehlt war. Da aber das Gesuch der Stände um Gestattung der freien Religionsübung nach den Grundsätzen der Evangelischen immer dringender ward, so gab ihnen der Landesherr die mündliche Versicherung, daß er die Predigt der evangelischen Lehre und den rechtmäßigen Gebrauch der heiligen Sakramente in seinem Lande allenthalben gestatten wolle und darin zu seiner Zeit mit seinem eigenen Beispiele vorangehen werde.

Nun ließ Joachim den milden und weisen Melanchthon nach Berlin kommen, um sich von ihm noch mancherlei Zweifel und Bedenken lösen zu lassen. Der Churfürst meinte, man könne wohl die Seelenmessen beibehalten, wenn sie nur von abergläubischen Beimischungen gesäubert würden. Melanchthon gab dies zu, verlangte aber, daß den Leuten das Verderbliche der Seelenmessen in Predigten gezeigt werde; er sei überzeugt, sie würden dann von selbst aufhören. Auch die Priesterehe schien dem Fürsten anstößig, und Melanchthon rieth ihm, dieselbe in der neuen Kirchenordnung unberührt zu lassen, nur dürfe er den Geistlichen das eheliche Leben nicht

verbieten, weil dies mit Gottes Ordnung und ausdrücklichem Willen streite.

Der Churfürst von Mainz, dem die Stimmung des Landes und seines Regenten nicht unbekannt war, warnte seinen Neffen vor Neuerungen in der Kirche und vor dem Abfall von dem väterlichen Glauben. Joachim aber erwiederte: „die Mißbräuche in der römischen Kirche sind groß und allgemein anerkannt; in die Lehren derselben haben sich gefährliche Irrthümer eingeschlichen; auf ein Concilium, das die Mißbräuche abstellen und die Lehren berichtigen soll, warten wir seit vielen Jahren vergebens; es ist Pflicht eines christlichen Landesherrn, da der Papst zur Besserung der Sache gar nicht geneigt ist, heilsam einzugreifen und das Seelenheil der Unterthanen wohl zu bedenken; zudem ist im Lande ein wahrer Hunger und Durst nach dem Worte Gottes, und Stände und Städte verlangen nach der reinen Lehre; indeß bin ich nicht geneigt, von der wahren katholischen Kirche abzufallen, und werde überall mit Vorsicht, dem Rathe frommer Männer und dem Worte Gottes gemäß, verfahren."

Seinen Schwiegervater, den König Sigismund von Polen, setzte er von den Veränderungen, die er in kirchlicher Beziehung vorzunehmen gedenke, in Kenntniß, mit der Versicherung, daß er damit keinen Abfall von der alten katholischen Kirche beabsichtige, und daß seine Tochter Hedwig dadurch in ihrem Glauben durchaus keine Beeinträchtigung leiden solle. Dieser Brief war in deutscher Sprache geschrieben und wurde von dem Könige auf eine unfreundliche Weise in lateinischer Sprache beantwortet. Der Schwiegervater schalt den Sohn einen unbeständigen, wankelmüthigen Menschen, erinnerte ihn an die in den Ehepakten eingegangenen Verbindlichkeiten, an die Standhaftigkeit und Rechtgläubigkeit benachbarter Fürsten, und äußerte allerlei Besorgnisse wegen des Gewissenszwanges, dem seine Tochter ausgesetzt sein würde.

Die Antwort, welche der Churfürst auf dieses ungnädige Schreiben aufgesetzt hatte, überschickte er dem Melanchthon, mit dem Auftrage, sie in ein gutes fließendes Latein zu übersetzen und die angegebenen Gedanken weiter auszuführen.

Im Oktober sandte der Churfürst dieses Schreiben ab. Er beklagt sich über die Härte des väterlichen Briefes, die er bei der Redlichkeit seiner Gesinnung und bei der Ehrfurcht gegen den König nicht verdient habe, und die wohl die Ungeschicklichkeit des Uebersetzers seines deutschen Briefes verschuldet haben möge. Er lehnt den Vorwurf der Unbeständigkeit von sich ab und versichert, daß er allezeit seine Ehre in wahrhafte Frömmigkeit und in einen erbaulich-christlichen Gottesdienst gesetzt habe. Darum beklage er die großen Gebrechen und Mängel, die sich in die Kirche eingeschlichen hätten und sei auf ihre Abstellung bedacht. Die entsetzliche Fahrlässigkeit der Päpste und die große Unwissenheit der Klerisei habe dem Aberglauben Thür und Thor geöffnet, und der neuerdings hereingebrochene Glaubensstreit die Kirche erschüttert. Die herrschenden Mißbräuche habe er nie gebilligt, aber auch nicht durch grausame Maaßregeln, wie es Etliche gethan, geschützt. Die Beweggründe zu seinem Verhalten seien so gerecht und wichtig, so wohlerwogen und für das Heil des Landes so ersprießlich, daß er in seinem Entschluß nichts ändern könne noch werde. Die ganz verfallene Kirchenzucht muß wieder hergestellt und die Kirche mit frommen und geschickten Lehrern ausgerüstet werden. Dabei solle die allgemeine Kirche in ihrem Ansehen erhalten und die Geistlichkeit in ihrem Einfluß und Einkommen geschützt werden. Er habe in Unterredungen mit den Herzögen Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig oft Klagen über die Mißbräuche in der Kirche und über die Nachlässigkeit des Papstes und der Bischöfe gehört. Es gebe freilich etliche strenge Fürsten, welche alle Gebrechen in Schutz nehmen und alle Irrthümer mit Feuer und Schwert

vertheidigen, doch solchen Beispielen werde er nie folgen, denn die Einheit der Kirche ist keine Verschwörung zu grausamen und wüthenden Verfolgungen. „Ich denke mich mit meiner Gelindigkeit weder von der Kirche noch vom Christenthum getrennt zu haben. Ich bekenne mich zu den wahrhaften Lehren der allgemeinen christlichen Kirche, die in der heiligen Schrift, in den Beschlüssen der alten Concilien und in den Schriften rechtgläubiger Kirchenväter enthalten sind, und will mich auch den Aussprüchen einer Kirchenversammlung unterwerfen, wenn solche in rechter Weise gehalten wird. Wie ich ehedem gegen die Ungläubigen ins Feld gezogen, so will ich fernerhin gegen die Feinde Christi tapfer streiten. Das ist mein fester Entschluß."

Der Churfürst schmeichelt sich mit der Hoffnung, der König werde nicht Uebles denken von seinem Sohne, der die königlichen Tugenden seines erlauchten Vaters, die Standhaftigkeit und Großmuth, die Gottesfurcht und Gerechtigkeit, die Milde und Güte immer mit Ehrfurcht betrachtet habe, der zwar nie wie ein Nero mit Härte und Grausamkeit die Frommen verfolgen, aber die Kirche und ihre Diener ehren, für die Sache Christi mannhaft streiten, das Evangelium mit eigner Gefahr vertheidigen und sein Volk zum rechten Gottesdienst führen werde. Von den Päpsten sei nun einmal keine Besserung zu erwarten; christliche Regenten müßten sich deshalb unter Gottes Beistand selbst zu helfen suchen. Damit aber die zärtliche Liebe, welche ihn mit seiner Gemahlin in einer glücklichen Ehe so fest verbinde und mit der Hülfe Gottes auch nie aufhören solle, durch nichts gestört werde, so habe er seiner Gemahlin die Gründe seines Verfahrens angegeben, wie sie denn auch genugsame Ueberzeugung habe, daß ihm die Religion eine heilige Angelegenheit des Herzens sei, und daß er alle ungerechte Maaßregeln verabscheue. „Nie habe ich in meinem Ehestande Gott vergessen, mit meiner Gemahlin

gemeinschaftlich gebetet und mich mit ihr von dem Rathschluß Gottes, von der Hoffnung des ewigen Lebens und von den Segnungen des Christenthums unterhalten, und dabei mit Freuden das wahrhaft fromme Gemüth meiner Gemahlin erkannt. Nun wünsche ich von Herzen, auch fernerhin einen glücklichen und gottseligen Ehestand zu führen, und werde deshalb meiner Gemahlin gern gestatten, alle Kirchengebräuche, an denen sie Wohlgefallen hat, fernerhin beizubehalten. Ich höre nicht auf, Gott zu bitten, daß er unser beider Herzen zu seiner Ehre leite und regiere."

Zuletzt giebt der Churfürst dem Könige die Versicherung, daß er sich gegen ihn allezeit so bezeugen werde, wie es einem Kinde gegen einen so liebreichen Vater gebühre, und bittet, daß er sein treues und väterliches Herz gegen ihn nicht ändern möge. Angenehm würde es ihm sein, wenn der König einen Gesandten nach Berlin schicken wollte, dem er alle Gründe zur Aenderung des Kirchenwesens in seinen Landen umständlich angeben könne, und der zugleich seiner Gemahlin die Versicherung seiner unveränderten väterlichen Liebe überbrächte. Es scheint auch, als wenn der König diese Erklärung gut aufgenommen habe, denn es kommen keine weiteren Mißverständnisse vor. Auch lebte ja der König mit dem Herzog Albrecht in gutem Vernehmen, und sahe in Preußen die segensreichen Früchte der Reformation.

Der Churfürst machte auch den Kaiser mit seiner vorhabenden Religionsänderung bekannt, zeigte die Nothwendigkeit derselben für sich und sein Land, beklagte die Abgeneigtheit des Papstes gegen heilsame Aenderungen in der Lehre und im Gottesdienst, versicherte, sich damit von der allgemeinen christlichen Kirche nicht lossagen und Alles versuchen zu wollen, eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchenpartheien in Deutschland zu Stande zu bringen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

So war denn Alles wohl bedacht und reiflich erwogen. Die Reformation in der Mark war kein Werk neuerungssucht, politischer Berechnung oder weltlichen Gewinns, sondern eine Gewissens- und Glaubenssache, eine heilige Angelegenheit des Herzens und Lebens, vom Volke erfleht, von den Ständen erbeten, vom Regenten mit Weisheit, Milde und Glaubensmuth geordnet. Der französische Geschichtschreiber Raimburg, ein entschiedener Gegner der evangelischen Kirche, behauptet gegen alle geschichtliche Wahrheit, die Stände hätten dem Churfürsten versprochen, wenn er dem Lande die lutherische Lehre und Kircheneinrichtung gewähren wolle, so wären sie bereit, seine Schulden zu bezahlen. Diese Behauptung ist rein aus der Luft gegriffen. Wenn auch die Stände dem Landesherrn die Bitte um freie Religionsübung nach protestantischen Grundsätzen vorgetragen haben, so findet sich doch in allen Landtagsverhandlungen keine Spur von einem solchen Antrage. Wohl aber ist es eine geschichtliche Thatsache, daß der von Raimburg so hochgepriesene Erzbischof Albrecht von Mainz dem Protestanten im Erzbisthum Magdeburg den evangelischen Gottesdienst gegen eine jährliche Abgabe gestattet hat. Er sah wohl, daß er mit aller Macht das Eindringen des evangelischen Lichtes in sein Bisthum nicht hindern konnte, so wollte er noch von der eingerissenen Ketzerei den größtmöglichsten Vortheil ziehen. Die Reformation in der Mark hat sich, frei von allen irdischen und unwürdigen Bestrebungen, durch ihre innere Kraft und Wahrheit Bahn gebrochen. Sie fiel als eine reife Frucht in den Schooß der Zeit.

Weil der Geheime Rath des Churfürsten, Eustachius von Schlieben, die milde, vorsichtige und wahrheitliebende

Gesinnung des Bischofs Matthias von Brandenburg kannte, riath er dem Churfürsten, diesem würdigen Prälaten die weitere Anordnung der Reformation ruhig zu überlassen. Wie dieser Alles dazu vorbereitet hatte, trat der Churfürst mit seiner Erklärung für die evangelische Kirche öffentlich hervor. Er wählte dazu die Stadt Spandau, weil es der Wittwensitz seiner Mutter war, und diese sich der Erfüllung ihres längst gehegten Wunsches freuen sollte. In ihrer Privatkapelle war das heilige Abendmahl mit Bewilligung des Bischofs Matthias von Jagow immer unter beiderlei Gestalt vertheilt worden, und fremde evangelische Prediger hatten hier häufig Gastpredigten gehalten. Zudem hatte Spandau immer eine besondere Vorliebe für die Reformation gezeigt. Die Bestimmung des Tages, an welchem der feierliche Uebertritt geschehen sollte, hatte auch seine besondere Bedeutung. Es war der 31 Oktober, an welchem Luther durch die 95 Theses die Reformation der Kirche begonnen und das lautere Wort Gottes vor aller Welt verkündigt hatte. Der 31 Oktober aber fiel auf einen Freitag; einen Wochentag wollte man jedoch zu einer so festlichen Handlung nicht wählen. Viel passender war der folgende Tag, der Festtag aller Heiligen. Und so wählte der Churfürst Joachim II den ersten November zu dem für die Mark Brandenburg ewig denkwürdigen Tage, an welchem er in der Nikolaikirche zu Spandau mit seiner Mutter, mit dem ganzen Hofe, einer zahlreichen Ritterschaft und vielen Geistlichen das heilige Abendmahl nach evangelischem Ritus in beiderlei Gestalt aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, empfing. +)

Die Predigt bei diesem feierlichen Gottesdienst hielt der Propst Buchholzer, die Gesänge waren deutsch, die evangelische Messe wurde mit wenigen Abänderungen nach dem

+) [illegible] 11* [illegible]

katholischen Ritus gehalten. Die Rührung war allgemein. Niemand verließ die Kirche ohne besonderen Segen und sichtbare Erbauung. In dem Hausbuche der ausgestorbenen adlichen v. Schwanebeckschen Familie findet man von Matthias v. Schwanebeck, dem Erblehnrichter zu Teltow, Folgendes verzeichnet: „Als der hochwürdige Bischof, Herr Matthias von Brandenburg, Anno 1539 im Heimzuge von Cöln in Teltow gewesen, haben sich die Edle und Veste Junker aus dem Teltow in meines seligen Vaters Hause fleißig zu ihm versammelt und sich mit ihm wegen der reinen göttlichen Lehre berathschlagt, und sind Alle eines Sinnes und Willens gewest, selbige anzunehmen und standhaft zu bekennen, auch daß sie ihre Pfarrer und Plebanen, die sich sperren wollten, zwar nicht durch Gewalt verjagen und verfolgen, sondern ihnen Unterhalt reichen, und sich inmittelst nach Predigern der reinen Lehre umthun wollten. Dies haben sie Alle in einem vorgelegten Revers bezeuget, unterschrieben und besiegelt. So geschehen am 18 April 1539. Die Namen heißen:

Jochen von Schwanebeck zu Teltow,
Jochen von Hacke zu Sand-Machenow,
Jochen von Schlaberndorf zu Schloß Beuthen,
Hans von Berne zu Groß-Berne (Groß-Beeren),
Christoph von Berne zu Schönow,
Carl Siegmund von der Liepen zu Blankenfelde,
Otto von Britzke zu Britzke,
Christoph von Spiel zu Dalen,
Siegmund von Otterstädt zu Dalwitz,
Heinrich von Thümen zu Leuenbruch.

Alle diese Junker und Landsassen sind am 31 Oktober des benannten Jahres nach Spandow gereiset, wohin mein seliger Vater mich hat mitgenommen, und haben Tags darauf nach dem Vorgang des Durchlauchtigen und Hochgebornen Churfürsten Herrn Joachim des Jüngern, Löblichen Gedächt-

nisses, in der dasigen Pfarrkirche das reine Evangelium öffentlich bekannt und das heilige Sakrament von gedachtem Herrn Bischof Matthias empfangen." Von evangelischen Geistlichen waren Johann Ludecus aus Frankfurt, Thomas Baitz aus Brandenburg und mehre benachbarte Pfarrer zugegen.

Das Andenken an diese wichtige Begebenheit wird noch alle Jahre zu Spandau am nächsten Sonntage nach aller Heiligen festlich erneuert. Am Tage nach der feierlichen Communion predigte Johann Kaulitz, der sein evangelisches Predigtamt bereits seit Ostern 1539 in Spandau verwaltete, und ertheilte denen, die an dem vortägigen Abendmahl nicht hatten Theil nehmen können, das heilige Sakrament nach evangelischem Ritus.

In der Frühe des 2 November reisete der Churfürst mit seinem Gefolge nach Berlin zurück, um im dortigen Dom dem ersten evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Auch hier predigte Doctor Buchholzer zur allgemeinen Erbauung und Freude von den Segnungen des Evangeliums für heilsbegierige Seelen. Die Kirche konnte nicht Alle, die zu dem längsterssehnten Gottesdienste herbeiströmten, aufnehmen. Nach der Predigt empfingen die Rathsmitglieder der Städte Berlin und Cöln, die churfürstlichen Beamten und eine zahlreiche Bürgerschaft, Männer und Frauen, das heilige Abendmahl unter Brot und Wein aus den Händen des Bischofs Matthias von Jagow. Wie der ganze Gottesdienst sehr feierlich war, so wurde besonders das Hochamt mit großem Glanz gehalten. Der Bischof erschien in vollem bischöflichem Ornate, der Altar war reich bekleidet und leuchtete von vielen Kerzen, die Gebete und Einsetzungsworte, das Evangelium und der Glaube, die Antiphonien und Responsorien wurden erst lateinisch gesungen und dann deutsch gesprochen. Aus Allem ging das Wohlgefallen des Churfürsten an einem glänzenden Gottes-

dienst und das Streben hervor, so viel als möglich von den Gebräuchen der katholischen Kirche beizubehalten, um jeden Anstoß zu vermeiden und wo möglich eine Ausgleichung beider Kirchen zu Stande zu bringen.

Die Nachricht von dem Uebertritt des Churfürsten mit seines Hauses zu der evangelischen Kirche und von dem erbaulichen Gottesdienste im Dom ging durch das ganze Land mit einer Schnelligkeit, als wären die Engel Botenläufer gewesen. Allenthalben war es eine frohe Kunde, nur nicht in den Bisthümern und Klöstern, obgleich in den letzteren viele heilsbegierige Mönche und Nonnen dem evangelischen Lichte sich zugewendet hatten. Am nächsten Sonntag ward der Gottesdienst in sämmtlichen Kirchen zu Berlin, Spandau, Brandenburg, Frankfurt und in etlichen Städten der Altmark nach evangelischem Ritus gefeiert. Johann Ludecus war gleich nach der kirchlichen Feier im Dom mit dem landesherrlichen Befehl zur Einführung der Reformation nach Frankfurt abgereist. Die Bürgermeister Petersdorf und Dr. Lorenz Schreck begaben sich mit dem Kämmerer nach dem Franziskanerkloster, untersagten dem Prediger desselben, Kaspar Schultz, das fernere Predigen und Abhalten der katholischen Messe, und nahmen die Kleinodien, Ornate und heiligen Gefäße des Klosters in Verwahrsam. Am 9 November, als am Sonntage vor Martini, wurde das letzte katholische Hochamt in der Stadt gehalten, und am 11 November, dem Tage Martini, geschah die feierliche Einführung des evangelischen Gottesdienstes in der Hauptpfarrkirche zu St. Marien. Der Rath, die Bürgerschaft, die Lehrer mit der Schuljugend, die Einwohner, so viel deren die geräumige Kirche fassen konnte, hatten sich dazu eingefunden. Der deutsche Gesang nach Luthers Liedern ertönte zuerst zur allgemeinen Freude und Erbauung. Magister Johann Ludecus hielt die Predigt und vertheilte nach derselben das heilige Abendmahl. Sebastian

Ulrich, bis dahin katholischer Pfarrer der Stadt, und der Oberküster Andreas waren dabei seine Gehülfen. Der Erste, der zum Altar trat, um das Brot und den Kelch zu empfangen, war der Oberburgemeister Petersdorf, „als ein regierender Herr und Haupt der Stadt“ — wie der Bericht eines Augenzeugen sagt. Ihm folgten die übrigen Mitglieder des Raths und eine große Anzahl von Bürgern und Bürgersfrauen. Der Gottesdienst währte über vier Stunden, und an den folgenden Sonntagen war die Zahl der Abendmahlgenossen eben so groß, so daß keiner der Bürger zurückblieb. Nirgends zeigte sich der geringste Anstoß und Widerspruch. In der überfüllten Kirche herrschte ein feierlicher Ernst und eine sichtbare Rührung. Die Freude äußerte sich, wie es bei großen Ereignissen und wichtigen Dingen geschieht, durch eine feierliche Stille.

Nur das Karthäuserkloster vor der Stadt, dem ein gewissenloser, ränkesüchtiger Prior, Peter Golitz, vorstand, blieb noch vorläufig in seiner alten Verfassung und setzte in der kleinen Klosterkirche den katholischen Gottesdienst fort, zu dem sich aber niemand einfand. Der Prior war mit den Klostergütern auf eine heillose Weise umgegangen, hatte die Mönche von dreizehn bis auf fünf aussterben lassen, die Unterthanen auf den Klostergütern bedrückt und ausgesogen, die Halden durch unmäßiges Aushauen verwüstet, liegende Gründe verkauft, und das zusammengebrachte Geld nach einem unbekannten Orte ins Ausland geschickt. Der ungerechte Haushalter mochte vorhergesehen haben, daß es mit dem Klosterwesen bald ein Ende haben und sein Amt von ihm genommen werden würde. Darum wollte er sich Freunde machen mit dem ungerechten Mammon, um bei den Kindern der Welt willkommene Aufnahme zu finden, wenn die klösterliche Herrlichkeit ihren Glanz verloren haben würde. Bereits im Jahre 1537 hatte der Churfürst dem Erbvoigt der Universität Frankfurt,

dem Eustach von Schlieben, die Verwaltung der Klostergüter übertragen und 1540 dieselben der Universität geschenkt. Der trotzige Prior war nach Berlin gebracht worden und von dort heimlich entwischt.

Zu Brandenburg konnte die Reformation in allen Kirchen nicht gleichzeitig eingeführt werden. Außer den eilf Kirchen und Kapellen waren in dieser alten Hauptstadt der Mark das Domstift, drei Klöster und acht Hospitäler, und außer dem bei der St. Gotthardskirche bereits 1536 als Pfarrer angestellten Thomas Baitz finden wir noch einen zweiten evangelischen Prediger, Johann Weinhausen, im Jahre 1539 schon einen dritten, Bartholomäus. Diese hatten bereits vor dem Uebertritt des Churfürsten zur Reformation das Evangelium in Brandenburg gepredigt, viele katholische Gebräuche abgeschafft und ein allgemeines Verlangen nach dem biblischen Christenthum geweckt. Jetzt aber ward in den beiden Hauptkirchen der Alt- und Neustadt, in der St. Gotthards- und Katharinenkirche, die katholische Messe abgeschafft und das Abendmahl in beiden Gestalten vertheilt. Nur in den Klöstern und im Domstift fand die neue Ordnung der Dinge heftigen Widerspruch. Den Mönchen wurde durch den Geheimen Rath Stolle, der von Berlin angekommen, aufgegeben, die katholische Messe nicht weiter zu halten, widrigenfalls sie eingesperrt und die Kirchen verschlossen werden sollten. Das Domkapitel verharrete bei alter Lehre und Sitte und setzte die katholische Messe im Dom fort. Besonders zeigte sich bei der Visitation im Jahre 1540 der Dompropst Johann von Meiendorf, der zugleich Domherr in Magdeburg und Cellarius in Halberstadt war, sehr widerspenstig. Die übrigen gegenwärtigen Domherren erklärten sich bedingungsweise bereit, dem Willen des Churfürsten sich zu fügen, die Messe und Gesänge zu den Heiligen aufzugeben, ein wohlgeordnetes Leben zu führen und sonderlich die unzüchtigen Weibspersonen weg-

zuschaffen. Sie hielten aber dies Versprechen nicht, und es erfolgten ernste Reskripte, in Folge welcher sich das Stift endlich 1544 bereit erklärte, die Messe und den Bilderdienst ganz abzuschaffen und nur die kanonischen Stunden mit den Gebeten, Antiphonien und den Kollekten beizubehalten.

Daß in Stendal sich früh ein Wohlgefallen an dem evangelischen Gottesdienst äußerte, und dies sogar in tumultuarische Auftritte ausartete, ist schon angeführt. Im Jahre 1538 reisete der Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, durch Stendal. Luther, Melanchthon und Justus Jonas waren in seinem Gefolge. Da er den Sonntag über in dieser alten, reichbegabten Stadt der Altmark verweilte, ließ er den Justus Jonas in einer der Kirchen predigen. Diese Predigt erweckte so viele Herzen zu dem evangelischen Glauben, daß der Rath der Stadt Luthern dringend bat, ihnen einen erfahrenen biblischen Prediger zu senden. Das geschah noch in demselben Jahre. Luther schickte den herzhaften und feurigen Dr. Conrad Cordatus, aus Wien gebürtig, ein tapferer Mann von großem Glaubensmuth, zu dessen Ruhme Luther sagte: „wenn ich ins Feuer gehen müßte, so geht Dr. Pommer mit bis an die Flammen, Cordatus aber ginge mit hinein.“ Er theilte am Tage Simonis und Judä 1539 das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, was gleichzeitig in allen Kirchen geschah. Das dortige Domkapitel nahm die Reformation ebenfalls an und starb nach und nach aus. Seine Güter gingen an die Universität Frankfurt über.

Zu Tangermünde hatte Johann Weißgerber, ein geborner Wittenberger und Schüler der dortigen Reformatoren, 1538 in der Stephanskirche am Sonntage nach Mariä Geburt (nach dem 8 September) die erste evangelische Predigt gehalten, weshalb bis auf unsere Zeit an jenem Tage das Fest der Kirchweihe gefeiert wurde. Der Stadt war die churfürstliche Sendung eine frohe Botschaft. In Salzwede

warten die katholischen Geistlichen größtentheils abgezogen; das Volk möchte „die Meßpfaffen" nicht. Die zurückgebliebenen Geistlichen vertheilten das Abendmahl in beiderlei Gestalt und richteten den Gottesdienst nach Gutdünken ein. Die Visitatoren, die 1541 hieher kamen, staunten über die Unwissenheit dieser Leute und drangen beim Rath auf die Berufung eines gelehrten und gottesfürchtigen Predigers. Bald darauf erhielten sie den Joachim Müller zum Pfarrer. Aus schnellsten geschah der Uebergang von einer Confession zur andern zu Gardelegen. Hier war Balthasar Rieseberg, eines Bauern Sohn, der erste evangelische Prediger. Dieser merkwürdige Mann war nach einem unstäten Leben, nach harten Verfolgungen und schweren Kämpfen, Kaplan zu Schweinitz, einem Städtchen bei Wittenberg geworden, wo ihn der König von Dänemark, Christian II, sehr oft und gern hörte. Er soll in seiner Kanzelberedsamkeit Luthern sehr nahe gekommen sein und gründliche theologische Kenntnisse gehabt haben. Der Landgraf Philipp berief ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Cassel; er zog es aber vor nach Gardelegen zu gehn, wo er seine Jugend verlebt hatte. Hier wurde am eilften November 1539 in der Marienkirche Vormittags der Gottesdienst noch auf ganz katholische Weise mit einem feierlichen Hochamt von den Meßpriestern gehalten, und eine Stunde darauf, um ein Uhr, hielt Rieseberg bei überfüllter Kirche eine evangelische Predigt und vertheilte nach derselben das Abendmahl mit Vertheilung von Brot und Wein.

Ein Kleinschmid zu Gardelegen, Gregor Leberkoch, ein frommer Mann von vortrefflichem Gedächtniß und guten Rednergaben, der die Bibel und Luthers Schriften fleißig gelesen und viel behalten hatte, wurde von der Gemeinde zu Woldenhagen zum Prediger begehrt. Er stellte sich zum Examen bei dem mittlerweile von Frankfurt nach Stendal als Generalsuperintendent der Altmark berufenen Johann Lu-

decus. Als dieser fand, daß es ihm an allen gelehrten Kenntnissen fehle, sagte er: „die Zeit braucht eben keines Lateins und großer Schulweisheit, wohl aber gottesfürchtiger, verständiger, bibelfester Männer.“ Als er diese Erfordernisse bei Leberkoch gefunden, ordinirte er ihn und führte ihn zum großen Freude der Gemeinde in sein Amt ein. Es fehlte überhaupt der neuen Kirche an tüchtigen evangelischen Predigern. Die Hochschule zu Wittenberg konnte kaum die nöthigen Geistlichen für die Städte und Superintendenturen liefern. Unter den katholischen Geistlichen auf dem Lande fand sich eine unglaubliche Unwissenheit. Die meisten hatten ihre Aemter verlassen, und die geblieben waren, wußten nicht, was sie als evangelische Wahrheit lehren und predigen sollten. Da konnte man ihnen nichts anders rathen, als die gedruckten Predigten Luthers den Gemeinden vorzulesen und den kleinen Katechismus von Alt und Jung auswendig lernen zu lassen. Es ist nicht zu sagen, wie segensreich Luther auch in dieser Beziehung durch seine Postille und seinen Katechismus gewirkt hat.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Des Churfürsten angelegentlichste Sorge war nun, der neuen Kirche eine gleichmäßige Ordnung und Verfassung zu geben, damit überall Einheit in der Lehre und in den Gebräuchen herrsche. In dem Königl. geheimen Staatsarchiv findet sich ein Entwurf dazu aus dem Jahre 1539, den der Churfürst mit einigen Randglossen begleitet hat, und aus welchem Joachims redliche und wahrheitsliebende Gesinnung sprechend hervorblickt. Sie soll deshalb hier mitgetheilt und was der fromme Herr hinzugefügt hat, in Anmerkungen beigebracht werden.

„Wir Joachim von Gottes Gnaden u. s. w. Demnach sich numehro eine lange Zeit viele und mannigfaltige Irrthümer, Mißbräuche und Zwiespalte in die heilige christliche Kirche eingedrungen, und ganz erschrecklich für und für zugenommen und gewachsen, die Römisch Kaiserl. Majestät, unser allergnädigster Herr, auch viel gnädigsten, treulichen, väterlichen und emsigen Fleißes nebst anderen christlichen Häuptern und Potentaten angewendet hat und die Dinge dahin ziehen wollen, wie durch christliche, fügliche und angenehme Mittel eine bequeme Arzenei getroffen und gefunden werde, damit solchem Uebel und erschrecklichen Mißbräuchen mit zeitigem guten Rath abgeholfen und richtige, gebürliche Maaß gegeben werde, und auch Wir je und allewege von Anfang und in Zeit unsrer Regierung alle unsre Sinne, Gemüth und Herz dahin gewendet, damit einmal solches löbliche, christliche Vorhaben zur Vergleichung unsrer heiligen Religion ins Werk gebracht, fortgesetzt und geschlossen würde, und solches in hoher Begierde erwartet, auch unsre Unterthanen mit solchen Hoffnungen zur nicht geringen Beschwerung auf- und hingehalten. So wir aber numehro vermerken, spüren und befinden, daß Kaiserl. Majestät hoher, ernster und treuangewandter Fleiß wider alle Hoffnung ohne Frucht geblieben, und es zu einem General- oder gemeinen christlichen Concilio, welches auf langwierige Hoffnung stehet, nimmermehr kommen will, weil es von den hohen Personen, die es zu befördern schuldig und verpflichtet sind, mehr geflohen denn begonnen, mehr hinausgeschoben denn angefangen, mehr niedergedrückt denn aufgerichtet, des Röm. Kaiserl. Majestät gnädigster und wohlmeinender Wille mehr geringgeachtet denn angenommen wird: so sind wir als ein christlicher Churfürst, da wir aus göttlicher Vorsehung zu der Hoheit, Eminenz und Dignität eines Regenten gelangt, und berufen sind, unser Land und Unterthanen in schuldiger Pflicht zu regieren, durch göttliche Allmächtigkeit verbunden, das Ser-

lenheit derselben wohl zu bedenken. Die Stunde des Todes, wo der Hausvater, das ist Gott der Allmächtige, kommen wird, Rechenschaft der Haushaltung von uns zu fordern, ist ganz ungewiß, darum dürfen wir nicht säumen, zur Ehre des Allmächtigen, zur Erhöhung und Ausbreitung seines göttlichen Worts, uns aber und unsern Unterthanen (die uns von Gott christlich zu regieren anbefohlen sind) zu Heil, Trost und Seligkeit, die rechte Lehre und Einigkeit im Geiste bestens zu fördern, damit nicht, wie an etlichen Orten geschehn, die helle göttliche Wahrheit gehindert, zurückgehalten und unterdrückt, dagegen erschreckliche, unchristliche Irrthümer und teuflische, verführerische Sekten und Lehren eingeführt und verbreitet werden, auch bei uns (da doch der ewige Gott gnädiglich für sei) zwiespaltige und ungöttliche Opinion zur Unterdrückung unsrer heiligen Religion eindringen möchten."

„Darum haben wir mit Rath und fleißiger Erforschung etlicher gelehrter, treuherziger, gottesfürchtiger, unpartheiischer und von Gott erleuchteter, mit großem Verstande begabter Personen, so wie unsrer vornehmsten Prälaten und Räthe eine christliche Kirchenordnung aus dem heiligen göttlichen Worte ergründet*), die im offenen Druck ausgehen soll und die Wir in Unseren Landen werden verkünden und publiciren lassen, auch den Unsern befehlen, sich darnach zu halten; denn wir suchen darin nicht das Unsere, sondern die Ehre des Allerhöchsten und die Ausbreitung seiner göttlichen Wahrheit, und wollen die Unsern zur rechten, wahren Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi führen; Solches bezeugen Wir hiermit nach Unserm Herzen und Gewissen vor Gott und aller Welt. Wir wollen Niemand, der sich christlich, ehrbar und gehorsam hält, damit betrüben, sondern allein die gräulichen, ärgerlichen und erschrecklichen Mißbräuche, die mit gutem Ge-

*) Und dem nicht entlegen.

wissen nicht mögen noch können geduldet oder gelitten werden, aufheben und abthun."

„Die Ceremonien und guten Gebräuche der Kirche wollen wir, so viel als möglich und zulässig ist, unverrückt bleiben lassen*), nur daß sich alles nach der rechten Richtschnur der göttlichen ungefälschten Wahrheit mache. Wir halten auch unzweifelhaft dafür, daß wir dadurch von der rechten, heiligen und wahrhaften christlichen Kirche, deren Haupt allein Christus Jesus und sein heiliges Wort ist, nicht abgewichen, wie Wir denn auch, ob Gott will, darin bis an unsern sterblichen Tag beständig verharren, davon nicht abweichen und unsern letzten Tag darin mit göttlicher Hülfe beschließen wollen. Wir achten unsre Reformation und Ordnung dem heiligen, wahrhaftigen und unwidersprechlichen Worte, der ewigen göttlichen Wahrheit, der Aussetzung Jesu Christi, unsers einigen Erlösers und Heilandes, der Lehre der heiligen Apostel, dem Brauch der ersten reinen und unbefleckten Kirche, dem Zeugniß der heiligen, von der Kirche angenommenen und bewährten Väter, so die Inbrunst ihres rechten beständigen Glaubens durch ihr Sterben und Blutvergießen anzeigen und bestätigen, gemäß und gleichförmig."

„Wir verhoffen und wollen uns gänzlich nicht versehen, daß solch unser christliches Fürnehmen bei keinem Gutherzigen, oder die eines christlichen unzweifelhaften Gemüths und Gewissens sind, strässlich oder ärgerlich werde geachtet oder angesehen werden. Ob sich aber durch Schickung des Allmächtigen zutrüge, daß ein heiliges, gemeines, freies, unpartheiisches christliches Concilium in deutscher Nation, oder eine Nationalversammlung oder sonst ein christliches Gespräch, zu dem Allem auch

*) Doch das dieselben nicht als notwendig, die seligkeit dadurch zu erlangen oder die gewissen darmit zuuorstricken gelegt vnd gehalten werden sollen, als hernache in diese vnsre ordnung ferner zuuornehmen, sondern zu gute eusserliche zucht vnd aureitzung der andacht.

Wir Unsers äußersten Vermögens förderlich sein wollen, verordnet, angestellt, ausgeschrieben und gehalten werden sollte, darin alle Stände durch einhelligen Rath geschlossen, wollen Wir uns deß Alles, was christlich, göttlich, ehrlich und dem heiligen, göttlichen Worte gemäß ist, befugen lassen. Derhalben ist an alle unsere geistliche und weltliche Prälaten, Grafen, Herrn, Ritterschaft, Städte und Dörfer, auch sonst Jedermänniglich, unserm Churfürstenthum und Landen angehörig, und darin wohnhaft und ansässig, unsere gute Gesinnung und gnädiges Begehren, auch unser ernstliches Gebot und Meinung, daß diese unsere Ordnung allenthalben in unserm Gebiet, Churfürstenthum und Landen dermaßen, wie hernach folgt, unverändert und unverrückt gehalten, auch darnach gelebt und gethan werde. Wir haben diese Ordnung, wie zuvor angezeigt, in göttlicher Wahrheit ergründet und dem heiligen göttlichen Worte gleichförmig und gemäß gefunden, und mag auch hoffentlich von Niemand anders gedeutet und angesehen werden. Daran geschieht unzweifelich Gott dem Allmächtigen ein Wohlgefallen und unsere zuverlässige ernstliche Meinung."

„Wir wollen aber, daß erstlich und vor allen Dingen Christus Jesus unser Erlöser, Seligmacher und Heiland soll gepredigt werden, also daß wir durch den Glauben an Ihn selig werden ohne unser Verdienst aus lauter Gnaden, daß wir auch allein in und durch seinen Namen Vergebung der Sünden und Versöhnung mit Gott dem himmlischen Vater erlangen mögen und zur Seligkeit kommen, daß wir auch solches bei keiner Kreatur oder durch keinen anderen Weg suchen sollen; denn der Herr Jesus Christus ist allein unsere Rechtfertigung gegen den himmlischen Vater. Er ist auch unsere Erlösung, unsere Genugthuung und unsere Ueberwindung, in Summa unsre ganze Seligung, durch welchen wir allein von Sünden, Tod und ewiger Verdammniß erlöset sind. Dies sei

und ist die rechte Ehre, die dem Herrn Jesu Christo allein gebührt, die er auch sich allein behalten und keinem Andern geben will. Derohalben soll sich niemand unterstehen, solches durch sich selbst und aus eigenen Kräften, oder durch Anrufung und Fürbitte der Heiligen, oder mit anderen angenommenen oder selbsterdichteten Werken zu erlangen; denn Christus Jesus ist allein der Weg und die Thür, durch welche wir zum himmlischen Vater kommen. Er ist auch allein unser einiger Advokat und Mittler, der unsre Fehler und Gebrechen dem Vater vorbringt, uns auch bei dem Vater vertritt und verantwortet. Welche aber einen anderen Weg suchen, er sei wie gut er wolle, erscheine vor der Welt und nach der Vernunft wie schön und heilig er immer wolle, die werden der Thür fehlen und das Urtheil Christi hören: „Welcher durch mich nicht eingehet, der ist ein Dieb und Mörder."

„Es soll auch daneben fleißig gelehret und gepredigt werden, daß alles, was Christus Jesus gethan und ausgerichtet hat, das sei alles um unsertwillen und uns zu Gut geschehen; er sei um unsertwillen geboren und Mensch geworden, uns zu Gut gestorben, uns zu Gut auferstanden, uns zu Gut gen Himmel gefahren, uns zu Gut sitzt er zur Rechten Gottes, des himmlischen Vaters, in großer Majestät und Herrlichkeit, und das alles unserthalben und uns zu Gut; daß er auch uns vom Vater geschenkt sei, und mit all seinem Leiden und Sterben, mit seiner Auferstehung und Ueberwindung, mit aller seiner Gerechtigkeit und Herrlichkeit sei er ganz unser Eigen, in Summa, alles, was dieser Christus Jesus hat, sei alles unser Eigen, und daß man dies also mit dem Glauben fassen wolle. Wenn das geschieht, so heißt und sei dies auch der rechte Glaube an Christum, durch den wir gerechtfertigt werden und in welchem wir dem Vater wohlgefallen, durch welchen wir auch Vergebung der Sünden erlangen kön-

nen. Daß wir solches wohl fassen, einnehmen und glauben, dazu verleihe uns der allmächtige Gott Gnade. Amen."

„Daneben soll auch fleißig gelehrt und gepredigt werden, daß, dieweil Christus Jesus nicht allein für uns gestorben sei, sondern hat auch hier auf Erden einen feinen, göttlichen, ehrlichen und unsträflichen Wandel geführt, daß wir Christen, die wir nun durch ihn erlöset und seine Jünger sind, auch durch sein Blut von aller Unreinigkeit gewaschen und also ein heiliges Volk worden, und ein Volk, welches er selbst theuer erworben hat, wir auch in der heiligen Taufe geschworen und abgesagt haben, daß wir dem Teufel und allem seinem Wesen nicht wollen anhangen, daß wir auch unserm Herrn und treuen Meister mit einem guten ehrlichen Wandel und Wesen sollen nachfolgen."

„Und dieweil wir Gott, dem himmlischen Vater, und unserm Herrn Jesu Christo für alle erzeigte väterliche Gnade und Wohlthaten keine Vergeltung thun mögen, er auch Unsrer und unser Güter nicht bedarf, wie der heilige Prophet David spricht: so können wir wahrlich zur Sache nicht anders kommen, denn daß wir von ganzem Herzen Gott, dem himmlischen Vater, und dem Herrn Jesu Christo für solche mannigfaltige, unaussprechliche milde Gnade und erzeigte Barmherzigkeit ohn' Unterlaß Lob und Dank sagen. Darnach uns nach seinen heiligen Geboten, im alten Testament auch im heiligen Evangelio klar ausgedrückt*), halten, ihm allein glauben und trauen, alle unsre Zuversicht zu ihm haben und ihn allein für Gott erkennen, loben und preisen, unsern Nächsten als uns selbst lieben, ihm alles Gutes thun, nicht übervortheilen noch betrügen, auch keinen Wucher treiben,

*) Diese Worte hat der Churfürst unterstrichen und daneben gesetzt: „In denen schriften des alten und Neuen Testaments ausgedruckt, durch den Herrn selber und volgends durch die heylige apostel bestetigt und ercleret." Das Wort „bestetigt" hat er hernach durchstrichen.

und sein züchtig, mäßig und nüchtern sein, nicht als die unvernünftigen Thiere allweg im Sauß toll und voll sein, sondern sollen gern fasten und oft beten, auch aller Hurerei, Unkeuschheit und Aergerniß enthalten, dem Nächsten treulich dienen und behülflich sein und in keinen Nöthen stecken lassen, der Obrigkeit nach der Lehre Pauli gehorsam sein, und in Summa sich befleißigen, an dem Allem zu halten, wie das im Evangelio und Paulo befunden wird; und daß solche christliche Werke sollen freiwillig und ohne Zwang geschehn, und allein darum, dieweil wir einen so gnädigen, barmherzigen und getreuen Gott haben, der uns so mannigfaltige Gnade erzeigt hat durch seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum. Da ist es ja billig, daß wir einen solchen treuen Gott wiederum lieb haben, loben, preisen und ehren, und um seinetwillen, daß er uns so hoch geliebt hat, sollen wir Alles thun und lassen, wie er uns befohlen hat, und wie er's haben will, und wenn wir schon alles gethan haben, sollen wir dennoch sagen: „wir sind unnütze Knechte!"

„So sind auch diese christliche Werke vonnöthen, unsern Glauben zu beweisen, denn wo der Glaube lebendig und thätig ist, da müssen auch solche gute Werke folgen. Auch sollen wir fleißig sein und anhalten am Gebet und ohne Unterlaß bitten: „Erlaß uns unsre Schuld u. s. w." — dazuben für die Obrigkeit und alle Noth der christlichen Gemeinde. Doch soll man sich in alleweg wohl vorsehen, daß man mit den Werken also umgehe, daß man das Vertrauen nicht in die Werke stelle, dadurch fromm und gerecht vor Gott zu werden; denn wo solches geschähe, wäre es ganz unrecht, und taugen alsdann die Werke gar nichts, sondern wären verdammlich. Denn so wir uns selber hätten können durch unsre Werke selig machen, hätte Christus nicht dürfen für uns sterben, wäre auch nicht noth, daß wir beteten: „Erlaß uns unsre Schuld!"

So machen wir uns auch daraus einen eigenen Gott und wäre also verdammlich und wider das erste Gebot." —

So weit die Handschrift der Vorrede zu der Kirchenordnung im Churfürstenthum der Marken zu Brandenburg, wie man sich beide mit der Lehre und Ceremonien halten soll. Die Kirchenordnung selbst handelt nun in verschiedenen Abschnitten von der Lehre, vom alten und neuen Testament, von der rechten christlichen Buße, von der christlichen Beichte, vom Gesetz und Evangelium, vom Kreuz und Leiden, vom christlichen Gebet, vom freien Willen, von der christlichen Freiheit. Dann folgt der Katechismus oder die Kinderpredigt, wie sie überall im Lande gepredigt werden soll. Jedem Gebot, jedem Glaubensartikel und jeder Bitte ist eine kurze Predigt als Erläuterung in einfacher biblischer Sprache hinzugefügt. Ueber die Taufe, das Amt der Schlüssel und das Abendmahl sind drei Predigten hinzugefügt. Hierauf die Taufformulare und die Abschnitte von der Beichte und Absolution. Mit besonderem Fleiße ist die Lehre vom Abendmahl und von der evangelischen Messe behandelt. Das Agnus Dei, Benedictus und mehre Gebete mußten lateinisch gesungen werden. Das Tagamt, wenn keine Communion gehalten wird, giebt die biblischen Abschnitte, die vorgelesen werden sollen, die Collekten, Chorgesänge, Sequenzen und dergl. an und bestimmt, daß die Priester, wenn solche Aemter gehalten werden, keine Kaseln, sondern blos eine Chorkappe, oder auf den Dörfern einen schlichten Chorrock tragen sollen.

Bei dem Artikel vom Besuch und Communion der Kranken, heißt es: „Wenn der Kranke so schwach wäre, daß man ihm das Sakrament ins Haus bringen müßte, soll es ihm nach geschehener Forderung und Ankündigung aus der Kirche von dem Altar, wenn man die Communion hält, konsekrirt, von dem Priester mit gebürlicher Reverenz, als vorgehendem Küster, der eine Glocke und Lucern mit brennendem Lichte

tragen soll, auch daß der Priester einen Chorrock anhabe, zugetragen werden, um Ursach willen vieler Unschicklichkeiten, so sich hin und wieder begeben, auch um derentwillen, so noch schwach sind." Bei plötzlichen Krankheitsfällen, wenn der nächste Morgen nicht abgewartet werden kann, soll mit der Glocke geläutet werden, damit sich Etliche in der Kirche einfinden und der Konsekration beiwohnen, weil Christus gesagt hat: wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Das hochwürdige Sakrament soll dann dem Kranken in vorbeschriebener Weise in beider Gestalt, in einem Gefäße (Viaticum) sicher bewahret, zugebracht werden. Wenn es der Zustand der Kranken zuläßt, sollen noch mehre Psalmen gebetet werden. Zuletzt wird von der Ordnung der Begräbnisse, vom heiligen Ehestande, von der Trauung, von den Festen und von der Ordnung des Gottesdienstes an den Festtagen gehandelt. Zu diesen Festen gehörten auch die Marien-, die Apostel- und etlicher Heiligen Tage.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Dieser mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit von Strattner, Buchholzer, Matthias von Jagow und späterhin von Agrikola, nach steter Berathung mit dem Churfürsten ausgearbeiteten Kirchenordnung liegt in der Lehre die Augsburgsche Confession und deren Apologie, und in den Kirchengebräuchen die Wittenbergsche, die Nürnbergsche und Braunschweigsche Kirchenordnung zum Grunde. Die Grundsätze für den letzteren Theil gab jedoch der Churfürst an und er war von denselben um so weniger zurückzubringen, da ihm Luther geschrieben hatte: „mit den äußerlichen Dingen in

Ceremonien, Prozessionen, Kreuzfahren und Kleiderschmuck hat's seine guten Wege, wenn Ew. Fürstl. Gnaden nur sonst richtig in der Lehre sind." Diese suchte der fromme Regent dem Worte Gottes gemäß rein und lauter zu erhalten. Um aber im Verbande mit der katholischen Kirche zu bleiben und den Schein der gänzlichen Lossagung von derselben zu vermeiden, zugleich aber auch seiner Lust an glänzenden Aufzügen und äußerer Pracht zu genügen, behielt er viele Gebräuche, Feste und Ceremonien der alten Kirche bei. Auch hat er viele eigenhändige Zusätze, namentlich in dem Vorworte zur Katechismuslehre, gemacht. Er folgte der Vorschrift des Herrn: „prüfet alles und das Beste behaltet!" Was Narm für die ganze Kirche des Landes werden, worin jede Gemeinde ihren Glauben, ihre Gebete, ihre Erbauung, ihren Trost finden sollte, daß mußte wahrhaft christlich und biblisch sein.

Nachdem die Arbeit vollendet war, sandte der Churfürst mehre Abschriften an auswärtige evangelische Theologen. Nach Wittenberg schickte er besondere Abgesandte, um Rath und Urtheil der Reformatoren über das Werk einzuholen und sich mit ihnen über einzelne Punkte mündlich zu verständigen. Luther theilte ihnen seine Ansicht und Meinung mit und erwiederte auf die Zuschrift am 4 December: „Durchlauchtigster, Hochgeborner Fürst! Gnädigster Herr! Ich habe Ew. Churf. Gnaden Gesandten und Werbung an mich empfangen, und habe sie warlich mit sondern Freuden empfangen, danke dem Vater aller Gnaden und weiß nicht mehr zu thun hierin, denn daß ich von Herzen bitten und beten will, daß der liebe Gott sein angefangenes Werk in Ew. Churf. Gnaden wolle gnädiglich und barmherziglich stärken und vollführen, zu seinem Lob und Ehren, das ist, zu vieler Seelen Heil und Seligkeit, denn der Satan wird hierzu ein groß Mißfallen empfangen, und sich darwider (wie er an uns auch bisher gethan) mit aller Macht und Kunst sträuben und allerlei versuchen.

Mich aber tröstet, daß Ew. Churfürstl. Gnaden, als ich aus gestellten Artikeln verstehe, der Sachen fein und wohl berichtet, daß ich nicht so sehr sorge für der Schlangen List, als für des Löwens Brüllen, daß vielleicht von den hohen Ständen her Ew. Churfürstl. Gnaden möcht bewegen. Zwar ich habe mich's noch zur Zeit nicht versehen, daß Ew. Churfürstl. Gnaden hätten solches können oder dürfen fürnehmen, sondern bin in diesem Wahn bisher gestanden, Ew. Churfürstl. Gnaden möchtens nicht erheben, ob sie es gleich gern thäten. Derohalben habe ich auch still geschwiegen, und Ew. Churfürstl. Gnaden nicht wollen noch mögen weder vermahnen noch reizen zu diesem Fürnehmen. Aber Gott der Herr ist's, der alles thut über unser Bitten und Wähnen, wie St. Paulus spricht zu den Ephesern; Dem sei Lob und Ehre in Ewigkeit, Amen! Denn wir sollen nichts ohne ihn, aber er will alles ohne uns und doch in uns thun. So ist es auch recht und gehet von Statten, sonsten wo wir etwas ohne ihn thun, werden wir stolz, bleiben aber doch zuletzt stecken."

„Es gefällt mir über die Maßen wohl Ew. Churfürstl. Gnaden Vorrede, so im Druck soll mit ausgehen, aber der eine Bogen, welcher mich witzelisch anreucht, nemlich von der Procession, Oelung und Sakrament, davon habe ich mündlich meine Meinung Ew. Churfürstl. Gnaden Gesandten angezeigt, denn daß man das Sakrament einerlei Gestalt sollte in der Processiom umhertragen, ist Gottes Spott, wie Ew. Churfürstl. Gnaden selbst wissen; soll man aber beide Gestalt umtragen, ist's noch ärger, und eine solche Neuerung, die aller Welt Maul und Augen aufsperren würde, auch den Papisten Ursach geben zur Spötterei. Darum ist meine unterthänige Bitte, haben Ew. Churfürstl. Gnaden so viel gewagt in den rechten hohen ernsten Artikeln wider den Teufel, wollten solchen geringen Artikel auch fahren lassen, damit nicht der Teufel aus der Reformation ein Geschwätz und Gelächter anrichte.

Mit der Oelung und Sakrament zu dem Kranken tragen, möchts leiden, so ferne es nicht papistischer Weise gebraucht würde. Aber damit ich Ew. Churfürstl. Gnaden mein Gutdünken sage, weil ich sehe, daß Ew. Churfürstl. Gnaden solcher Ernst ist, deucht mich, man möchte solche zwei Stück sonst im Gebrauch haben, aber nicht in die Reformation fassen, und durch den Druck lassen ausgehen, denn weil die Vorrede giebt, es solle eine solche Reformation sein in der Schrift gegründet und der anhebenden Kirche Brauch gewesen, würde es viel Cavillation und Calumnien derjenigen erregen, so das Widerspiel würden aufbringen, denn der Kirchen Gebräuche sind von Anfang über alle Maßen ungleich gewesen. So hat Christus auch die Oelung nicht eingesetzt zum Sakrament, auch hat man St. Jakobs Worte nicht in der Oelung, geschiehet auch nicht mehr, was St. Jakobs Worte geben, denn es ist zu der Zeit gewest ein solcher Ritus, daß sie die Kranken damit leiblich haben gesund gemacht, durchs Wunderzeichen, wie sie im Glauben gebetet haben, wie die Worte St. Jakobs lauten und Markus am sechsten auch zeigt."

„Das Sakrament zu den Kranken tragen, möchte auch also im Brauch (so lange es zu thun) bleiben, und nicht Noth mir in den Druck zu fassen oder zu ordnen, denn es ist menschlicher Andacht Ordnung, nicht Gottes Gebot, darum mag man's halten, doch sine superstitione, bis man's kann besser machen. Auch daß man das Sakrament vom Altar in der Messe nehme und nicht ins ciborium setze. Doch weiter habe ich Ew. Churfürstl. Gnaden Gesandten mündlich gesagt, die werden's Ew. Churfürstl. Gnaden wohl wissen zu vermelden. Befehle hiemit Ew. Churfürstl. Gnaden dem lieben treuen Vater unsers Herrn Jesu Christi, und Ew. Churfürstl. Gnaden wollen mein gnädigster Herr sein, auch lasse ich (als ein armes Zeug) Ew. Churfürstl. Gnaden aus meinem Gebete nicht."

In gleicher Weise bezeugten auch Melanchthon und Justus Jonas aus Wittenberg und Urbanus Regius, Superintendent zu Lüneburg, dem Churfürst ihre Freude und Zufriedenheit über die neue wohlbedachte Kirchenordnung. Der erstere schreibt unterm 5 December 1539: „Wiewohl Euer churf. Gnaden ohnzweifel mancherlei Kreuz und Anfechtung des heiligen Evangelii wegen haben, so wissen doch Ew. churf. Gn. aus Gottes Wort diesen hohen Trost, daß unser Herr Christus mit Ew. F. Gn. als einem christlichen Gliede sein will, wie er spricht: „ich will euch nicht verwaiset lassen!" Wir sind seine Waisen, bei denen und in denen er seine Macht und Gegenwärtigkeit erzeigen will wider den Teufel, wie Johannes spricht: „Christus ist gekommen, daß er die Werke des Teufels zerstöre." Dies kann man im sanften Leben nicht lernen oder glauben. Nun muß es doch mit Glauben gelernt werden, sollen wir Christen sein, und von diesem hohen ernsten Kampfe wissen die Widersacher wenig, die viel von ihren Werken rühmen."

„Zum andern, wie tröstlich ist es, daß Ew. churf. Gnaden nicht auf der andern Seite bei den Verfolgern stehen, die unsers Herrn Christi Glieder mit Unrecht ermorden, und ist kein Zweifel, daß solche Wütherei ein gräulich Ende nehmen wird. Zum dritten, so ist ganz öffentlich und unläugbar, daß viel heilsame Lehr in unsern Kirchen durch Gottes Gnade geoffenbaret worden, dafür man Gott Dankbarkeit schuldig ist. So will er auch ihm damit gedienet haben, daß man seine Lehre ausbreite, ihn recht anrufe und falsche abgöttische Cultus abthue." Melanchthon tröstet den Churfürsten wegen der Verfolgungen, welche die Kirche Christi von den Gewaltigen der Erde erdulden muß, und erbittet ihm von Gott Trost und Kraft bei dem Kampf des Glaubens, den auch er wird durchfechten müssen. Die Konsekrirung des Sakraments in der Kirche, wenn es zu einem Kranken gebracht werden soll,

billigt er, erklärt sich aber entschieden gegen das Umtragen derselben in einer Prozession. „Denn so man Wasser aus dem Taufstein nähme und trüge es um zu einer Ehrerbietung, so wäre es unrecht und weit von der Taufe. Also sind in dieser Pompa viele Stücke wider die Institution; es ist ein neu Ding, durch die Mönche aufgebracht, und führet ihm der Papst eben diese Historia für, wie die Könige in Persien ihnen auf einem Pferde das heilige Feuer ließen vorführen, damit sie, die Könige, neben ihrem Abgott angebetet würden."

Justus Jonas preiset sich und die Gläubigen selig, daß sie die große Gnade Gottes, Christi unermeßliches Verdienst und den wahren Gottesdienst erkennen und zum Heile ihrer Seele annehmen. Er führt viele trostreiche Sprüche der heil. Schrift zur Ermuthigung und Standhaftigkeit des Fürsten an und zeigt, daß das reine lautere Evangelium der köstlichste Schatz eines Landes sei. „Derohalben, gnädigster Churfürst und Herr, fährt er fort, sind wir hoch von Herzen erfreut, daß Ew. churf. Gnaden in ihren Landen und Churfürstenthum die Lehre des Evangeliums angenommen und die Thür dem Herrn Christo aufgethan haben, wollen Gott den Herrn treulich helfen bitten, daß er seinen reichen Segen und Gnade dazu verleihen wolle. — Ew. churf. Gnaden aber stärke der Herr Christus an Leib und Seel, und komme über Land und Leute mit seiner reichen Gnade."

Urbanus Regius, den Joachim gern für die Universität Frankfurt gewonnen hätte, schreibt am 19 November von Celle aus, wie er von dem Sekretär des Churfürsten, Dr. Jakob Speckwagen, zu seiner großen Freude und mit inbrünstigem Danke gegen Gott erfahren habe, daß der Herr den Fürsten mit dem himmlischen Segen des Evangeliums so reichlich begabt und ihn mit dem Muthe gestärkt habe, Christum, den obersten Herrn und Ehrenkönig, freudig zu bekennen vor aller Welt und das Toben seiner Feinde nicht zu achten.

„Was können sie uns schaden, schreibt er, wie hoch und zornig sie sein mögen, wenn wir Gott auf unsrer Seite haben? Es ist ja unser Handel kein menschlicher Fürwitz. Wir haben von unserm Glauben auf Erden nur Verfolgung und Verachtung, Unsicherheit und Schaden, und das ist ein gewisses Zeichen, daß unsre Lehre rein und christlich ist.“ Er erklärt, daß er den ungelehrten Petrus von Anspach und den heillosen Baccalaureus Wicelius wohl zurechtweisen und auf einer Universität die heilige Schrift erklären möchte, daß er aber seinem gnädigen Herrn von Lüneburg zu Dienst verpflichtet sei. „Was ich weiter meines Standes halber, schließt er, mit Ew. churf. Gn. Gesandten im Vertrauen geredet, wird er wohl erzählen, denn Ew. churf. Gn. sind mir allezeit lieb gewesen, und wenn es der Wille Gottes wäre, einem solchen frommen, verständigen, christlichen Fürsten und Herrn zu dienen, wäre ich dazu nach meinem Vergnügen gar gern willig und bereit. Worin ich übrigens Ew. churf. Gnaden zu dienen tüglich und geschickt bin, will ich mich allezeit mehr als gehorsam und gutwillig finden lassen, und unsern treuen Gott ernstlich bitten, daß er Ew. churf. Gn. in diesem christlichen Vornehmen stärken und vor allen falschen Tücken und Praktiken der Widersacher samt der ganzen Markgrafschaft bewahren wolle.“

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Trotz der günstigen Erklärungen der Wittenberger Theologen fühlte sich doch der Propst Buchholtzer wegen der vielen, aus der katholischen Kirche beibehaltenen Gebräuche und Ceremonien in seinem Gewissen beängstigt und er erholte sich darüber bei Luthers Rath. Dieser löste seine Zweifel und

Bedenken in folgendem, unterm 5ten December abgefaßten Briefe: „Gnad und Fried durch Christum! Lieber Herr Propst, ich muß kurz sein mit Schreiben, um meines Hauptes Schwachheit halber. Unser Aller Bedenken auf die Kirchenordnung eures Churfürsten, des Markgrafen, meines gnädigsten Herrn, werdet ihr in den Briefen genugsam vernehmen; was aber betrifft, daß ihr euch beschwert, die Chorkappe oder Chorrock in der Procession, in der Bet- und Kreuzwoche und am Tage Marci zu tragen, und den Circuitum mit einem reinen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags, und auf das Osterfest mit dem salve festa dies! ohn Umtragen des Sakraments zu halten, darauf ist dies mein Rath. Wenn euch euer Herr, der Markgraf und Churfürst, will lassen das Evangelium Jesu Christi lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sakramente der Taufe und des Leibes und Blutes Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen und geben, und wollen fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothhelfer, Mittler noch Fürbitter seien, und das Sakrament in der Procession nicht umtragen, und lassen fallen die täglichen Messen, auch die Vigilien, und Seelmessen der Todten, und nicht lassen weihen Wasser, Salz und Kraut, und singen reine Responsorien und Gesänge, lateinisch und deutsch im Circuitu oder Processione: so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seide oder Leinwand, und hat euer Herr, der Churfürst, an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren dreie an, wie Aron, der Hohepriester, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papstthum Ornata genennet hat; haben auch Ihro Churfürstl. Gnaden nicht genug an einem Circuitu oder Processione, daß ihr umhergehet, klinget und singet, so gehet siebenmal mit herum, wie

Josua mit den Kindern von Israel um Jericho ging, machten ein Feldgeschrei und bliesen Posaunen; und hat euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihro Churfürstl. Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Zimbeln und Schellen, wie David vor der Lade das that, da die in die Stadt Jerusalem gebracht ward, bin damit sehr wohl zufrieden, denn solche Stücke, wenn nur abusus davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts, doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit und das Gewissen damit zu verbinden daraus gemacht werde, und könnte ich's mit dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollte ich Gott danken und so fröhlich sein, und wenn mir der Papst diese Stücke frei ließe gehen und predigen, und hieße mich (mit Urlaub) eine Bruch umhängen, ich wollt's ihm zu Gefallen tragen. Was aber antrifft die Elevation des Sakraments in der Messe, weil solche Ceremonie auch frei ist, und dem christlichen Glauben hieraus keine Gefahr entstehen kann, wo nicht anderer Zusatz geschieht, möget ihr's in Gottes Namen aufheben, wie lange man's haben will. Daß wir aber das Aufheben hie zu Wittenberg abgethan, haben wir Ursache genug gehabt, die vielleicht ihr zu Berlin nicht habt. Wir wollen's auch nicht wieder aufrichten, wo nicht andere sonderliche Noth fürfallen, daß wir's thun müssen; denn es ist ein frei Ding und menschlicher Andacht und Ordnung, und nicht Gottes Gebot, denn Gottes Gebot ist allein nöthig, das andere ist frei. Weitern Bericht werden euch die Gesandten eures Herrn wohl sagen. Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, seines Sohnes, des Amt ihr treibt, der wolle euch treulich durch seinen Geist beistehen und helfen, daß sein Name geheiligt werde, sein Reich zukomme und sein Wille geschehe, darum bitte ich täglich in meinem Pater noster, Amen."

Dr. Buchholtzer beruhigte sich mit dieser Erklärung und gab nun zu der neuen Kirchenordnung seine volle Beistimmung.

Sie erschien im Jahre 1540 im öffentlichen Druck, und überall im Lande wurde der Unterricht und Gottesdienst darnach geordnet, mit Ausnahme der Bisthümer und Klöster, in welchem der katholische Ritus noch beibehalten war. Der Churfürst schloß die Kirchenordnung mit den Worten: „Diese gegenwärtige unsere christliche Ordnung haben wir mit Bewilligung und Rath unsers Freundes, des Bischofs von Brandenburg, als unsers Ordinarii, und anderer gottesfürchtigen gelehrten Leute im Westen in Druck gegeben. Erstlich darum, daß es uns soll ein Confession und Gezeugniß sein des wahren Glaubens an Jesum Christum unsern einigen Heiland und Seligmacher, wie wir denn durch seine göttliche Gnade erkannt und erlangt haben, bitten auch seine göttliche Barmherzigkeit, wolle Uns und Unsre Unterthanen, auch Alle, so in seinem heiligen Namen getauft sind, in solcher heilsamen Erkenntniß seiner göttlichen Gnade zunehmen und wachsen lassen, auch bis zu unsrer letzten Stunde gnädiglich darin stärken und erhalten. Zum andern, dieweil wir als der Landesfürst, der seine Unterthanen wie ein Vater seine Kinder liebt, nicht allein ihr zeitliches Bestes an Leib und Gut, sondern vielmehr auch ihrer Seelen Seligkeit nach allem Vermögen zu fördern uns schuldig erkennen."

„So haben Wir auch diese Ordnung publiciren lassen, damit die reine christliche Lehre in Unsern Landen einmüthig gepredigt, die schädlichen Mißbräuche abgelegt und sonst bequeme äußerliche gute Ordnung und Ceremonien in Unserm Churfürstenthum und Landen gleichförmig möchten erhalten werden. Und wiewohl Wir längst herzlich begehret, daß durch ein gemein christlich General- oder National-Concilium, oder auch sonst durch die geistliche Obrigkeit, der es wohl gebührt hätte, in diesen hohen nothwichtigen Sachen nicht so lange gesäumet, sondern förderlich christliche gute Ordnung gemacht worden wäre, damit wir dieser Mühe, der wir uns auch zu

wenig erkennen, überhoben und nichts weiter, denn das christlich beschlossen wäre, zu handhaben thun dürften, wie wir denn des oft vertröstet und uns des gänzlich verhofft und versehen, und derwegen mit nicht geringer Beschwerung Wir selbst verzogen und unsre Unterthanen aufgehalten. So Wir aber letzlich befinden, daß es sich noch fast in die Länge strecken will, und niemand weiß, wer solches noch erleben möchte, haben Wir mit gutem Gewissen in der Sache nicht länger Aufschub machen, sondern Christo Jesu unserm einigen Herrn, dem König aller Könige, die Ehre geben und sein göttlich Wort bei den Unsern zu fördern nicht unterlassen mögen, wollen uns nichts destoweniger gegen unsre ordentliche Obrigkeit alles gebürlichen Gehorsams und Unterthänigkeit zu verhalten wissen."

„Wie denn auch unser Gemüth dahin gerichtet, daß all dasjenige, so dem klaren göttlichen Worte entgegen, in unsern Landen abgestellt sein soll. Als denn solches diese unsre christliche Ordnung mitbringt, in der die Hauptstücke, an denen gelegen, nicht übergangen, so ist auch unsre Meinung nicht, ohne sonderlich Ursach und Bedenken die alten christlichen Gebräuche und Ceremonien, so sie an sich rein, ohne Mißbrauch und dem Artikel der Justification nicht entgegen können gehalten werden, laut dieser Ordnung keineswegs fallen zu lassen, bis auf weitere christliche Vergleichung. Begehren demnach an unsre Unterthanen, geistliche und weltliche, weß Standes sie seien, gnädiglich, sie wollen diese unsre Ordnung also mit gutem Herzen aufnehmen, und sich derselben gemäß folgsam zeigen, und da Jemandem hierin etwas mangelt, soll er bei uns darauf gnädigen Bescheid bekommen. Und ist darauf unser ernstlicher Befehl, daß darüber niemand propria autoritate irgend etwas dieser Ordnung zuwider vorzunehmen sich unterstehe. Solches wird einem Jeden zum Besten gerichten, und sind's in Gnaden zu beschulden geneigt. Gegen die muthwilligen, ungehorsamen Frevler aber, die sich in dem Fall

widerfahlich machen wünden, werden wir uns auch der Gebür zu halten wissen."

Der Bischof Matthias von Jagow fügte dieser Kirchenordnung seine Bestätigung in wahrhaft apostolischer Weise hinzu. „Wir Matthias von Gottes Gnaden Bischof zu Brandenburg, schreibt er, bezeugen und bekennen hiermit, daß, nachdem wir nicht allein in der heiligen Taufe als ein Christ unserm Herrn Christo Jesu, dem höchsten und einigen Bischof unsrer Seelen gehuldigt und geschworen, bei seinem heiligen christlichen Glauben zu stehn, und Allem, was demselben entgegen, widersprochen und entsagt, sondern auch als wir zu diesem bischöflichen Amt, wiewohl unwürdig, verordnet, uns mit Ernst auferlegt ist, alle Irrthümer zu meiden, und sie weder zu lehren noch zu lehren gestatten, vielmehr das göttliche Wort auszubreiten und zu fördern, des zum Zeugniß und Erinnerung uns das Buch der heiligen Evangelien in die Hände gegeben und darnach auf unsre Schultern gelegt worden ist, als das Joch des Herrn, das wir tragen sollen, uns auch durch unsern Metropolitan befohlen worden: vade et praedica Evangelium Jesu Christi populo tibi commisso. Solches uns auch die heilige göttliche Schrift lehret, daß darin vornemlich unser Amt bestehet."

„So wir nun befinden, daß diese christliche Ordnung, so unser gnädigster Herr, der Churfürst zu Brandenburg, in Churf. Gnaden Landen publiciren, in der Lehre dem göttlichen Worte nicht entgegen, vielmehr gemäß ist, auch die angezeigten Mißbräuche billig und nothwendig nicht länger beizubehalten sind, die Kirchenordnung und Ceremonien nach abbemeldter Reformation dem göttlichen Worte und sonderlich dem Artikel der Justification nicht entgegen gebraucht werden: so soll dieselbe in Churf. Gnaden Obrigkeit bis auf fernere christliche Vereinigung in Uebung bleiben und festiglich gehalten werden. Demnach wir, wie der heilige Paulus sagt, nicht

wider die Wahrheit, sondern für dieselbe vermüglich und kräftig sein sollen, haben wir dieser christlichen Lehr und Ordnung mit gutem Gewissen nicht weiter zu widersprechen oder nach unserm bischöflichen Amt zu wehren wissen, sondern vielmehr uns schuldig erkannt, als den getreuen Haushalter und Austheiler der Geheimnisse Gottes, so uns befohlen, mit Fleiß zu fördern und fortzusetzen. Als wir denn hiermit gänzlich darin willigen und solche Ordnung annehmen, mit ganz väterlicher Vermahnung und Begier an alle Pfarrherrn und Kirchendiener, und sonst männiglich geistlichen und weltlichen Standes, unserer Seelsorge zugethan, die wollen diese heilsame göttliche Lehre und gute Ordnung nicht verachten, sondern ihr gehorsamlich Folge leisten. Solches ist ihnen allesammt dienstlich zu ihrer Seelen Heil und Seligkeit; auch wird es diesem Churfürstenthum, Landen und Leuten zu guter äußerlicher Zucht und Einigkeit gereichen."

„Gott unsers Herrn Jesu Christi, und durch Ihn unser Aller Vater, verleihe, daß sein göttlicher Name geehrt, sein Reich gemehret und sein göttlicher Wille vollbracht, was aber demselben entgegen, allenthalben abgestellt werde, auf daß wir Ihn sammt dem Sohn und heiligen Geiste, den Einigen ewigen, wahren Gott im rechtschaffenen wahren, christlichen Glauben und Früchten der guten Werke, in aller Welt, hie zeitlich und dort ewiglich leben, ehren und preisen; denn sein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen."

Wie sehr dem Churfürsten die Sache am Herzen lag und mit welcher Sorgfalt er alles selbst geprüft, sieht man aus einzelnen Abschnitten der Kirchenordnung, die im Königlichen Staats-Archiv noch in der Handschrift vorhanden und mit Joachims eigenhändigen Zusätzen und Ergänzungen, die nachher wörtlich in die gedruckte Kirchenordnung übergegangen, versehen sind; wie z. B. der Abschnitt von der heiligen hoch-

würdigen Sakramenten u. s. w. Etliche Bemerkungen des gottesfürchtigen Herrn, die den Verfassern der Kirchenordnung zur Beachtung gegeben wurden, mögen hier Platz finden. Ueber das Chrisam äußert sich der Churfürst: „Neben der Taufe sollte meines Achtens ungefehrlich auf diese Meinung des Chresems zu gedenken sein. Nachdem der Chresem auch eine althergebrachte Ceremonie ist, einer sonderlichen guten Bedeutung, als nemlich wie im alten Testament auf Gottes Befehl allein die Könige und Priester gesalbt sind, wir Christen aber von Christo Jesu unserm Herrn durch den heiligen Geist zu einem königlichen Priesterthum geistlich gesalbt worden, und also von Christo Christen, das ist Gesalbte, heißen. Das anzuzeigen haben auch die Väter in der Taufe diese äußerliche Ceremonie gebraucht und die Christen mit dem Chresem gesalbt zur Bedeutung, daß sie durch den heiligen Geist als geistliche Könige und Priester gesalbt sind, wie denn das etliche Osterkollekten ausweisen. So denn solche Ceremonie dergestalt nicht schädlich, oder dem Glauben abbrüchlich, sondern eine gute Erinnerung ist, wollen wir sie bleiben lassen. Darneben aber soll gleichwohl das Volk genugsam unterrichtet werden, daß allein der heilige Geist in der Taufe uns salbt und zu Christen macht und nicht der Chresem, der solches nur eine Bedeutung ist, daß auch diejenigen, so mit dem Chresem nicht gesalbt, nichts destominder vollkommene Christen, und ihnen das gar nicht schädlich sei. Darum auch unnöthig, die Kinder, so in der Eile und Noth von Weibern oder sonst getauft, dieselben hernach zu chresen, denn so würde es als nothwendig angesehen."

Von der Nothtaufe bemerkt der Churfürst: „So Kinder in der Noth getauft durch Frauen oder Andere, so solches wißlich, sollen beileibe nicht anders getauft werden. Solches ordnet auch das Concilium provinciale Magdeb., und ist ungefähr seit anderthalbhundert Jahren also gehalten worden;

denn diese Condition, si non est baptizatus, entschuldiget nicht, sondern ist mehr ein Spott, da man's weiß. Aber der Proceß in derselbigen Sache in der Leipziger Agende ausgedrückt gefällt mir sonderlich wohl. Darum Ich dieselbige, wie Ich sie erst gestern bekommen, Meinen Herrn hiermit zuschicke, denselben Artikel darin zu vernehmen und zu bedenken, und ob sonst etwas mehr darinnen sei, das Meinen Herrn gefällig. Desgleichen hat Doctor Pommer von solchen Nothsachen, so sich der Tauf halben bei schwangern Frauen zutragen, viel guten Unterricht in einem Buch geschrieben, wiewohl ich dasselbe nicht ganz habe durchlesen, des Titels: Von mancherlei Christlichenn sachenn, Trostliche leren. Sonderlich von beiden Sacramenten, nemlich der Tauffe, vnnd des leibs und bluts Jesu Christi wider die irrigen seiten, gezogen aus der Lubecker, Hamborger vnd Braunschwiger ordnung Durch Johannem Bugehagen Pommeranus. Wittenbergk M. D. X X X. I."

Von der Beichte sagt er: „Weil mein Bruder mir angezeigt, daß derselbige Artikel wohl gestellt und sonderlich was die verbundene Erzählung der Sünden belanget, so wollt meines Achtens nicht unbequem sein, darneben anzuhangen um der rohen Leute willen, daß die Prediger das Volk gleichwohl fleißig vermahnen sollen, ihre Gebrechen und Mängel der Gewissen nicht zu verhalten, damit ihnen desto besser zu rathen und sie sich selber in dem nicht versäumen." Die nun in allen Theilen vollendete Kirchenordnung wurde den Prälaten und geheimen Räthen, und dann den sämmtlichen Landständen übergeben und in allen Stücken gebilligt und angenommen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Diese neue Kirchenordnung fand überall eine gute Aufnahme und der Gottesdienst wurde in allen Städten der Mark Brandenburg darnach eingerichtet. Wiewohl der Churfürst eine große Anzahl von Exemplaren hatte abdrucken lassen, so war doch schon im folgenden Jahre, 1541 eine neue und 1542 eine dritte Auflage nothwendig geworden, um so mehr, da der Markgraf Johann sie auch in den Neumärkschen Kirchen einzuführen sich geneigt gezeigt hatte. Indeß waren doch etliche strenglutherische Geistliche mit den beibehaltenen Ceremonien und Gebräuchen der katholischen Kirche unzufrieden. Dr. Cordatus, Pfarrer zu Stendal, reisete selbst nach Wittenberg, um Luthers Urtheil über die Kirchenordnung zu hören. Dieser erklärte ihm, es sei nichts Verdammliches, mit der reinen evangelischen Lehre Streitendes darin. Als ihm Cordatus sein Bedenken wegen der Procession äußerte, sagte ihm Luther: „läßt dir dein gnädiger Landesherr das Wort Gottes rein und ungetrübt, so gehe um die Kirche zweimal und dreimal.“ Der Berichterstatter, Christoph Schultze, setzt hinzu: „denn es war große Freude zu Wittenberg, daß der Churfürst die evangelische Lehre angenommen. Es hat auch Luther allen Predigern, die in die Mark gesandt wurden, gerathen, die Märkische Kirchenordnung unbedenklich anzunehmen.“

Philipp Melanchthon schrieb noch unterm vierten September 1540 besonders an Dr. Cordatus: „Glück und Heil! Gott, ein Vater unsers Herrn Jesu Christi, des Gekreuzigten, und ein Schöpfer aller Dinge, regiere und erhalte die Kirche, die mit dem Blute seines Sohnes erlöset ist und leite der Fürsten Herzen zum allgemeinen Heil. Welch einen

reichen Troſt würden die Chriſten gehabt haben, wenn vor dreißig Jahren die Kirche einen ſolchen Unterricht gehabt hätte, wie die Märkiſche Ordnung in den vornemſten Artikeln aufgeſtellt. Dafür ſollen wir Gott danken. Was die Ceremonien oder Menſchenſatzungen betrifft, ſo hoffe ich, daß der Churfürſt über unnütze Gebräuche nicht ſo ſtrenge halten werde. Ich bin im Begriff, an einen angeſehenen Mann zu ſchreiben, der den Fürſten vermahnen ſoll, die verfallenen Menſchenſatzungen nicht wiederum aufzurichten. O wie iſt es doch eine ſo edle, theure Sache um einen frommen, gottesfürchtigen Fürſten, aller Ehre, Liebe, Treue und rechten Lobes würdig! Darum ſollen wir für unſre Fürſten Gott bitten. Hiermit wünſche ich euch alles Gutes."

Eben ſo hatte ſich Gregorius Krell, Pfarrer zu Tangermünde, der aus Soldin in der Neumark gebürtig war und davon, nach der Sitte ſeiner Zeit, den Namen Soldinus, oder gewöhnlich Solinus erhalten, wegen der katholiſchen Gebräuche in ſeinem Gewiſſen beunruhigt gefunden. Er wandte ſich mit der Bitte um chriſtlichen Beſcheid an die Wittenberger Reformatoren und erhielt von Luther unterm 13 September die Antwort, er könne eine zeitlang die Kranken ſalben und die Erwachſenen firmeln, da der Churfürſt kein Sakrament daraus mache und ein freies Gewiſſen es nur als eine Ceremonie gebrauchen könne. „Ich denke, ſchreibt er, alle dieſe Zuſätze werden nicht lange bleiben, ſonderlich die übermäßige Länge der Meſſe und anderer gottesdienſtlicher Handlungen. Man wird anfangen, es gering zu achten und eins nach dem andern eingehn laſſen. Der gemeine Mann wird's bald überdrüſſig werden und fallen laſſen. Uebrigens muß man in freien und unwichtigen Dingen das Heil ſeiner Seele bedenken." Melanchthon ertheilte ihm unterm 10 Oktober denſelben Rath und fügt hinzu: „ich höre, daß eure Viſitatoren hinſichts der Ceremonien und Menſchenſatzungen Milde-

rung eintreten lassen; darum sollt ihr von eurer Kirche nicht weichen. Ich hoffe, der Fürst wird denen nicht entgegen sein, die mit gutem Grunde und fein bescheiden etliche unnütze Gebräuche, die noch in der Kirchenordnung stehen, aufheben, und er werde, was er bereits hat fallen lassen, nicht wieder aufrichten. Ich habe auch an etliche angesehene Männer geschrieben und hoffe euch darüber ein andermal umständlicher zu schreiben; jetzt kann ich's nicht wegen Schwäche und Schmerzen der Augen."

Auch Bugenhagen suchte den besorglichen Freund zu beruhigen und erließ an ihn folgendes Sendschreiben: „Was eure Kirchenordnung belanget, davon ihr mir mit unserm lieben Herrn und Bruder Cordatus geschrieben habt, ist das meine Antwort: Ich bin sehr hoch erfreut und habe Gott gedankt durch Christum, da ich in der ersten und andern Vorrede gelesen habe des Durchl. Markgrafen, des Churfürsten, meines gnädigsten Herrn reines und lauteres Bekenntniß der reinen und lautern Lehre Christi, und wie man das Sakrament recht nach Christi Einsetzung gebrauchen solle, so daß es die Bischöfe im Papstthum frei und offen anklagt. Was verlangt man mehr von ihm? Es dünket manchem, er thue in etlichen Dingen zu viel, und sei nicht alles gleich nöthig. Des Papstes Chrisam ist allbereit zum Mißbrauch und Lästerung des heiligen Geistes gerathen, dies wird auch wohl zu seiner Zeit bei Euch abkommen, weil's der Fürst mit der heilsamen Lehre so recht gut meint, dem Herrn Christo sei Dank! Darum möget ihr solches entweder anderer Leute halber vorläufig beibehalten, oder aufs wenigste dulden und vertragen, daß keine Trennung oder Zweiung unter euch eintrete und alles fein ordentlich zugehe, und wenn alles bei euch richtig worden, allein das Gute behalten werde. Aber das allein möchte den Unsern und denen, die etwa noch heimliche Papisten sind, ein Aergerniß geben, daß laut dieser Ordnung das Sakrament

den Kranken in der Stadt ohne das Wort gereicht und unterdeß auf der Gasse mit einer Glocke soll geklingelt werden. Auf den Dörfern aber läßt man das Sakrament den Kranken mit dem Wort verreichen, welches besser ist, und widerfährt auf diese Weise Allen, die bei uns in Häusern krank liegen; es ist auch der Einsetzung des Herrn Christi gemäß. Jedoch hievon sollte man lieber dem Durchl. Herrn Markgrafen, dem Churfürsten, als euch oder irgend einem andern schreiben, daß man nicht gedenken dürfte, wir wollten dieses so hohen, theuren und christlichen Fürsten Fürhaben muthwillig verhindern. Ich weiß auch, daß dem Churfürsten auf sein Begehren allbereits der ehrwürdige unser lieber Vater D. M. Luther sowohl, als Andern hievon eine Antwort zugeschrieben hat. Wir bitten allhier, daß Gott bekräftigen wolle, was er dort in dem gnädigsten Fürsten und in den Kirchen der Mark gewirket hat; desgleichen bittet wieder für uns. Ihr könnt auch wohl von diesen Dingen mit D. Jacob Stratner reden (von welchem ich viel Gutes sagen höre), wenn er mit euch bei der Visitation reden wird. Der Herr Christus sei mit euch! Grüßet den Herrn Hieronymus Stauden, Castnern (Kämmerer) ganz höflich von meinetwegen, auch die Brüder, eure Gehülfen. Es grüßet euch mein Weib und Kind zu Wittenberg."

Andere auswärtige Theologen, deren Gutachten der Churfürst eingeholt hatte, wie Veit Dietrich zu Nürnberg, waren mit Luther der Meinung, daß sich hinsichts der Lehre nichts erinnern lasse, diese sei dem reinen und lauteren Evangelium gemäß, daß man aber hinsichts der Gebräuche manches abgestellt wünsche.

Ungeachtet dieser freundlichen Erinnerungen und Urtheile konnten es doch mehre evangelische Geistliche nicht über sich gewinnen, die ihnen verhaßten und abergläubisch scheinenden Gebräuche der papistischen Kirche zu beobachten. Sie gaben

lieber ihre Stellen auf und wanderten aus dem Lande, als daß sie, ihrer Meinung nach, den alten Sauerteig des Papstthums in der Kirche des Herrn gehegt und gepflegt hätten. Dies war in Gardelegen mit zwei Predigern der Fall. M. Andreas Saxo und Johann Bodendorf suchten bei den Visitatoren die Erlaubniß nach, das Salben mit dem Chrisam, die Elevation, das Tragen des heil. Sakraments zu den Kranken und die Meßgewänder aufgeben zu dürfen, und als ihnen das nicht gestattet wurde, legten sie ihre Aemter nieder und zogen nach Sachsen.

Was den Gemeinden eine besondere Freude erweckte, das waren außer der Predigt die schönen deutschen Lieder, welche nach erhebenden Sangweisen von der christlichen Versammlung gesungen wurden. Der ernste feierliche Choral, der sich unter Leitung der Orgel langsam und würdig durch die weiten Räume der Kirche bewegte, war eine ganz neue Erscheinung, und Cochläus mag wohl recht haben, daß die geistlichen Lieder und Chorale der Reformation mehr Anhänger verschafft haben, als Predigt und Katechismus. Der Churfürst ließ ein kleines Büchlein mit Luthers und anderer Geistlichen Lieder drucken, worin sich unter anderen alten Kricheugesängen auch folgende befanden: Wir glauben All' an einen Gott — Gott der Vater wohn' uns bei — Dies sind die heil'gen zehn Gebot — Nun freut euch lieben Christen-Gemein — Gelobet seist du Jesu Christ — Vom Himmel hoch da komm ich her — Christ lag in Todesbanden — Christ ist erstanden — Komm heiliger Geist — Nun bitten wir den heil'gen Geist Ach Gott vom Himmel sieh darein — Es spricht der Unweisen Mund — Eine feste Burg ist unser Gott — Verleih uns Frieden gnädiglich — Christ unser Herr zum Jordan kam — Gott sei gelobet und gebenedeyet — Jesus Christus unser Heiland — Herr Gott, dich loben wir. Der Churfürst hatte selbst eine Vorrede dazu geschrieben. Es ist recht sehr zu be-

klagen, daß sich von diesem ersten evangelischen Gesangbuch in der Mark kein einziges Exemplar erhalten hat.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Des Churfürsten angelegentlichste Sorge war nun, eine allgemeine Kirchen-Visitation in der ganzen Churmark anzuwenden, die neue Kirchenverfassung in Gang zu bringen und überall evangelische Prediger anzustellen. Es wurden dazu ernannt der Bischof Matthias von Jagow, der Generalsuperintendent Jacob Strattner, der Kanzler Johann Weinleben und einige Deputirte der Landstände. Sie erhielten zu ihrem Geschäft eine eigene Instruction, in welcher ihnen aufgegeben war, im ganzen Lande den Zustand der Kirchen, Schulen, Klöster, Hospitäler und anderer kirchlichen Institute und Gesellschaften zu untersuchen, die Gemeinden und Geistlichen zur willigen Annahme der neuen Kirchenordnung in allen ihren Theilen zu vermögen, für die Anstellung geschickter evangelischer Prediger zu sorgen, aus allen Klöstern, Kirchen und Schulen den alten papistischen Sauerteig auszufegen und für den Unterricht der Jugend in der reinen Lehre des Evangeliums Sorge zu tragen, überall ein Verzeichniß von dem Vermögen, liegenden Gründen, Geräthen, Kleinodien und heiligen Gefäßen der Kirchen und geistlichen Stiftungen aufzunehmen und die Dokumente darüber zu sammeln, das widerrechtlich Entzogene, Veruntreute oder Vorenthaltene den Kirchen und Pfarren wieder zu verschaffen, die Armen, Hospitaliten, Kirchenbediente, Glöckner und dergl. bei ihrem Einkommen und Vermächtnissen zu schützen und überall die Bedrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der Churfürst hatte ihnen zu allen diesen Verrichtungen gehörige Vollmacht gege-

ben, so daß sie auch den weltlichen Arm zu Hülfe rufen durften. Die Amtleute und Voigte waren angewiesen, die Visitatoren mit ihrer Macht zu unterstützen. In wichtigen Fällen sollte an den Churfürst sofort berichtet werden.

Im geheimen Staatsarchiv findet sich ein vom Landesherrn durchgesehener Entwurf: „Ursach, warum der Churfürst zu Brandenburg Visitation vorgenommen." Darin heißt es: 1) Es ist nicht genug, daß eine christliche Kirchenordnung eingeführt ist, sondern es ist auch nothwendig, daß an allen Orten nachgesehen werde, ob dieselbe auch befolgt, Gottes Wort rein und lauter gelehrt, die Jugend im Katechismus gehörig unterrichtet, die heiligen Sakramente der Einsetzung gemäß gereicht, für die Armen gesorgt werde und dergleichen; 2) ist Sr. churf. Gnaden glaubhaft vorgekommen, daß in diesen sorglichen Zeitläuften den Kirchen Kleinodien, Baarschaft und andere Güter entzogen werden, daß sich Kirchendiener der Güter bemächtigen und sich damit ihres Gefallens von dannen begeben. Eben so soll es auch 3) mit den Mönchen in den Klöstern gehen. Wenn sie sich ihren Säckel gefüllt haben, begeben sie sich in andere Länder, berauben die Klöster nicht allein der Kleinodien und Barschaft*), sondern verkaufen auch die Dokumente, Briefe und Zinsanweisungen um den halben Preis. 4) Verwüsten die Klöster, die Wälder, Teiche, Vorwerke (Forberg) und Schäfereien, machen daraus eitel baar Geld und nehmen es mit auf ihre Reisen. 5) Es sollen auch die Patronen die Stiftungen für die Privatmessen, Pächte, Zinsen, Vermächtnisse, ja sogar Kirchengeräthe an sich ziehn. Dasselbe thut auch die Ritterschaft**), die sich sogar der Kirchen- und Pfarrhufen bemächtigt. 6) Es

*) Der Churfürst hat dies Wort durchstrichen und dafür, gewiß scherzweise, an den Rand geschrieben: „Bapstschafft."

**) Der Churfürst hat dies Wort durchstrichen und dafür geschrieben: „welche vom adel."

muß männiglich bewußt sein, daß die Gottgeweiheten Dinge nicht wieder zum Profangebrauch gewandt und gezogen werden dürfen. Eben so haben die Nachkommen der Stifter kein Recht auf die Stiftungen und dürfen sie nicht an sich reißen, sondern alles, was der Kirche, den Geistlichen und Armen gehört, muß ihnen bleiben zum nöthigen Unterhalt. Sollten Klöster eingezogen werden, so muß darüber anderweitig zum Besten der Geistlichkeit verfügt werden. Dies Recht gebührt dem Landesfürsten als obersten Advokaten aller geistlichen Güter, der darüber wachen muß, daß den Geistlichen durchaus nichts entzogen noch entwendet werde. *)

„Darum haben Se. churf. Gnaden die Visitation angeordnet, daß keine Fundation Kleinodien, bar Geld, Aecker, Wiesen und dergl. dem geistlichen Leben entwandt, sondern alles inventirt und zu größerer Sicherheit deponirt werde, doch dergestalt, daß allen Geistlichen und Patronen von den Visitatoren eine Quittung oder Revers darüber ertheilt werde. Die Visitatoren haben dem Churfürsten bereits angezeigt, wie viele Kleinodien, Barschaften, liegende Gründe, Pfarrhufen und Stiftungen untergeschlagen worden sind, nicht allein von Geistlichen, sondern auch von Fundatoren, vom Adel und von den Städten, also daß man in den Kirchen weder Kelch noch Monstranz mehr findet. So soll denn nun alles abgegeben und aufbewahrt werden und die Räthe sollen späterhin bestimmen, wo es gebraucht und hingewendet werden soll. Churfürstliche Gnaden werden dies Verfahren vor Gott und Röm. Kaiserl. Majestät zu verantworten wissen."

Leider fanden die Visitatoren eine heillose Verwirrung im Kirchenwesen und einen beklagenswerthen Verfall sittlicher Ordnung, besonders auf dem Lande. Sehr viele Pfarren stan-

*) „wie denn layder inn vyell vmbligenndenn lannden beschehen." Zusatz des Churfürsten.

den verlassen und die Kirchen verödet. Die Geistlichen hatten entweder ihr Amt aufgegeben oder waren von den Patronen und Bauern vertrieben worden. Diese hatten sich dann die Pfarr- und Kirchenhufen zugeeignet, keinen Zehend abgeliefert und keine Gebühren gezahlt. Die Edelleute hatten sich der Kirchengeräthe bemächtigt und die auf Grundstücken haftenden Legate wurden nicht erfüllt. Man sieht, daß nicht überall Liebe zum Evangelium und Eifer für die Wahrheit, sondern auch eigennützige und habsüchtige Gesinnung die Reformation angenommen und gefördert hat. Bei Gründung von Altären und frommen Stiftungen in den Städten hatten die Stifter sehr häufig eine namhafte Summe in die städtische Kämmereikasse oder in die landesherrliche Kammer baar gezahlt und erhielten dafür eine Anweisung auf eine jährliche Rente aus dem fürstlichen Zoll oder aus einer städtischen Kasse. Nun waren die Altäre abgebrochen und die Altaristen weggeschafft worden. Die eingezahlte Summe ward der Familie der Stifter nicht zurückgegeben und die Rente auch nicht mehr gezahlt. So war es auch mit Lieferungen und Leistungen an Klöster.

Wie die Patrone aus der ersten Verwirrung, welche aus der neuen Ordnung der Dinge hervorging, die möglichsten Vortheile zu ziehen suchten, sieht man aus dem Verfahren der Herren von Burgsdorf, welche die Pfarrstellen ganz unbesetzt ließen, oder unwissende Mönche für geringen Lohn annahmen. Der Churfürst schrieb deshalb an dieselben: „Lieben Getreuen, Uns gelangt an, daß ihr schon etliche Jahre lang keinen eigenen Pfarrer zu Rathstock gehabt, daß auch du, Valentin Burgsdorf, dich in der letztgehaltenen Visitation zu Frankfurt geweigert hast, unsre Kirchenordnung anzunehmen, und meinest die Pfarre mit einem Mönche zu bestellen, der unsrer Ordnung zuwider ist. Solches haben wir uns zu dir nicht versehen, denn wir wissen, daß wir zur Stellung gemei-

deter Kirchenordnung selbst viel Fleiß gehabt, auch (gelehrte und fromme) Leute dazu gebraucht, so daß wir nichts Unchristliches darein gesetzt, wie uns das viele fromme, gottesfürchtige und gelehrte Leute bezeugen, wie wir denn auch wollen, daß unsre Unterthanen nicht anders denn christlich sollen gelehrt und geführt werden. Ob du für dich ein anderes glauben oder halten wolltest, so sollst du doch solches nicht in der Gemeinde den armen, einfältigen Bauersleuten also mit deinem Exempel einbilden und öffentlich predigen lassen. Wann wir denn geordnet, daß es in der Religion in unsern Landen an einem Orte und Dorfe wie im andern soll gehalten und gepredigt werden, können wir nicht leiden, daß ihr zu Rathstock solltet ein besonders für euch machen, sondern befehlen euch und wollen, daß ihr eure Pfarre mit einem Pfarrer besetzen sollt, der sich zum Predigen und Sakramentreichen unsrer Kirchenordnung allenthalben gemäß verhalte. Würdet ihr das nicht thun, so wollen wir Einen dahin setzen. Darnach wollet euch endlich richten, und damit wir wissen, wes Gehorsams wir uns in dem zu euch zu versehen haben, begehren wir eure forderliche schriftliche Antwort und sind euch sonst in Gnaden geneigt."

Die Geistlichen waren oft unglaublich unwissend, zum Theil Handwerksleute, die auf ihrer Wanderung Luthern gehört hatten und etwas lesen, kaum schreiben konnten. Wer einmal in Wittenberg gewesen war, glaubte ein lutherischer Prediger werden zu können. Von den Gemeinden wurden sie armselig bezahlt und schlecht gehalten. In einem Dorfe bei Stendal antwortete ein Pfarrer dem prüfenden Visitator auf die Frage: von wem Christus geboren sei? von Pontius Pilatus. Und der Mann war bereits achtzehn Jahre im Amte. Ein Anderer meinte das Evangelium komme von den Propheten, und ein Dritter, über den sich die Gemeinde beklagte, daß er gar nicht predige, erklärte, er könne nicht pre-

digen, sondern nur Messe lesen. Mit dem sittlichen Wandel der ehemals katholischen Geistlichen sah es nicht besser aus. Daher die große Verachtung derselben beim Volk. Daß es unter solchen Umständen mit dem Unterricht der Jugend gar traurig ausgesehen haben müsse, läßt sich leicht denken. Die Reformation war nothwendig, wenn nicht alles in Barbarei und Unwissenheit versinken sollte.

Der Visitationsabschied für Berlin und Cöln erschien am 15ten August 1540. Darin wird die Reformation des Gottesdienstes bei der Nikolai- und Marienkirche, die Anstellung des Propstes, der Kapläne und Kirchenbeamte, deren Besoldung und Geschäfte, die Abzweigung der Petrikirche zu Cöln von der Propstei zu Berlin, die Einrichtung des Schulwesens und dergl. angeordnet und festgestellt. Jede Kirche erhält zwei Kapläne, die unter dem Propst stehen und sich bei ihren Geschäften gegenseitig unterstützen. Im Predigen, bei den Kirchen-Ceremonien und bei der Sakramentreichung müssen sie sich genau nach der neuen Kirchenordnung richten, und nichts Neues oder Widerwärtiges einführen, predigen oder gebrauchen. Die Gesänge in beiden Kapellen zu St. Nikolaus und unser lieben Frauenkirche sollen ganz und gar aufhören, und diejenigen, welche die Horas singen, ohne hiezu angesetzte Priester zu sein, verurlaubt werden. Doch müssen sie, wenn sie ihr bisheriges Einkommen fortbeziehen wollen, täglich in die Nicolaikirche kommen und dort zur gewöhnlichen Zeit die horas canonicas de tempore singen helfen. Bei den Processionen, Gesängen und Ceremonien bei den Begräbnissen, Einläutung der Bräute, der Sechswöchnerinnen und dergl., sollen die Kapläne, Priester und Schüler sich genau nach der Kirchenordnung richten, dann aber auch ihre gebürliche Ausrichtung und übliche Accidenz erhalten.

Alle Vierteljahr soll in beiden Kirchen etliche Tage lang zur gelegenen Stunde dem gemeinen Manne und jungen Volke

der Katechismus gepredigt und wohl gedeutet, und vorher die Gemeinde ermahnt werden, ihre Kinder und Dienstleute dazu in die Kirche zu schicken. Damit dies alles in guten ordentlichen Schwang gebracht und erhalten werde, so soll der jedesmalige Propst zu Berlin über alles in Kirchen und Schulen strenge Aufsicht führen, an hohen Festen und Feiertagen, auch in der Woche nach Gelegenheit der Zeit selbst predigen, die Vesper, die horas de tempore und Messe helfen singen, das Sakrament reichen und sich überall wirksam und thätig beweisen. Da gegen göttliche und menschliche Rechte und gegen den langüblichen Gebrauch der jährliche Opferpfennig auf eine unverantwortliche Weise lange Zeit zu zahlen unterlassen ist, so soll künftig der Rath solch Opfergeld vierteljährlich durch die Stadtdiener einfordern lassen, und zwar in der Weise, daß jede Person, so zum Sakrament gehet, jedesmal einen Pfennig zahlen muß.

Hierauf wird das Einkommen des Propstes, der Kapläne, des Küsters und Organisten festgesetzt. Vorzugsweise soll der Propst Buchholtzer für seine Lebenszeit jährlich 150 Gulden und vier Winspel Roggen erhalten. Für die Schulen erfolgten sehr heilsame Verordnungen. Berlin sollte eine große Stadtschule mit einem Schulmeister, Cantor, Baccalaurien und einem anderen gelehrten Gesellen erhalten, alle Winkelschulen aufgehoben werden. „Es mag auch der Schulmeister täglich wie vor Alters die Probende von unsrer gnädigsten Frauen Tische lassen holen. Es soll auch der Schulmeister samt seinen Gesellen der Schule und Jugend mit Fleiß vorstehen, zum Studiren und Zucht halten, ihnen fleißig vorlesen, sonderlich, daß jeder Knabe den Catechismum und die elementa pietatis wohl lerne.“ Auch wird festgestellt, wie weit der Schulmeister und seine Gesellen mit der Schuljugend der Kirche beim Gesang im Hochamt, bei der Vesper und der Complet, den Responsorien und dergl., an Sonn- und Fest-

tagen und beim Wochengottesdienst, beistehen und Hülfe leisten soll. „Der Cantor soll auch den Schülern befehlen, vor den Thüren anderes nichts denn Lateinisch zu singen, damit die Schüler vor Andren möchten gekannt werden. Desgleichen soll der Cantor den Schülern stets in musica lesen und anrichten, daß sie darin sich üben und bisweilen in der Kirche etliche Stimmen zusammensingen möchten."

Die Petrikirche zu Cöln, die von der Propstei in Berlin ganz abgezweigt und zu einer selbstständigen Parochialkirche erhoben wurde, erhielt eine ähnliche Einrichtung. Der erste evangelische Pfarrer an derselben war Johann Baderesch, der Geburt nach ein Pommer, der seine Anstellung bereits im Jahre 1540 erhielt. Die Kirche, vielleicht die älteste in Berlin, die 1319 unter den Propst zu St. Nikolaus gestellt wurde, war sehr reich. Die Visitatoren benutzten ihr Vermögen besonders zur guten Einrichtung des Schulwesens.

In Frankfurt begrüßte man die Visitatoren mit großer Freude; die Stadt bewirthete sie auf eigene Kosten gar stattlich und verehrte dem Kanzler Weinleben einen silbernen Becher. Auch die Landstände hatten zwei Abgeordnete zu der Visitation geschickt, Hans Wolff vom Steinhöfel und Franz Schapelow von Tuchehand. Der Pfarrer Ludecus erhielt zwei Kapläne und einen Oberküster für die Liebfrauenkirche und einen Kaplan und Küster für die Nikolaikirche. In der Franziskanerkirche wurde der öffentliche Gottesdienst untersagt. Die Stadtschule sollte außer einem geschickten Schulmeister und Cantor zwei Baccalaurien erhalten. Für die Bedürfnisse der Kirchen und Schulen soll ein Gemeinkasten angelegt werden, in welchen alle Einnahmen von Kirchengütern, frommen Stiftungen und Stipendien fließen. Wenn dies für die Bedürfnisse nicht hinreicht, so muß die Stadt das Fehlende beschaffen und der Rath die zweitausend Thaler, die sich von eingezogenen Kirchengütern und

Altarstiften nicht nachweisen lassen, ergänzen. Die Hospitäler sollen das Ihrige, die armen preßhaften Leute den nöthigen Unterhalt und die Kranken die gehörige Pflege erhalten. Die Universität bedarf einer wesentlichen Verbesserung und tüchtiger Lehrer, besonders für den theologischen Lehrstuhl. Die Visitatoren wollen dazu dem Churfürsten angemessene Vorschläge machen. Damit der jedesmalige Pfarrer zugleich Lehrer bei der Universität werden könne, soll der Rath denselben im Einverständniß mit der Universität wählen und dem Landesherrn zur Bestätigung vorstellen.

Mit dem Lebusischen Bischof ging der Churfürst sehr behutsam und nachsichtsvoll um, wie widerspenstig und feindselig sich auch derselbe gegen die neue Kirchenordnung zeigte. Er verlor dadurch die Ordination der Prediger und die geistliche Gerichtsbarkeit. Die erstere wurde auch in der Lebusischen Diöcese dem Bischof von Brandenburg, die letztere dem Consistorium in Berlin aufgetragen. Indeß versprach der Churfürst den Bischöfen zu Lebus und Havelberg, daß ihnen, dem alten Gebrauche gemäß, die Ordination der Geistlichen vorbehalten bleiben solle, wenn sie die neue Kirchenordnung annehmen würden, obgleich die Ordination von jedem anderen schon ordinirten Geistlichen vollgültig geschehen könne. Wenn sie jene Bedingung eingehen wollten, so sollte ihnen auch die Rechtspflege in Ansehung der Geistlichkeit, der Ehesachen und anderer dahin gehörigen Angelegenheiten gelassen, sie sollten bei ihren Gütern und Gerechtigkeiten geschützt werden, und an den Einkünften, die ihnen früher aus den Städten und Dörfern ihres Sprengels entrichtet worden sind, keinen Abbruch erleiden. Da sie aber dies wohlwollende Anerbieten beharrlich zurückwiesen, so erlitten sie an ihrer Wirksamkeit und an ihrem Einkommen einen großen Verlust. Dasselbe Schicksal traf die Domherren und Vikarien, welche die geistlichen Lehen,

deren jeder von ihnen mehrere bei den Altären verschiedener Pfarrkirchen in der Diöcese besaß, verloren.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

In der Altstadt Brandenburg fanden die Visitatoren die Reformation durch die Bemühungen des Pfarrers Thomas Baitz in gutem Gange. Von der Neustadt aber schreiben sie, daß der Rath einen Pfarrer von rechter Lehre, gutem Verstande und festem Gedächtniß begehre und die Stadt, als die Hauptstadt des Landes, von den anderen umliegenden Städten und Nachbaren nicht beschimpft werden wolle; wenn nun gleich ein so ausgezeichneter Mann schwer zu beschaffen sei, so hätten sie doch dem Rath einen tüchtigen Prediger in Vorschlag gebracht, aber die Antwort erhalten, man wolle ihn zuvor sehen und hören, und wenn man vorgenannte drei Stücke bei ihm fände, sich näher erklären. Mittlerweile aber sollte nichts unterlassen werden, die neue Ordnung einzuleiten, die Kirchengüter unverletzt zu erhalten und das Seelenheil der Gemeinde zu fördern. „Außer dem Pfarrer und den Predigern an den Kirchen und Hospitälern bedürfen wir noch eines vierten, welcher täglich in allen Häusern zu den Kranken gehe, betrübte Herzen und Gewissen, auch die vom Teufel auf mannigfache Weise Geplagten (und daß dergleichen Leute vorhanden, werden unsre Prediger wohl inne) tröste, aber auch vor keinem Staub, Unflat und Teufelsgräuel Scheuche trage. Dem wäre auch ein nicht geringes Stipendium zu verordnen."

Dann dringen die Visitatoren darauf, daß ein Theil des Kirchenguts angewendet werde, um die alten schwachen Prediger, denen die Kraft und das Gedächtniß ausgegangen ist, vor Noth und Elend zu schützen, damit die Stadt nicht un-

dankbar gegen die Diener des Herrn erscheine. Der Schulmeister muß zwei Cantoren und Baccalaurien haben, „dieweil in dieser Stadt eine so frequente Schule ist, als in der ganzen Mark nicht gewesen.“ Da die Stadtschreiber der Neustadt durch Beneficien belohnt worden sind, auch die jetzigen mit zwei Pfründen in der St. Annen Kapelle bedacht sind, so bittet der Rath, daß es dabei bleiben möchte, weil die Stadt mit Schulden beladen ist. „Sintemal auch cura corporis bisweilen cura animarum zu Hülfe kommt, als in pusillanimis, afflictis, desperationi addictis, daemoniacis u. s. w. und bei uns ein Doctor Medicinae nicht bestehen kann, möchte demselben auch ein ehrlich Auskommen mit dem Solde, den er von beiden Städten hat, geordnet werden.“ Es sollen drei Stipendia für Bürgerskinder zum Studiren eingerichtet werden. Das ansehnliche Kirchengeräth wurde dem Rath übergeben.

In Stendal nahm sowohl die Stadt als das Domstift die Reformation an. Beide erklärten sich bereit, den Dr. Cordatus als ihren Pfarrer anzunehmen und den Gottesdienst nach der neuen Kirchenordnung einzurichten. Die Stadt bat die Visitatoren, dem Pfarrer eine freie Wohnung in der Propstei beim Churfürsten auszuwirken, die derselbe auch gewährte und den Dr. Cordatus zum General-Superintendent der Altmark ernannte. Dem Stifte blieben alle Güter, Kirchengeräthe und Kleinode, auch wurden ihnen die bisherigen Einkünfte von den Stiftsgütern zugesichert, wenn sie zu frommen Uebungen beisammen bleiben wollten. Sie zogen es aber vor, ein Jahrgehalt anzunehmen und auf ihre Güter oder zu ihren Verwandten zu gehn. Wie sie allmählig ausstarben, fielen die Güter nach einer Schenkung Joachims II an die Universität Frankfurt. Die Stadt erhielt eine wohleingerichtete Schule und viele Kirchenlehen wurden für Arme und Studirende verwandt. Als Archidiakonus am Dom wurde Ambrosius Behrens, ein Schwestersohn Luthers, als

Diakonus Johann Wetter, als städtischer Pfarrer an der Marienkirche Peter Huber angestellt.

In gleicher Weise wurde die Kirchenvisitation in allen Theilen der Churmark vorgenommen. Die Visitatoren zeigten dabei eine unermüdliche Thätigkeit, einen redlichen Eifer, große Umsicht und Geduld. Der Bischof von Brandenburg hatte vorzugsweise das Geschäft der Einweisung der Geistlichen in ihre Aemter und die Anordnung des Gottesdienstes, der Generalsuperintendent Stratmer das Predigtwesen, die Prüfung der Geistlichen und die Einrichtung der Schulen, der Kanzler Weinleben aber führte die Verhandlungen mit den Magistraten, Patronen und Behörden, sicherte den Kirchen, Hospitälern und frommen Stiftungen ihre Rechte, Besitzungen und Einnahmen, ordnete die Rechtsverhältnisse jener Institute, die verfallenen Lehen und Dotationen, und berichtete über alles an den Churfürsten. Das Eigenthum der Kirchen und das Einkommen der Pfarrer wurde sorgfältig ermittelt und genau angegeben, die unnöthigen Gerätschaften, als Monstranzen, Ampeln, Crucifixe, silberne Leuchter und dergl. wurden an die churfürstliche Silberkammer abgeliefert und die Verwendung der Altarlehen, Meßgelder und dergl. zu anderweitigen kirchlichen und wohlthätigen Zwecken verwandt. Ueber das alles wurden Verhandlungen aufgenommen, Briefe gewechselt, Berechnungen angestellt, Processe eingeleitet. Alles aber mußte dem Landesherrn zur Bestätigung eingeschickt werden. An manchen Orten wurden ganze Aktenstöße zusammengeschrieben.

So zogen die Visitatoren von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Was sie sahen und erfuhren, war oft recht betrübender Art. Viele Pfarren waren verlassen und die Gemeinden ohne christliche Zucht und Lehre, ohne Gottesdienst und Predigt. Die Patrone und Bauern hatten sich des geistlichen Guts, des Pfarr- und Kirchenackers, der Lehen und Meßgelder bemächtigt, wollten weder den Zehend noch

den auf ihren Gütern haftenden geistlichen Zehnten bezahlten. Wo noch Pfarrer waren, da lebten sie in genügsamer Unwissenheit, trieben sich in Wirthshäusern umher und hielten sich verdächtige und unzüchtige Personen. Schulen waren auf dem Lande fast gar nicht; bis zum Lesen hatten es Wenige gebracht. Man wußte eigentlich nicht, welche Bewandniß es mit der Reformation habe. Die Patrone verfuhren an den meisten Orten ganz eigenmächtig, nahmen Pfarrer an und jagten sie fort, ließen die Gebäude verfallen und zogen die von der Familie gemachten Stiftungen ein.

Es war des Churfürsten Absicht, daß alle geistliche Güter und Stiftungen der Kirche verbleiben und die Klöster nicht aufgehoben werden sollten. Aber diese gingen von selbst ein. Die Mönche verließen die Klöster, starben aus, oder ließen sich mit einem Jahrgelde abfinden. Die Güter wurden dann für Rechnung der fürstlichen Kammer verwaltet, oder gegen das Wiederkaufsrecht verkauft, oder für ein gemachtes Darlehn verpfändet. Die Geldnoth des Churfürsten ließ ihn seine guten Grundsätze vergessen. Von dem eingelieferten Silbergeräth wanderte manches reichhaltige Stück in die Münze, um zu Gulden ausgeprägt zu werden. Wie bedeutend die Menge des eingesandten Kirchensilbers war, sieht man aus einer noch vorhandenen Quittung der churfürstlichen Silberkammer vom 18 August 1540 über den Empfang der von den Visitatoren an die landesherrliche Silberkammer abgelieferten Kirchengeräthe aus dem grauen Kloster zu Berlin, aus dem Kloster zu Alt-Brandenburg und den Kirchen zu Köpenick und in den umliegenden Dörfern. Aus dem grauen Kloster war übergeben worden: eine Monstranz von sechszehn Mark Gewicht, eine zweite viertehalb Mark, ein silbern Kreuz achtzehnthalb Mark, ein klein silbern Kreuz, ein Kelch samt Patenen anderthalb Mark, außerdem acht andere Kelche mit den Patenen. Aus dem Kloster zu Alt-Landsberg war abgeliefert

worden: eine Monstranz von acht Mark, eine zweite von eilf Mark, ein Kreuz und sechs, zum Theil sehr stattliche Kelche mit den Patenen. Von den Dörfern mußten sämtliche Monstranzen mit den silbernen Kreuzen und überflüssigen Kelchen eingesandt werden, und darunter waren oft sehr werthvolle, z. B. aus Wartenberg eine Monstranz über acht Mark schwer, aus Rüdersdorf eine von sechs Mark, aus Schönhausen von acht Mark, von Bankow sieben Mark, von Blankenburg sieben Mark u. s. w. Als sich Joachim II zum Feldzug gegen die Türken rüstete, ließ er einen großen Theil dieses Silbers ausprägen, weil es ja auch zu einem heiligen Zweck, zur Bekämpfung der Ungläubigen, verwendet würde.

Dem eigenmächtigen Verfahren der Magistrate, Patrone und Gemeinden mit den Kirchengütern war der Markgraf Johann in seinen Landen bereits im Jahre 1540 durch eine eigene Kastenordnung entgegen getreten. Der Markgraf sagt in seiner Verfügung an die Amtleute, Ritterschaft, Burgemeister, Hauptleute, Gemeindevorsteher u. s. w.: „Nachdem der allwaltende, barmherzige Gott Uns aus besonderer gnädiger Vorsehung und Güte zu dem Erkenntniß seiner göttlichen Wahrheit und rechten christlichen Glauben des heilvollen reinen Evangelii gnädiglich berufen, wodurch Wir verursacht worden, das reine Evangelium und das klare Wort Gottes nach Form der apostolischen Lehre, ohne Verfälschung durch menschliche Zusätze in allen Unsern Landen frei und öffentlich predigen zu lassen, uns auch befleißigen, etliche gottesfürchtige, treuherzige und gelehrte Männer zu gewinnen, damit auch Allen insgesamt und besonders das Wort Gottes (Ihm zum Preis und Lobe und Allen zur Seligkeit) hell und klar vorgetragen und der Weg zur Seligkeit gewiesen werde. Desgleichen haben wir durch unsre Superintendenten und Visitatoren eine Ordnung anfertigen und feststellen lassen, wie es mit den Ceremonien in den Kirchen, damit nach Paulus Lehre in

der Kirche alles ehrbar, züchtig und ordentlich zugehen möge, soll gehalten werden, welche Wir, sobald sie in eine beständige Form gebracht sein wird, euch werden einhändigen und zugehen lassen."

„So uns aber durch bestellte Superintendenten und Visitatoren unterthänigklich berichtet wird, Wir auch durch mündliches Anlangen etlicher Kirchendiener in Erfahrung gebracht, daß sich Etliche der Unsern unterstehen, die alten Stiftungen und geistlichen Lehen, so von den Vorfahren aus gütigem Willen zum Unterhalt der Kirchendiener, aber zum Almosen für Hospitäler und arme Leute gegeben sind, an sich ziehen, in der Absicht, solche Gestifte und Almosen den Kirchen und Hospitälern unter allerlei Schein und Anschlägen abzuwenden zu machen. Wenn wir solchem Beginnen nicht entgegenstünden, so könnte es leicht dahin kommen, daß es obberührten Kirchendienern zuletzt an Unterhalt gänzlich mangeln möchte. Dieweil Wir uns denn kraft Unsers fürstlichen Amtes schuldig erkennen und dazu auch willig und bereit sind, daß nicht allein zu Zeiten Unsers fürstlichen Regiments, so lange uns solches von dem Allgewaltigen, Unser Land zu verwalten und den Leuten vorzustehen, gnädiglich vergönnt ist, sondern auch bei Unsern Nachkommen das heilige Evangelium von Christum unserm lieben Herrn und Seligmacher in allen unsern Fürstenthümern, Herrschaften, Landen und Gebieten, so viel Gott der Allmächtige seine göttliche Gnade dazu verleihen will, im freien Laufe möge bleiben, welches sonst, wenn den Kirchendienern der Unterhalt entzogen würde, gar leicht in Verfall kommen und der Feind des göttlichen Worts die Unsern auf vorige Irrthümer und eigens erdichtete Werke menschlicher Satzungen oder andere irrige Sekten und Rotten führen möchte. Deshalb haben wir eine Ordnung, wie es mit den Kirchen, Hospitälern und anderen ihnen zugehörigen Gütern in allen Unsern Landen gehalten werden soll, laut folgender Artikel stellen und begreifen

lassen, die Wir von euch Allen samt und sonders als unser fürstlich Edikt wollen ernstlich und unveränderlich in allen ihren Punkten, Punkten und Artikeln gehalten haben wollen."

Es wird nun festgestellt, daß alle Stiftungen, Zinsen und Güter den Kirchen, Geistlichen und Hospitälern bleiben, daß das Kirchengut von dem Pfarrgut und von den Vermächtnissen für Hospitäler und arme Leute geschieden, daß in der Pfarrkirche ein Kasten mit doppeltem Fachwerk angeschafft, in das eine Fach Brot, Fleisch und sonstige Lebensmittel und in das andere Geld für arme Leute gelegt werden, daß die oberste Verwaltung dieser Güter den Burgermeistern und Rathmannen zufallen, unter ihrer Aufsicht aber einige jährlich zu wählende ehrbare, fromme und untadelhafte Männer als Kastenherren die Rechnungen führen sollen. Der Kirchen Kleinodien an Gold und Silber soll der Rath jeder Stadt allein in Verwahrung nehmen; die Kirchenvorsteher aber müssen dafür sorgen, daß von dem Vermögen der Kirche und Pfarre nichts verloren gehe. Die Magistrate sollen die Innungen vermögen, die Fenster in den Kirchen zu unterhalten, so daß jede Innung ein Fenster im Stande erhält. Wo für die Bedürfnisse der Kirchen, Schulen, Geistlichen, Lehrer und armen Leute genugsam gesorgt ist, mögen von den übrig bleibenden geistlichen Gütern Stipendien für fähige Bürgerssöhne, welche Theologie studiren, gestiftet werden. Den markgräflichen Räthen gebührt die Aufsicht über die Kirchendiener. Sie haben dahin zu sehen, daß die Pfarrer die reine gesunde Lehre predigen, mit ihren Frauen und Kindern einen ehrbaren unsträflichen Wandel führen, keine Schenkwirthschaft mit Bier und Wein halten und in keinem Dinge Aergerniß geben. Wird ihre Zurechtweisung nicht beachtet, so haben sie davon dem Markgrafen oder Superintendenten Anzeige zu machen, und wird der Pfarrer für schuldig erfunden, so soll er vom Amte gestrichen werden. Wollte aber ein Prediger selbst nicht lan-

ger bleiben, so muß er es nach Ausgang seiner bestallten Jahre ein halb Jahr vorher absagen.

Auch für das platte Land wurden Kirchenvorstände angeordnet, welche unter der Leitung des Patrons die Kirchengüter zu verwalten, die Lehen einzuziehen und die Rechte und Einkünfte des Pfarrers zu vertreten hatten. Mit besonderer Strenge hielt der Markgraf auf die Feier des Fest- und Sonntage. Während des Gottesdienstes sollten die Thore und Läden verschlossen sein, aller gesellige Verkehr aufhören, kein Wagen fahren, kein Bier ausgeschenkt werden und dergl. Die Obrigkeit, welche die vorkommenden Fälle nicht ernstlich bestraft, soll zehn Gulden Strafe bezahlen. Wer auf dem Lande am Sonntage ins Holz fährt oder ein ländliches Geschäft betreibt, soll einen Gulden Strafe erlegen und der Edelmann oder Schutze, der dabei durch die Finger sieht, zehn Gulden bezahlen. „Auch setzen und wollen wir, daß die Gotteslästerung durch allerlei Fluchen und Scheltworte, wie sie erdacht und genannt werden möchten, dadurch der Name Gottes unnützlich geführt und die Glorie der göttlichen Majestät gemißbraucht wird, vermieden werde. Gotteslästerer, Fluchmäuler und rohe gottvergessene Leute sollen nach Maßgabe der Größe der Uebertretungen an Leib und Gut bestraft, bei Wasser und Brot ins Gefängniß geworfen oder mit dem Staupbesen Landes verwiesen werden. Die das Kreuz und Blut Christi lästern, sollen mit dem Tode bestraft werden. Damit auf Kindtaufen nicht, wie in der Churmark, Ueppigkeit und Schwelgerei getrieben werde, dürfen nur zwölf Gevattern gebeten werden; diese dürfen sich aber nicht zu Tische setzen, sondern nur stehend den Kuchen verzehren und dazu ein halb Töpfchen Bier oder Wein trinken, damit das ganze Gastgebot in einer Stunde geendet sein kann. Befangen im Geiste seiner Zeit, dem in einem unglücklichen Vorurtheil mit den Theologen, auch Juristen und Medicinern huldigten, ließ Markgraf Jo-

kann die Beklagenswerthen, welche für Zauberer und Hexen erklärt wurden, namentlich den Peter Löddebeke, der auch „der kluge Peter" genannt wurde, ohne Gnade verbrennen. Auch war er der Astrologie mit blindem Glauben ergeben und hielt zwei gelehrte Astrologen, den Dr. Hohmann und den Pfarrer Kemnitz an seinem Hofe, die ihm täglich die Veränderungen am Himmel anzeigen und deuten mußten.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Nachdem Joachim II das löbliche Werk der Reformation in Gang gebracht hatte und das Licht des Evangeliums allgemach in die Kirchen und Herzen drang, rüstete er sich zu einem muthigen Kampfe gegen die Türken. Der König Franz I von Frankreich hatte den streitlustigen türkischen Kaiser Soliman, der bereits im Jahre 1541 die Hauptstadt des Königreichs Ungarn, Ofen, erobert hatte, im folgenden Jahre zu einem neuen Angriff gegen Kaiser Karl V vermocht. Dieser kluge Monarch, der seine Hauskriege immer als Reichskriege darzustellen wußte, vermochte die deutschen Fürsten zu einem stattlichen Heereszuge gegen den Erbfeind des christlichen Glaubens. Joachim II wurde vom Kaiser zum Oberfeldherrn des deutschen Heeres ernannt. Die Ausrüstung der Brandenburgischen Truppen und die glänzende Ausstattung des churfürstlichen Gefolges kostete dem Lande große Summen. Dabei wurden die über das Vermögen der geistlichen Stiftungen aufgestellten Grundsätze vergessen und aus der Noth eine Tugend gemacht. Das für entbehrlich geachtete Silber wurde eingeschmolzen und das Klostergut gegen namhafte Summen theils verpfändet, theils gegen Wiederkaufsrecht verkauft.

Luther wünschte dem Churfürsten zu seinem wichtigen Unternehmen Glück in folgendem Schreiben:

„Daß Ew. churf. Gnaden oberster Feldhauptmann worden sind wider den grausamen Feind Christi, da wünschen wir Ew. churf. Gnaden Gottes Segen und alles Gute, und bitten zu bitten vor Gott, welches wir mit allem Vermögen thun wollen, durch Gottes Gnaden; denn wir wohlich hier aus selbst auch herzlich bedenken, wie nicht allein Ew. churf. Gnaden Person, sondern viel andere seine Leute mehr, die sich in diese Gefahr begeben, die so groß ist, daß Gott selbst muß durch das Gebet der Kirchen bewegt dabei sein, sonst wird nichts Gutes da ausgerichtet werden; denn unsers deutschen Landes wenige und jetzige Sünden, als Gottes Wort lästern und seine Diener verfolgen, ist so übermächtig eingerissen, daß mir oft mein Gebet dadurch geschwächt ist worden. Demnach ist auch wiederum meine demüthige Bitte, Ew. churf. Gnaden wollten durch ihre Prediger das Volk lassen vermahnen, daß sie ja aus einfältigem Herzen, zu Lob und Ehre Gottes, der Kirchen oder Christenheit zu Gute, Weib, Kind, Polizei und Zucht (wie Ew. churf. Gnaden selbst anzeigen) zu erhalten, und nicht um eitler Ehre, Ruhm oder Genießens willen, ihr Leib und Leben wagen wollten. Denn Sünden und Teufel, unsere Sünde und Gottes Zorn sind sehr mächtige große Feinde, so uns auf dem Halse liegen, welchen wir mit leiblicher Macht viel, viel, vielmal zu schwach sind. Das mögen wir uns gewißlich versehen, haben's auch bisher oftmals leider! allzujämmerlich erfahren, daß wohl von nöthen sein will, daß Ew. churf. Gnaden eine gute Disciplin halten, das Lästern und Martern der Schwarmgeister verbieten und strafen, auch zum Beten und Gottesfurcht lassen reizen durch die Prediger. So lehret uns die Schrift, daß wo Gott nicht bei uns ist, da hilft keine Macht, Künste noch Klugheit, sonderlich in seinem Volke, die sich seines Namens rühmen;

denn die Fremden, seine Feinde, läßt er Glück haben und dahin fahren, aber sein Volk soll heilig sein, oder er will sie strafen, Psalm 89. Doch weil wir wissen, daß Ew. Churfürstl. Gnaden, und so viel seiner Leute (denen es Ernst ist), da sind, da wollen wir, soviel uns Gott giebt, treulich mit unserm Gebet bei euch sein, ungeachtet daß viel loses Gesindel im Haufen mit untermenget ist, und mit euch Sorge tragen, helfen und thun, was uns möglich ist, daran sollen Ew. Churfürstliche Gnaden keinen Zweifel haben; denn Ew. Churfürstliche Gnaden das ja werden glauben und sicher sein müssen, daß wir Ew. Churfürstliche Gnaden und den Unsern wider den Türken (das ist wider den Teufel, Gottes Zorn, und unsre Sünde) feste beistehen. Das helfe unser lieber Herr Jesus Christus, und sehe nicht an, was wir verdienet und werth sind, sondern seinen heiligen Namen, und gebe uns die Gnade, daß wir mögen zuletzt fröhlich rühmen, daß wir seinem heil. Namen gedienet, seine Ehre und Reich, auch seinen Willen gesucht haben, Amen. Wo wir das thun, oder thun können, so sollte es, hoffe ich, auch nicht Noth haben, ohne da mich auch ein wenig schwächet solche große Weisheit der Papisten. Die helfe uns der liebe Vater auch überwinden, und lasse uns derselbigen nicht entgelten, denn wir ja derselben allein unschuldig sind und uns ihr Thun leid ist. Hiemit dem lieben Gott befohlen sammt dem ganzen Heer, dem ich hiemit mein Gebet und Segen will gegeben haben, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, Amen."

Auch Melanchthon begleitete den tapfern Heerführer mit seinen frommen Wünschen und Gebeten in den gefahrvollen Kampf und äußerte seine Besorgnisse wegen der vielfachen Bedrängnisse, die auch von Seiten des Papstes über das Volk Gottes und die Kirche Christi hereinbrechen. Er weiset jedoch hin auf den großen mächtigen Vorkämpfer, Jesus Christus, den Sohn

Gottes, der seine Heerde beschützen und die Seinen in Gefahren nicht wird umkommen lassen, wie das schon der Prophet Daniel verkündet hat, welcher einem kleinen Volke den Sieg verheißt. „Von diesen und dergleichen Sprüchen, achte ich, haben Ew. churf. Gnaden jetzund selbst viele Gedanken, festen Trost und Muth wider die teuflische, grausame und unchristliche Türkische Nation zu schöpfen. Ich zweifle auch nicht, etzliche Prädikanten werden dieses fleißig allem frommen Kriegsvolke einbilden. Der ewige Gott und Vater unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi gebe Ew. churf. Gnaden und ihrem Kriegsvolk guten Rath, Stärke und Sieg. Dies will ich bitten zu aller Zeit, bin auch bereit, mein Leib und Leben wider den Türken zu wagen, wie wir wahrlich allzusamt zu dieser Rettung Hülfe zu thun schuldig sind. Der ewige Gott bewahre Ew. churf. Gn. allezeit. Datum: Wittenberg, am Tage der Auffarth Christi gen Himmel, der wider den Teufel und Türken triumphirt hat, der wolle auch jetzund Ew. churf. Gnaden gnädigen Sieg geben. Amen. Amen."

Der Feldzug lief jedoch unglücklich ab. Das mißvergnügte und zuchtlose, aus allerlei Volk zusammengelaufene, in sich zerfallene, durch Mangel an Lebensmitteln und ansteckende Seuchen geschwächte, von uneinigen Feldherren irregeleitete Heer konnte der entschlossenen und tapferen Macht eines kühnen Heerführers keinen Widerstand leisten. Die Christen erlitten in der Schlacht bei Pesth, das durch Geurm erobert werden sollte, eine gänzliche Niederlage. Joachim suchte mit einer Reiterschaar den verfolgenden Feind aufzuhalten und stürzte sich mitten unter die eindringende Schaaren. Da wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, und um den Stürzenden drängten sich die saracenischen Säbel. Ein treuer Diener warf sich über ihn und fing die Säbelhiebe mit seinem Leibe auf. Der Hauptmann einer Reiterschaar, Amelang, aus dem Geschlecht der Lakenmänner (Tuch-

mann), die besonders in Grehausen ansäßig waren und obrigkeitliche Aemter bekleideten, sahe die Gefahr, die über den theuren Landesherrn hereingebrochen war, und mit dem entschlossensten Muthe drang er durch den Haufen und rettete, an seinen Wunden blutend, den Churfürst. Aus Dankbarkeit fertigte derselbe in der Folge seinem Retter einen Freibrief mit ausgedehnten Gerechtsamen auf den großen Bieschoff zu Falkenberg in der Altmark aus. In diesen Freibrief hatte Joachim hineingesetzt: „weil er sich um Uns, um Unsere Nachkommen und die ganze Chur höchst verdient gemacht hat." Als Friedrich dem Großen dieser Brief zur Bestätigung vorgelegt wurde, sagte er: „den würden wir wohl bestätigen, denn wenn Amelang nicht gewesen, so wären wir auch nicht." Der treue Diener, der für seinen Herrn die Wunden empfing, ist an denselben bald gestorben.

Unterdeß war die Gefahr, welche die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes schon lange bedrohete, näher gerückt. Wenn Kaiser Karl V. sich auf einigen Reichstagen gegen die Protestanten wohlwollender und friedfertiger zeigte, so geschah dies, um Beistand gegen die Türken zu erlangen, oder um den Papst zur Abhaltung des längstverheißenen Conciliums zu zwingen. Er wartete nur auf eine gelegene Zeit, um seine herrschsüchtigen Entwürfe vorerst an den Protestanten auszuführen. Manche Vorfälle hatten seinen schlummernden Zorn noch mehr gereizt. Der Churfürst von Sachsen hatte die Wahl des Julius von Pflug zum Bischof von Naumburg nicht bestätigt, sondern statt seiner den streng lutherischen Prediger zu Magdeburg, Nikolaus von Amsdorf, 1542 eingesetzt. Im folgenden Jahre hatte sich der Churfürst mit dem Landgrafen Philipp vereinigt, um den Herzog Heinrich von Braunschweig (des Markgraf Johann von Cüstrin Schwiegervater) aus seinen Landen zu treiben. Als sich Beide des Herzogs und des Landes bemächtigt hatten, richteten sie

an allen Orten den Gottesdienst nach lutherischen Grundsätzen ein, und waren nun im Besitz von ganz Niedersachsen. Der Bischof zu Schwerin, der Prinz Magnus von Mecklenburg, vermählte sich 1544, und fast zu gleicher Zeit erschien für das Erzstift Cöln eine von Bucer verfaßte Reformationsordnung. Auch erklärten die Protestanten, von dem Speyerschen Reichsgerichte keine Rechtssprüche annehmen und den Aussprüchen eines Conciliums sich nicht unterwerfen zu wollen. Luther erklärte, die evangelische Kirche bedürfe keines Conciliums, denn sie sei ihres Glaubens gewiß; nur diejenigen, die unter der Botmäßigkeit eines Bischofs stehen, haben eines Conciliums vonnöthen, weil sie sich erst vom Menschen müssen vorschreiben lassen, was sie glauben sollen. Auch hatte Papst Paul III im Eingang des Ausschreibens einer Kirchenversammlung ausdrücklich erklärt: „Unser Zweck ist, den gegenwärtigen Zustand der römischen Kirche und des apostolischen Stuhles zu erhalten und die giftige, pestilenzische lutherische und alle andere Ketzerei gänzlich auszurotten.“ Wie konnte man sich mit einem Concilium, das seine Absicht so unverhohlen aussprach, in Unterhandlungen einlassen?

Dabei hatte die evangelische Kirche unvermerkt immer mehr Grund und Boden gewonnen, und man sah in Deutschland, wie die Zeit Alles zur Reife bringt. Die neue Lehre fand bei Fürsten und Unterthanen, beim Adel und in den Städten immer mehr Beifall und Eingang. Die alten, dem Papst ergebenen Stützen starben nach und nach hin, und die jüngeren, die in der bewegten Zeit aufgewachsen waren, liebten und ehrten die freimüthigen und kräftigen Zeugen der Wahrheit. Schon mehrere Bischöfe waren zur evangelischen Kirche übergetreten, und ein geistliches Churfürstenthum schien für dieselbe gewonnen zu sein. Die Geistlichen predigten, schrieben und disputirten ruhig fort, und die lutherische

Bibelübersetzung wirkte allenthalben eine geistige Wiedergeburt. Daß dabei die Gegner nicht müßig sein konnten, lag in der Natur der Sache und im Geiste der römischen Kirche. Der zu Speyer 1544 abgeschlossene Friede war ein bloßer Waffenstillstand. Der Kaiser wartete nur auf den Frieden mit Frankreich und auf die wirkliche Eröffnung der vom Papste angekündigten Synode, um seine mächtige Siegerhand auf die Häupter der protestantischen Fürsten zu legen. Was diese von dem launischen Oberherrn zu erwarten hatten, konnten sie aus dem auf dem Reichstage zu Worms 1545 angenommenen drohenden Tone und aus dem in den Niederlanden über die Ketzer verhängten Blutgerichte abnehmen.

Unter diesen Vorzeichen des nahen Ausbruchs eines lange gefürchteten Krieges starb Dr. Martin Luther am 28 Februar 1546 an dem Orte seiner Geburt, wohin er gereist war, um einen Familienzwist zwischen den Mansfeldischen Fürsten zu schlichten. Der Tod seiner lieben Magdalene, einer frommen, vortrefflichen Tochter, die auch in Wittenberg überhand nehmende Ueppigkeit und Hoffarth, der in der evangelischen Kirche immer heftiger entbrennende Streit um Glaubenslehren, die dieser Kirche von der feindlichen Parthei drohende Gefahr und vor Allem die Schmerzen seines hinsinkenden Körpers erfüllten den alten Helden mit dem herzlichen Wunsche, bald abzuscheiden und bei Christo zu sein. In Eisleben wurde ihm dieser Wunsch erfüllt. Dreimal noch einander betete er auf seinem Sterbebette auf lateinisch: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Dann wendete er sich auf die rechte Seite und wurde stille. Justus Jonas aber rief ihm zu: „Lieber Vater, wollet Ihr auf Christum und seine Lehre, so wie Ihr sie gepredigt habt, jetzo auch sterben?“ Da schlug Luther noch einmal die Augen auf, sahe den Fragenden ernst an und antwortete: „Ja!“ Und damit entschlief er sanft im Herrn.

Gott hatte den treuen Diener großer Trübsal entzogen; denn es trat nun für die evangelische Kirche und ihre Bekenner die Zeit harter Verfolgung und Bedrückung ein. Nachdem der Kaiser von Außen Ruhe erlangt, beschloß er, nicht zum Schutz der katholischen Kirche, sondern zur Vermehrung seiner Macht, den Krieg gegen die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes. Er wollte in Deutschland eine unbeschränkte Herrschaft erlangen, wie er sie in Spanien besaß. Da er feierlich erklärte, daß er durch den vorhabenden Krieg nicht gegen die Fürsten ihres Glaubens wegen (den er überall unangetastet lassen werde) kämpfen, sondern nur einige Ungehorsame strafen wolle, so trat nicht nur der Herzog Moritz von Sachsen, der Sohn des 1541 verstorbenen Herzogs Heinrich des Frommen, sondern selbst der Markgraf Johann dem heiligen Bunde bei. Dringend bat die ehrwürdige Mutter in einem rührenden Briefe den lieben Sohn, sein Schwert nicht gegen die protestantischen Fürsten und gegen die theuren Glaubensgenossen zu erheben; aber den Markgraf hatte die gewaltthätige Unterdrückung seines Schwiegervaters aufs höchste erbittert. Als seine ernste Vorstellungen bei den beiden Häuptern des Schmalkaldischen Bundes fruchtlos geblieben waren, kündigte er ihnen alle Freundschaft auf und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die ihm der Kaiser bot, sie für ihre Ungerechtigkeit und Härte zu strafen. Er stellte siebenhundert neumärkische Reuter und ließ in ihre Fahnen schreiben: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.“ Die Brandenburgschen Fürsten haben immer gegen den deutschen Kaiser, als ihren Oberherrn, eine feste Treue und Ergebenheit gezeigt.

Unter den Mitgliedern des Schmalkaldischen Bundes herrschte Uneinigkeit und Unentschlossenheit. Die brausende Hitze des Landgraf Philipp und die zögernde Unentschlossenheit des Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, lie-

ßen es zu keiner festen Eintracht kommen. Auch war Jeder zu sehr auf seinen eigenen Vortheil bedacht, da wo er der heiligen Sache ein warmes Herz und tapfere Hände hätte entgegen bringen sollen. Das war es auch, was den Herzog Moritz von dem Schmalkaldischen Fürstenverein zurückscheuchte. Bald waren die Verbündeten verwegen und beleidigend, und dann wieder schüchtern und mattherzig. Darum sagte sich der hochstrebende, ehrgeizige Herzog von ihnen los, ohne der Ehre und Sicherheit des evangelischen Glaubens etwas vergeben zu wollen. Er schloß mit dem Kaiser ein für diese heilige Angelegenheit gefährliches, für ihn selbst aber vortheilhaftes Bündniß und befreite Karl V von der ihn verfolgenden Mannschaft des Schmalkaldischen Bundes durch einen unvermutheten Einfall in die Länder des Churfürsten von Sachsen.

Joachim II wollte neutral bleiben, um den Vermittler und Fürsprecher machen zu können, wenn die Sache für die Schmalkaldischen Bundesgenossen übel ablaufen sollte. Als aber 1646 der Krieg losbrach, die evangelischen Fürsten durch uneiniges Zögern die beste Zeit verloren, Herzog Moritz die chursächsischen Länder besetzte und im Winter des genannten Jahres wieder daraus vertrieben wurde, die Kriegsflamme also der Churmark immer näher kam, so sahe sich der Churfürst doch genöthigt, dem kaiserlichen Befehle gemäß, fünfhundert Reuter zu der Armee des Herzogs Moritz stoßen zu lassen. Da nun bald darauf die Schmalkaldischen Bündner in dem Jahre, in welchem, nach Angabe der Chroniken, die Sonne das ganze Jahr hindurch blutroth schien, am 24 April 1547 durch die unglückliche Schlacht bei Mühlberg geschlagen und auseinander gesprengt wurden, und der Kaiser den gefangenen Johann Friedrich mit der Enthauptung bedrohte, so eilte Joachim II sofort zum Kaiser und rettete durch dringende und ernste Vorstellungen dem Churfürsten das Leben, aber nicht die Freiheit. Philipp von Hessen, da er alles verloren

glaubte, erschien auf das Wort seines Schwiegersohns, des Herzogs Moritz, und auf Zureden Joachims II, so wie im Vertrauen auf das ihm zugesicherte kaiserliche Geleit zu Halle vor Karl V, und bat durch einen Fußfall um Gnade und Schonung. Als ihm aber die Unterwerfungsakte vorgelesen wurde, lächelte er, wodurch der Kaiser in den heftigsten Zorn gerieth und ihn mit den Worten bedrohte: „Ick will dy lachen lehren!" Als der Landgraf am Abend desselben Tages durch den Herzog Alba im Namen des Kaisers gefangen genommen wurde, zog Joachim, über diese Treulosigkeit entrüstet, den Degen, und eilte damit auf den Herzog los. Sein Hofmarschall, Adam v. Trotte, fiel ihm in die Arme und hinderte die Gewaltthat. Alle Bitten und Vorstellungen, den Landgraf zu befreien, waren fruchtlos; er mußte mit dem Churfürst Johann Friedrich den stolzen Kaiser überall als Gefangener fünf Jahre lang begleiten. Die übrigen Genossen des Schmalkaldischen Bundes in Oberdeutschland, Pfalz, Würtemberg und die sämmtlichen Reichsstädte verstanden sich zur demüthigen Anerkenntniß ihrer Schuld und zu schweren Geldbußen. Und so sah denn der herrschsüchtige Kaiser seine vieljährigen Entwürfe und Bestrebungen über alle Erwartung erfüllt, und hoffte nun um so leichter auch die katholischen Stände Deutschlands zur gelegenen Zeit zu überwältigen. Seinen getreuen Bundesgenossen, den Herzog Moritz von Sachsen, belohnte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 mit der sächsischen Churwürde, die dem gefangenen Johann Friedrich genommen wurde.

Der Churfürst Joachim setzte seine Versuche als Vermittler beider Partheien beim Kaiser fort, und hoffte seine Absicht um so sicherer zu erreichen, als Karl V, über die Verlegung des Concils von Trident nach Bologna (und nicht, wie der Kaiser ausdrücklich verlangte, nach Deutschland) auf den Papst erzürnt, den Entschluß gefaßt hatte, auch ohne den

Papst als Reichsoberhaupt eine Vereinigung der getrennten Kirchenpartheien zu bewirken. Zu diesem Behuf beauftragte der Kaiser unsern Churfürst, eine Vereinigungsformel anfertigen zu lassen, die, beiden Partheien annehmbar, so lange volle Gültigkeit haben sollte, bis die Entscheidung des genannten Concils allem Streit ein Ende machen würde. Diese Arbeit übertrug Joachim dem in Naumburg wieder eingesetzten Bischof Pflug und legte dessen Entwurf seinem Hofprediger Johann Agrikola (genannt Eißleben) und dem Dr. Michael Helding (der als Titularbischof von Sidon auch Sidonius hieß und für seine Verdienste bei diesem Machwerk Verweser des Bisthums Merseburg wurde) zur Beurtheilung und weiteren Ausführung vor. Von diesen überarbeitet und geordnet, überreichte Joachim die merkwürdige Schrift dem Kaiser, der sie wieder seinen Räthen zur Berichtigung und Vervollständigung mittheilte.

So kam denn ein Ungethüm zum Vorschein, worüber die drei genannten Gelehrten sich selbst höchlichst verwunderten, sämmtliche Protestanten aber in großes Schrecken geriethen. Alles was den Protestanten auf früheren Reichstagen zugestanden, von ihnen aber als unzulänglich zurückgewiesen war, wurde ihnen verweigert. In dem, was man ihnen gewährte, war viel Verfängliches. Lehre, Gebräuche und Kirchenverfassung sollten ganz in die alte Gestalt und Weise zurückgebracht und nur die Priesterehe, der Kelch im Abendmahl und die Nichtfeier einiger Heiligen- und Marienfeste bis zur Entscheidung des Concils gestattet werden. Selbst katholische Theologen meinten, daß dies mißgeborene Kind nicht lange werde am Leben bleiben. Die Protestanten auf dem Augsburger Reichstage aber erhoben laut ihre Stimme gegen dies unselige Machwerk. Auf dies Alles achtete jedoch der herrische Kaiser gar nicht, sondern gab dieser Schrift, unter dem Namen des Augsburger Interims bekannt genug, die Kraft eines

Reichsgesetzes und verfügte durch seine Heere sofort die Vollziehung desselben. Die evangelischen Stände und Städte, die der Kaiser in seiner Gewalt hatte, gelobten die Annahme des Interims. Als die Reichsakte im Saale zur Unterschrift umging, schlich sich der Herzog Moritz heimlich davon; der Markgraf Johann aber warf die ihm dargereichte Feder mit Unwillen fort und sprach die kräftigen Worte: „Nimmermehr werde ich dies giftige Gemengsel annehmen, mich auch keinem Concil unterwerfen. Lieber Schwert als Feder, lieber Blut als Tinte!“ Der Kaiser sah ihn zornig an und gebot ihm, den Reichstag zu verlassen. Markgraf Johann ritt noch an demselben Tage aus den Thoren von Augsburg, und als er zu Cüstrin angekommen war, schrieb er an seine Stubenthür:

In Anfechtung halt fest und durch dich drück!
Hab guten Muth, weich nicht zurück;
In steter Hoffnung leb und trag,
Was dir auf Erden begegnen mag.

Der Landgraf Philipp, in der Hoffnung, die Bande der Gefangenschaft dadurch zu lösen, trat dem Interim bei; seine Familie aber und die Geistlichkeit seines Landes verwarfen dasselbe mit einer nachdrücklichen Erklärung. Der Churfürst Johann Friedrich verweigerte ebenfalls seine Unterschrift und wurde deshalb in seiner Gefangenschaft viel härter behandelt. Der Churfürst Joachim ward zur Annahme nicht gezwungen, weil seine Kirchenordnung schon katholische Elemente genug besaß. Doch entstand unter den Geistlichen im Lande eine große Gährung, und viele wanderten lieber aus oder legten ihre Stellen nieder, als daß sie in das Interim gewilligt hätten. Der märkische Geschichtschreiber Leutinger erzählt, daß sein Vater, Prediger in Alt-Landsberg, mit dreihundert Geistlichen nach Berlin zur Unterschrift des Interims beschieden worden sei, daß er aber erklärt habe: „ich habe Agricolam lieb, meinen Churfürsten noch lieber, aber

meinen Herrn Jesum Christum am liebsten" — und damit habe er die ihm vorgelegte Handschrift ins Kaminfeuer geworfen. Es konnte auch aus dieser Convenienzschrift nichts anderes als Unheil kommen, denn man kann sich doch über Glaubenswahrheiten nicht vergleichen, wie man über ein streitiges Stück Land oder über bürgerliche Rechte sich vergleicht.

Dreißigstes Kapitel.

Der Markgraf Johann war gegen das Interim mit der größten Erbitterung erfüllt. Eine ganze Sammlung von Spottschriften, Satiren und Karrikaturen, die der Fürst über diesen Gegenstand zusammengetragen, ist von Cüstrin in das geheime Archiv nach Berlin gekommen. Unter Anderem ist ein schreckliches Unthier mit drei Häuptern, Adlersklauen, Drachenschweif und blutigen Schuppen dargestellt mit der Unterschrift:

Der Türke hat seinen Alkoran;
Das Interim führt auf dieselbe Bahn,
Christus, sein Wort und Belial
Sollen eins sein im Glauben überall.

Am merkwürdigsten ist aber ein vom Markgrafen Johann im Jahre 1541 selbst verfertigter, eigenhändig geschriebener satyrischer Catechismus über den Papst und das Interim*).

*) Er führt den Titel: „Kleiner catechismus ßo der achtbare pawermann — eislebius seiner romischen kirche zu trost vnd zu wirklicher frucht vnd besserunge seines eingebornen zarten kindeleins interim genandt mit radt vnd hülffe zweyer schafferer vnd iren gottgefelligen mennern, als er (ehren) iulius M. pfluck vnd des suffraganei zu menz zu ebigem tros (ewigen Trost) allen frommen interimisten hatt lassen ausgein mitt sonderlicher erlangter gnade vnd ablas ires allerheiligsten vaters des babst auf zhen ihar zu reynunge (Reinigung) vnd vergebinge der sunde vermuge seiner heilickeit. Amen.

Nach der Ordnung des lutherischen Katechismus macht er die heftigsten Ausfälle auf das Papstthum, auf die Mißbräuche der katholischen Kirche, auf die Schalkheit des Interims und auf die bösen Sitten der Verfasser desselben. Das geschieht oft in den derbsten Ausdrücken ohne alle Schonung und Rücksicht. Einige Stellen mögen den Geist dieser bisher noch unbekannt gebliebenen Handschrift bezeichnen. „Das dritte Gebot. Du sollst mir meinen Feiertag heiligen. Was ist das? Antw. Suffraganeus der Schrapenstil (Michael Helding): Wir sollen unsern Gott Papst fürchten und lieben, seine Canones und Dreckete gerne hören, seine Abgötterei mit Taufen, Fahnen, Glocken-, Speise-, Lichte- und Kresse-Weihen, dazu mit Oelung, Firmung, Anrufen der Heiligen, Privat- und Seelenmessen, Vigilien samt Wallfahrten und anderem Gaukelwerk mehr helfen, stärken, fortsetzen und gerne lernen."

„Das fünfte Gebot. Du sollst tödten. Antwort des Federbischofs (Julius Pflug): Wir sollen unsern heiligsten Vater den Papst f. und l., und weil die Lutterbuben unserm Vater zuwider, sollen wir denselben nach Leib und Leben stehen und sie zu Schwert, Wasser, Feuer und Rad fördern helfen mit Gewalt, Todschlag und Ausrotten bis aufs Kind in der Wiege." Auf das sechste Gebot: „du sollt ehebrechen!" folgt eine auf das ärgerliche und anstößige Leben der Päpste, Prälaten und Mönche bezügliche, sehr starke und arge Antwort. Das siebente Gebot: du sollt stehlen! Was ist das? Antw. —eisleben: Wir sollen den Papst f. und l., daß wir alles Geld und Gut gegen seine falsche Waare, als Ablaß, Briefe, Pallium und Bullen neben anderen welschen Praktiken aus deutschen Landen bringen, seine sodomitische Heiligkeit zu erhalten und unser Vaterland damit im Grunde zu verderben, sein Reich aber dadurch bessern und behüten. — Das achte Gebot: du sollt falsch Gezeugniß reden wider deinen Nächsten. Was ist das? Antwort Jul. Pflug: Wir

sollen den Papst f. und l., aber dagegen wider unsre Brüder und Schwestern allerlei falsch Zeugniß reden, dieselben an den Höfen fälschlich belügen, verrathen und dazu helfen, daß sie um Ehre, Leben und Gut kommen." — Auf das zehnte Gebot kommt auch eine scharfe Antwort wegen der unzüchtigen und unersättlichen Begehrlichkeit und der welschen Praktiken der Romanisten und ihres Anhangs.

Auf die Frage: Was saget Gott von diesen Geboten allen? erwiedert der Papst, nachdem er den Seinen eine köstliche Benediction gegeben: „Ich der Herr und Heilige allein, euer Romanisten und Interimisten Gott, bin den lutherischen Buben, so allein von dem gekreuzigten Christus, um ihrer Sünden willen gestorben und um ihrer Gerechtigkeit willen auferwecket, predigen, ein rechter, unauslöschlicher Höllenbrand in diesem Reich, der Ich über die, so mein Reich hassen, solche ihre Sünden und ihrer Väter Sünden unaufhörlich heimsuche an ihren Weibern und Kindern mit Krieg, Mord, Brand, Gift, Feuer, Schwert, Wasser, Galgen, Rädern, Spießen, Braten und allen Plagen bis zur gründlichen Ausrottung dieser schädlichen Wurzel, bis ins dritte und vierte Glied, aber denen, so mich lieben, meine römischen Satzungen und das Interim zu einer wahrhaften Zubereitung meines ganzen Reiches halten, will ich allhier wohlthun (und dort zu ihrem ewigen Verderben) im tausendsten Gliede."

Nun treten drei evangelische Geistliche auf, Buzer, Andreas Musculus und Melanchthon. Sie werden von Eisleben (Agrikola) mit groben Worten und Reden angefahren und müssen ihr Glaubensbekenntniß ablegen. Er überhört ihnen zunächst die zehn Gebote, die denn mit gewaltigen Ausfällen auf den Papst und seine bösen Praktiken, auf die Irrlehren und Mißbräuche der römischen Kirche, auf die Greuel des Interims, auf die gotteslästerlichen Canons und auf die Laster der Klerisei ohne alle Schonung erfüllt sind.

Darüber sind die drei Concipienten des Interims im höchsten Grade entrüstet, drohen mit Kerker, Schwert und Scheiterhaufen, mit Fegfeuer und ewiger Verdammniß. Aber ein freudiger Glaube, eine tiefe Liebe für das Evangelium und ein heroischer Trotz treten den Drohungen und Bannflüchen entgegen. Dann kommt das Glaubensbekenntniß, worin der Markgraf klar und bestimmt ausspricht, worin er seinen Trost und seine Hoffnung gefunden, daß er bei der erkannten Wahrheit bleiben und sich von derselben durch keine Macht in der Welt wolle zurücktreiben lassen, nicht ohne heftige Ausfälle auf den blutgierigen Teufel in Rom, auf die verrätherischen, bübischen Interimisten, Scharrhansen, Lügenmäuler und Bluthunde Christi. Am Schluß sagt der Markgraf, er hätte sich auch vorgenommen, ein Büchlein unter dem Titel: „Von dem Lügenteufel an die Lügenmäuler" ausgehen zu lassen, wolle aber die Perle nicht vor die Säue werfen. Gegen das Ende der Schrift finden sich nur Entwürfe auf einzelnen Blättern und Zetteln.

Wie tapfer und entschlossen sich der Markgraf in dem unseligen Streit wegen des heillosen Interims gezeigt hat, sieht man aus einem Konvolut gewechselter Schriften, das sich im Königl. geheimen Staatsarchiv befindet unter der Aufschrift: „Eigentlicher und wahrhaftiger Bericht, was erstens durch die Röm. Königl. Majestät und folgends durch die Kaiserl. Majestät selbst zu eigener Person mit Markgraf Johannsen zu Brandenburg des Interims halber vor Handlung gepflogen, auch durch Andre haben handeln lassen und wie letzlich Se. fürstl. Gnaden Abschied genommen." Unter diesen Schriften findet sich auch folgendes, vom Kaiser eigenhändig vollzogenes Schreiben aus Augsburg vom 23 März 1551.

„Karl von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches u. s. w. Hochgeborner, lieber Oheim und Fürst. Wiewohl Wir hiervor deiner Lieb zu

mehreren Malen ernstlich geschrieben und befohlen, daß unsre allhier des achtundvierzigsten Jahres der geringeren Zahl aufgerichtete und von gemeinen Ständen angenommene und bewilligte Declaration und Ordnung, wie es mittlerzeit bis zur Erörterung eines gemeinen Concilii in der Religion gehalten werden solle, uns auch darauf endlich versehen, Dein Liebden würden solch unser Schreiben und Befehl also gehorsamlich nachgesetzt und gelebt haben: so werden Wir doch glaublich berichtet, wie daß Dein Lieb solch unser Declaration und Ordnung noch zur Zeit in den wenigsten Punkten nicht eingerichtet, welches uns (wo dem also) nicht unbillig zu hohem Mißfallen gereicht, denn sich Dein Lieb ja billich zu berichten haben, daß D. L. den gemeinen Reichsordnungen und Satzungen, sonderlich denen, so mit Rath, Wissen und Bewilligung gemeinen Reichs Ständen aufgerichtet und verabschiedet worden, nicht weniger denn andere Stände des Reichs zu gehorsamen und zu geleben schuldig und verpflichtet sind, wie Wir denn nicht gedenken noch gemeint sind, Jemandem zuzusehen oder zu gestatten, sich solcher unserer Erklärung und Ordnung freventlich zu widersetzen, sondern wollen die von männiglich in allerwege gehorsamlich vollzogen und gehalten haben. Ersuchen und vermahnen deshalb D. L. abermals, hiermit ernstlich befehlend, daß Du solche unsre eröffnete, von gemeinen Ständen bewilligte und angenommene Declaration und Ordnung des Interims nach Inhalt derselben und darauf erfolgten Reichsabschiede, auch vermöge unsers vorigen Schreibens und Befehls an Deine Lieb derohalben ausgegangen, nochmals ohne ferneren Verzug gehorsamlich annehmest und allenthalben in Deiner Lieb Fürstenthum, Landen, Obrigkeiten und Gebieten verkünden, aufrichten und in das Werk bringen lassest, auch bei Deinen Unterthanen sich desselben gemäß zu halten, wirklich verschaffest und verfügest, und in dem Allem nicht ungehorsam seist noch anders thust, damit Wir nicht

verursacht werden, in anderem Wege gebürliches Einsehn zu haben. Daran thut D. L. zusammt dem, daß Sie als obsteht, zu thun schuldig ist, unsern ernstlichen Willen und Meinung. Und wiewohl Wir uns hierin gar keines ferneren Weigerns versehen, so begehren Wir doch hierauf D. L. förderliche, zuverlässige Antwort, uns darnach haben zu richten. Gegeben in unsrer und des Reichs Stadt Augspurg am 26sten Tage des Monaths März Anno 1551 im Jahre unsers Kaiserthums im 31sten. Carolus."

Es ist aus dem Verlauf der Verhandlungen nicht zu ersehen, ob und was der Markgraf dem Kaiser auf diese ernste Zuschrift erwidert hat, in Religions- und Kirchsachen aber hat er in seinen Landen nichts geändert und sich dem Interim in keiner Weise anbequemt. Fast wäre auch der Markgraf mit seinem Bruder wegen dieses unglücklichen Reichsabschiedes gänzlich zerfallen. Joachim II hatte mit dem neuen Churfürst Moritz von Sachsen 1550 das Kommando der kaiserlichen Armee übernommen, welche die Stadt Magdeburg wegen ihrer entschiedenen Verwerfung des Interims züchtigen sollte. Der Kaiser hatte dem Churfürsten das Erzbisthum Magdeburg für seinen Sohn Friedrich versprochen, und um die Bestätigung des Papstes zu erlangen, nahm der Vater an dem Kampfe gegen die Antiinterimisten Antheil. Der Markgraf Johann machte seinem Bruder darüber sehr ernste Vorstellungen und wies ihn auf die Gefahren hin, die er über seine unglücklichen Glaubensgenossen brächte, die Verletzung seines Gewissens und seiner Ehre, daß er irdischer Vortheile wegen Christum und sein Evangelium verläugne und erinnerte ihn an die Rechenschaft, die er einst von dem Blute der Unschuldigen und von den Thränen der Unterdrückten ablegen müßte.

Die bedrängten Magdeburger hatten sich an den Markgraf gewendet und ihm mit der Uebersendung einer Rechtfertigungsschrift Sonnabends nach Pauli Bekehrung 1549 ge-

schrieben: „Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürst. Ew. Fürstl. Gnaden unsre willigen und fleißigen Dienste zuvor! Gnädiger Herr! Wie geschwinde und beträblich sich die Sachen mit der christlichen Religion zugetragen, und welche verdammliche große Aergerniß mit dem ausgegangenen Buche Interim den schwachen Gewissen und christlichen Kirchen angerichtet, und daß man endlich des Vorhabens ist, die Leute von der reinen Lehre des heiligen Evangelii zu dringen und wieder zu der falschen Lehre des antichristischen Reichs, das doch unser lieber Gott ohne Zweifel wehren wird, zu treiben, das Papstthum mit allen seinen Gräueln und Abgöttereien wieder anzurichten, auch an vielen Orten Wankelmüthigkeit und Unbestand gespürt wird: solches ist nunmehr am Tage und unbezweifelt Ew. Fürstl. Gnaden unverborgen. Das alles wir unsers geringen Erachtens dahin verstehen, daß unser lieber Gott seine lieben Christen zu Heil und Beständigkeit seiner Christenheit will gnädiglich versuchen und probiren. So werden auch Ew. Fürstl. Gn. unsern Zustand wohl erfahren haben, daß wir und die Unsern zeither hart verfolgt, beschwert und angegriffen, das doch im Grunde ja keine andere Ursach hat, denn daß wir von Gottes Wort uns nicht haben wollen dringen lassen, sind auch noch der Meinung nicht, und wollen unsern lieben Gott anrufen und bitten, daß er alle fromme Christen und uns dabei gnädiglich wolle erhalten und seine mächtige und väterliche Hand nicht von uns abziehen."

„So erkennen wir uns auch schuldig, in Sachen Gottes und sein heiliges Wort belangend, unsern Gott mehr als den Menschen, so dawider sind, zu gehorsamen. Und wiewohl wir um zeitlichen Friedens willen auf jüngstgehaltenem Reichstage zu Augsburg uns zu allen möglichen Dingen und gebürlichem Gehorsam unterthänigst erboten, so hat doch das von uns nicht wollen angenommen werden. Daß wir nun von Gottes Wort und der erkannten Wahrheit abtreten, auch uns unsrer

ziemlichen, von Alters hergebrachten Freiheiten begeben sollten, das können wir mit gutem Gewissen ohne Verläugnung unserer Seelen Seligkeit vor Gott und unsern Nachkommen zu Ehren nicht verantworten, und sind derohalben der Hoffnung zu unserm lieben Gott, er werde uns zu seiner Zeit stärken und in höchsten Nöthen nicht verlassen. Weil wir denn hören, daß Ew. F. Gnaden Gottes Wort auch lieb und werth haben, und dieselbe nicht bedacht sein soll, das Buch Interim anzunehmen, sondern bei Gottes Wort zu bleiben, der Meinung wir denn aus Gottes Gnaden auch sind, derhalben wollen zu Ew. F. Gn. uns ganz dienstlich, mit ganz fleißiger Bitte versehn, Ew. F. Gn. werden sich Unser in unsern Nöthen als Mitglieder der wahren christlichen katholischen Kirche nicht entäußern noch entschlagen, sondern Unser gnädiglich eingedenk sein und diese Sachen dahin bewegen, da wir (wo Gott für sei) unterdrückt und überwältigt würden, daß es allhier bei uns allein nicht bleiben würde, und wohin die Dinge weiter stehen, werden Ew. F. Gn. aus hohem Verstande leichtlich ermessen."

„Zudem so werden die Unsern in der Mark Brandenburg und auf der Gardelegenschen Haide mehr denn in andern Ländern beschwert, überwältigt, geschlagen, beraubt und fortgenommen, und wiewohl wir nun eine lange Zeit her nicht ohne Schaden, so den Unsern zugefügt worden, damit geduldet und verhofft, es sollten sich unsre Mitchristen mit uns anders und christlicher zu halten bedenken, befinden dagegen, daß der Marter kein Aufhören, sondern je länger je weiter den Unsern mehr Schaden geschieht, daß derowegen die Unsern, allein zur Erholung ihres erlittenen Schadens, Etliche aus der Mark, wiewohl nicht mit der Geschwindigkeit, wie den Unsern widerfahren, weiter anzuhalten nothwendig geursacht und gedrungen. Wie nun Ew. Fürstl. Gn. hierin gute Mittel finden und gnädiglich befördern könnten, daß angezeig-

termaßen weiter Unrath verbleiben möchte, sähen wir gerne. Solches würde auch zur Förderung der Ehre Gottes und seiner Gemeinde gereichen. Ew. Fürstl. Gn. wollen sich unserer tröstlichen Zuversicht nach, christlich und gnädig gegen uns erzeigen, das um E. F. Gn. wollen wir ungesparten Fleißes auch mit getreuem christlichem Beistande unsers Vermögens in alle Wege wiederum ganz willig und gern verdienen."

Der Markgraf ermahnte die Magdeburger zur Geduld und Standhaftigkeit, versprach eine ernstliche Verwendung bei seinem Bruder und bedauerte, daß er als ein Halbgeächteter beim Kaiser mit keiner Fürbitte kommen dürfe; indeß werde der Herr wohl Hülfe senden zu seiner Zeit, gekämpft und geduldet müsse werden für das Reich Gottes, es sei dem Herrn Christo und seinen Aposteln nicht anders gegangen; der heilige Paulus sagt, es sei ihm eine Ehre und Freude um Christi willen Streiche zu leiden. Per aspera ad astera! — In gleicher Weise antwortete der Fürst dem König Ferdinand, der ihn zur Nachgiebigkeit ermahnte, weil der Kaiser gegen ihn höchst ungern die Strenge des Gesetzes anwenden möchte. „Ich werde nie einwilligen, schreibt er, in das, was wider Gott, sein heiliges Wort und mein Gewissen ist. Da ich mich zu Sr. Kaiserl. Majestät Kriegsdiensten bestellen lassen, ist mir die hohe Zusage geschehn, daß man mich bei meiner Religion wolle ungefährdet bleiben lassen. Wie damals, so kann ich auch jetzt zur Rettung meines Gewissens nichts weiter thun. Sollte ich durch die Ablehnung des Interims Ihro Kaiserl. und Königl. Majestät Unhuld auf mich laden, so muß ichs Gott befehlen und mich mit meiner Unschuld trösten. Es ist eine Sache, die Seele und Seligkeit betrifft und darüber zu richten, stehet allein Gott zu. Ich habe aber nicht allein meine Seele, sondern auch die Seelen und Seligkeit meiner mir von Gott übergebenen Unterthanen zu retten und zu verantworten. Mein Leib und Vermögen

und alles zeitliche Gut steht zu des Kaisers Befehl und solchem Befehl werde ich allezeit mit der höchsten Treue gehorsamen; im Uebrigen aber, weiß ich nicht, wem ich mein Gewissen und Seelenheil verrechen könnte, denn allein Gott und meinem Herrn Jesum Christum."

Auch der Hofprediger seines Bruders, Johann Agricola, versuchte es, vor dem Markgrafen das Interim zu rechtfertigen und seinen Unwillen gegen dasselbe zu mildern. Der Fürst ließ ihm aber schreiben: Se. hochfürstl. Gnaden könnten das Interim mit ihrem Gewissen nicht zusammenreimen und fänden gar vieles darin, das mit Gottes Wort nicht stimmen will. Ehren Agricola, der Christum so lange gepredigt und in der Schrift gewaltig und genugsam verständig sein wolle, möge wohl ermahnt sein, sich nicht durch Reichthum, Gnade und Menschengunst zum Abfall von der reinen Lehre verleiten zu lassen, sondern möge seinen Herrn Christum öffentlich bekennen; denn es stände geschrieben: wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater — ingleichen: wer Vater und Mutter lieber hat, denn mich, der ist mein nicht werth. Darum möge sich Agrikola wohl vorsehen, daß ihn der Spruch nicht treffe: „Ich werde das verwahrloste Blut aus seinen Händen fordern."

Der Markgraf Johann ließ auch durch seinen Superintendent Wenzel Kielemann zu Cüstrin eine Schrift anfertigen und drucken, in welcher die durch das Interim bedrohte evangelische Kirche getröstet und zur Treue und Standhaftigkeit im Glauben ermahnt wird. Sie führt den Titel: „Eine Weissagung und ein schöner herrlicher Trost für alle hochbetrübte fromme christliche Herzen zu dieser jetzigen trübseligen Zeit, aus dem 14 Kapitel der Offenbarung Johannes. 1548." Der Sieg des Evangeliums, die gänzliche Reformation der Kirche und der Fall des römischen Babels wird ver-

heißen, jeder Kreuzträger Christi aber zur Geduld und Beharrlichkeit ermahnt; denn Keiner wird gekrönt, er kämpfe denn recht. Die in diesem Kampf untergehn, sterben im Herrn, ruhen von ihrer Arbeit, und ererben die ewige Seligkeit.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Viele evangelische Geistliche, die das Interim nach ihrem Gewissen nicht annehmen konnten, hatten ihre Stellen aufgegeben und irrten schutz- und heimathlos umher. In Magdeburg fanden sie eine schützende Aufnahme; aber auch der Markgraf Johann nahm sich ihrer freundlich an. Dies geschah besonders auf Fürbitte Melanchthons, der unterm 24 Januar 1549 dem Fürsten in einem Briefe, der bis jetzt noch ganz unbekannt war, schrieb: „Gottes Gnade durch seinen eingebornen Sohn Jesum Christum unsern Heiland und wahrhaftigen Helfer zuvor! Durchlauchtiger, Hochgeborner, Gnädiger Fürst und Herr! Ew. Fürstl. Gnaden werden von den Sachen, dem achtbaren und hochgelahrten Herrn Adriano befohlen, wahrhaftigen und gründlichen Bericht von ihm vernehmen, denn er die Handlung nicht allein von mir, sondern zuvor von Joachimo Camerario, dem wohl zu glauben ist, angehört. Und wiewohl ich wollt, die Handlung wäre klarer gewesen, so ist doch durch Gottes Gnade in nöthigen Stücken in keine Veränderung gewilligt und hat sich sonderlich die Ritterschaft wohl und christlich gehalten. Ob auch Kaiserl. Majestät mit diesem Erbieten gesättigt sein werde, ist großer Zweifel, und so man weiter grübeln wird, ist mein Gemüth entschlossen durch Gottes Gnade nichts weiter nachzugeben und Verfolgung zu gewarten. Und wiewohl gerühmt wird, das Interim soll eine neue ewige, selige Reformatio

sein, so acht ich doch, es werde in zweien Jahren wiederum erlöschen, und daß es zu großer Unruh (oder Unfug — unvug) dient, ist vor Augen."

„Dieweil auch an vielen Orten christliche Prädikanten verjagt werden, bitte ich unterthänigklich und um Gottes Willen, Ew. Fürstl. Gn. wollen darauf gedenken, ob etwa ein Kloster dazu zu verordnen, da in der Eil arme verjagte Priester eine Zeit lang Herberge haben möchten. Der Sohn Gottes, Jesus Christus unser Heiland wolle Ew. Fürstl. Gn. allezeit seliglich regieren und bewahren. Datum Wittenberg, am Tage Timothei, der im funfzehnten Jahre, nachdem er mit St. Paulo erstlich ausgezogen, zu Epheso gekhpft worden ist, und ist nicht alt geworden, aber Titus ist bei Leben blieben und über achtzig Jahre alt geworden. Ew. Fürstl. Gn. unterthänigster Diener."

Was Melanchthon hier von den gepflogenen Religionshandlungen sagt, bezieht sich auf das sogenannte Leipziger Interim. Als nämlich der Churfürst Moritz vom Augsburger Reichstage zurückgekehrt war, ließ er die Stände seines neuen Landes und mehre angesehene Theologen in verschiedenen Städten, zuletzt in Leipzig, zusammenkommen, um sich über die Annahme des Interims zu berathen. Der Churfürst hatte ihnen das Verlangen des Kaisers, seine Religionsformel anzunehmen, eröffnet, und sie zugleich ermahnt, keine unnöthige Schwierigkeiten zu machen, sondern so weit es ihr Gewissen zulasse, nachzugeben. Die Theologen, welche ihr Gutachten darüber abgeben sollten, waren Ph. Melanchthon, Paul Eber, Johann Bugenhagen, Georg Mayer, Lehrer der Gottesgelahrtheit zu Wittenberg, und Johann Pfeffinger, Superintendent zu Leipzig. Auf Melanchthon kam im Grunde Alles an. Doch mit ihm glaubten Alle, man müsse sich in die traurigen Zeitumstände schicken, dem Befehle des Kaisers und dem Willen des Landesherrn

sich fügen, so weit es ohne Nachtheil für den evangelischen Glauben geschehen könne. So kam denn nach dem Beschluß des Landtages eine neue Glaubensformel zum Vorschein, die man wegen ihrer Verwandtschaft mit der Augsburger das Leipziger oder das neue, auch junge Interim nannte.

Was die Magdeburger im guten Vertrauen auf den Schutz des Allerhöchsten gehofft, und was Melanchthon von der Dauer des Interims vorhergesagt hatte, das traf früher und glücklicher ein, als zu erwarten stand. Der Churfürst Moritz, ein Mann von Kraft und Charakter, der seine Würde als Fürst und deutscher Reichsstand fühlte, sein Vaterland liebte und die Ehre höher achtete, als die Gunst des Kaisers, bemerkte mit Unwillen die dreisten Schritte, welche Karl V zur Unterdrückung der deutschen Freiheit und Fürstenmacht that. Daß er gegen sein gegebenes Kaiserwort den Landgraf Philipp gefangen nahm und ihn mit Johann Friedrich wie zur Schau mit sich umherführte, daß er die Religion nur zum Vorwande brauchte, um seine ehrgeizigen Entwürfe auszuführen, daß er alle den Protestanten auf früheren Reichstagen eingeräumte Rechte und Freiheiten willkürlich aufhob: das erweckte in Moritz den Entschluß, dem Kaiser Gehorsam und Freundschaft aufzukündigen und ein Retter der deutschen und evangelischen Freiheit zu werden. Dazu benutzte er den Befehl des Kaisers, an dem widerspenstigen Magdeburg die Reichsacht zu vollziehen. Er wußte die Sache in die Länge zu ziehen, betrieb die Belagerung sehr fahrlässig, warb eine Menge Truppen, und verglich sich endlich am 8 November 1551 mit der Stadt unter der leichten Bedingung, daß sie ihm die Thore öffnen, als ihren Burggrafen anerkennen, ihm in des Kaisers Namen huldigen und eine geringe Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten zahlen sollten. Dagegen sicherte er ihnen die Erhaltung aller ihrer Rechte und

Freiheiten, und die ungestörte Uebung ihres Glaubens. Magdeburg sollte sein Schutz- und Waffenplatz werden.

Unter den Gefangenen, die Moritz in Magdeburg machte, fand sich Johann von Heydeck, den der Kaiser in die Acht erklärt hatte, ein entschlossener Mann, in Staatshändeln wie im Kriege geübt und erfahren. Diesen gebrauchte der Churfürst Moritz, um heimlich ein Bündniß gegen den Kaiser zu Stande zu bringen, an welchem unser Churfürst Joachim II, der Markgraf Albrecht der jüngere von Kulmbach, Herzog Georg von Mecklenburg, Herzog Ulrich von Würtemberg und der tapfere Sebastian Schärtlin Theil nahmen. Sogar Heinrich II, König von Frankreich, trat dem Bunde bei. Markgraf Johann verweigerte zwar seinen Beitritt, gestattete jedoch die Aushebung und Anwerbung von zweitausend Reutern und Landsknechten in seinem Gebiete. Joachim, der mit Unwillen und Schrecken die steigende Despotie des Kaisers sahe, erhielt vom Churfürst Moritz für seinen Sohn Friedrich den bischöflichen Stuhl in Magdeburg und glaubte bei aller Achtung vor dem Reichsoberhaupte die Freiheit des Glaubens und die Ehre der deutschen Fürsten gegen denselben vertheidigen zu müssen.

Sobald der eben so vorsichtige als tapfere Churfürst Moritz auf einem Landtage zu Torgau sich mit seinen Landständen berathen und verständigt hatte, brach er im März 1552 mit seinem Heere plötzlich auf und erklärte dem Kaiser gemeinschaftlich mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, ältestem Sohn des gefangenen Landgrafen Philipp, den Krieg. In einem gedruckten Manifeste gaben sie die Ursachen an, die sie zu dieser Gewaltthat berechtigten. Mit raschen Schritten zog Moritz durch Franken und Schwaben, vereinigte sein Heer mit denen des Landgrafen Wilhelm und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, unterwarf sich die wichtigsten

Städte Schwabens, namentlich am vierten April Augsburg, und rückte dann gegen Tyrol, wo er die wichtige Grenzfestung, die Ehrenberger Klause am 19ten Mai eroberte und dreitausend Gefangene machte. Der Kaiser, der sich mit seinem Bruder in Inspruck befand, ergriff eiligst die Flucht und setzte noch vorher die beiden gefangenen Fürsten in Freiheit. Am 20sten Mai rückte Moritz in Inspruck ein, das Karl V erst die Nacht zuvor verlassen hatte. Er hätte ihn leicht einholen und gefangen nehmen können, aber „für einen solchen Vogel, sagte er, habe ich keinen Käfich." Die aber seit dem Jahre 1551 auf dem Concilium zu Trident versammelten Väter gingen bei der Nachricht von Moritzen's Annäherung in möglichster Eile auseinander.

Unterdeß war der König von Frankreich in Lothringen eingedrungen, der Markgraf Albrecht trieb von den geistlichen Staaten, besonders in Mainz, Bamberg und Würzburg Brandschatzungen ein, während Moritz in des Kaisers Erblanden vordrang. Ein neuer Türkenkrieg hatte unglücklich begonnen, und so sahe sich der mächtige Karl, gewohnt, einer Welt Gesetze vorzuschreiben, plötzlich in die traurigste Lage versetzt. Sein Bruder Ferdinand hatte mit Moritz Friedensunterhandlungen begonnen, welche zur Eröffnung des Passauer Kongresses führten. Als der Kaiser in die Bedingungen, welche der Sieger vorschrieb, nicht eingehen wollte, brach Moritz plötzlich auf und belagerte Frankfurt am Main, unterdeß Markgraf Albrecht Worms und Speier wegnahm und allenthalben Kriegssteuern ausschrieb. Da sah sich Karl V genöthigt, am 2 August 1552 den denkwürdigen Vertrag zu unterschreiben, welcher als die feste Grundlage der protestantischen Glaubensfreiheit in Deutschland zu betrachten ist. Die Stände, welche sich zur Augsburgschen Confession bekannten, sollten eine völlige und ungestörte Gewissensfreiheit genießen und weder vom Kaiser noch von den Mitgliedern des katholi-

schen Bundes beunruhigt werden. Ein Gleiches versprachen die evangelischen Stände gegen ihre katholischen Unterthanen. Zugleich machten sie sich verbindlich, sogleich nach dem Abschluß des Vertrages die Waffen niederzulegen und alle Feindseligkeiten einzustellen. Von der Gültigkeit und Ausführung des Interims solle forthin nicht mehr die Rede sein; es wird als völlig aufgehoben betrachtet. Zur Abhülfe der sonstigen Beschwerden des Churfürst Moritz und seiner Bundesgenossen sollte der Kaiser baldigst einen Reichstag ansetzen, dem ehemaligen Churfürst Johann Friedrich die Herzoglich Sächsischen Länder durch einen besondern Restitutionsbrief zusichern und den Landgraf Philipp in seiner früheren Würde und Macht feierlich anerkennen. Mit schwerem Herzen vollzog der Kaiser diesen Vertrag. Er sah das Ziel seines Lebens verfehlt und sein Streben nach unumschränkter Macht in Deutschland vereitelt.

Moritz, dessen persönliche Freundschaft für den König Ferdinand durch die Erhebung der Waffen gegen seinen Bruder nicht geschwächt worden war, zog mit einer bedeutenden Macht in den Krieg gegen die Türken, um der Welt zu zeigen, daß er nicht aus Haß oder Ehrgeiz, sondern aus regem Eifer für die heilige Sache der Religion und des Vaterlandes den Krieg gegen den Kaiser geführt habe. Hier erwarb er sich neuen Kriegsruhm und bewirkte durch siegreiche Unterwerfungen einen baldigen vortheilhaften Waffenstillstand. In sein Vaterland zurückgekehrt, erwartete ihn ein neuer widerwärtiger Kampf. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein wilder, kriegslustiger Soldat, dem das Waffengeklirr und rauhe Kriegshandwerk mehr gefiel, als ein ruhiges, friedfertiges Leben zur Wohlfahrt seiner Unterthanen, weigerte sich, den Passauer Vertrag anzunehmen und die Waffen niederzulegen. Er durchzog nicht nur plündernd und zerstörend das Frankenland, sondern fiel auch mit seinen raub-

süchtigen Schaaren in die Sächsischen und Braunschweigschen Lande ein. Moritz forderte ihn mit Ernst und Nachdruck auf, seine Verwüstungen einzustellen und das Heer auseinander gehen zu lassen. Als aber diese Mahnungen mit Hohn zurückgewiesen wurden, verband er sich mit König Ferdinand und anderen deutschen Fürsten, um an dem Widerspenstigen die ausgesprochene Reichsacht zu vollziehn. Bei Sieversshausen im Lüneburgschen kam es am 9ten Juli 1553 zu einem blutigen Treffen, in welchem zwar Albrecht geschlagen, aber Moritz auch so schwer verwundet wurde, daß er zwei Tage nach der Schlacht, drei und dreißig Jahre alt, zum großen Nachtheil für die evangelische Kirche und das deutsche Vaterland, sein heldenmüthiges Leben beschloß. Seinem Bruder August, der nach ihm die Churwürde Sachsens bekleidete, war es beschieden, in dem Augsburger Religionsfrieden 1555, welcher den Augsburger Confessionsverwandten ihre kirchlichen und bürgerlichen Rechte im ausgedehntesten Umfange sicherte, das große, von seinem Bruder begonnene, Werk rühmlich zu vollenden.

Der geschlagene Markgraf Albrecht, dessen Truppen in eiliger Flucht sich zerstreut hatten, nahm seine Zuflucht nach Berlin, wo er aber keine gute Aufnahme fand. Joachim II, der ihn oft zur Niederlegung der Waffen aufgefordert hatte, war durch den Tod des Churfürst Moritz tief betrübt worden und machte seinem Vetter über seine wilde Gemüthsart gerechte Vorwürfe. Diese mochte der rauhe Mann nicht hören und ging nach Küstrin zum Markgraf Johann, wo ihn die Markgräfin nicht vor sich lassen wollte, weil sie in der Schlacht bei Sieversshausen zwei Brüder verloren hatte. Der ruhelose Herr starb zu Sforzheim 1557 und seine Länder wurden eingezogen. Durch Markgrafs Johann Vermittelung kam 1558 der Vergleich zu Wien (wohin er selbst gereiset war) zu Stande, nach welchem die fränkischen Länder an Georg

Friedrich von Anspach, der so eben Johann's Schwiegersohn geworden war, zurückgegeben wurden.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

In dem Religionsfrieden von Augsburg am 25 September 1555 wurde festgestellt, daß sowohl die Anhänger der Augsburgschen Confession, als die der römisch-katholischen Kirche völlig gleiche Rechte und ungestörte Freiheit haben, diejenigen aber, welche sich zu keiner von beiden bekennen, von diesem Frieden gänzlich ausgeschlossen sein sollten. Ueber den Fall, wenn ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein anderer Geistlicher von der alten Religion abtreten würde, konnten sich zwar die Stände beider Religionen nicht vergleichen, aber der König Ferdinand, der Namens seines Bruders den Reichstag abhielt, setzte aus kaiserlicher Machtvollkommenheit fest, daß derselbe alsdann sein Erzbisthum, Bisthum, Prälatur und andere geistliche Aemter mit ihren Einkünften, jedoch ohne Nachtheil für seine Ehre, verlieren und den Domkapiteln sofort eine neue Wahl verstattet werden sollte. Die von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter, welche keinen unmittelbaren Reichsständen gehörten, und deren Besitz die Geistlichen zur Zeit des Passauer Vertrages nicht inne gehabt hatten, sollten in diesem Frieden mitbegriffen sein. Wider die Augsburgschen Religionsverwandte soll keine geistliche Gerichtsbarkeit gebraucht werden. Kein Stand soll den andern noch dessen Unterthanen zu seiner Religion dringen oder wider ihre Obrigkeit in Schutz nehmen. Wenn aber Unterthanen der Religion willen ihr Land verlassen wollen, so soll ihnen dies, und der Verkauf ihrer Güter gegen eine billige Abgabe nicht verhindert werden. Dieser Friede soll bis zu einer christlichen,

freundlichen und endlichen Vergleichung der Religions- und Glaubenssachen unverbrüchlich gehalten werden.

Keiner empfand über diesen Religionsfrieden eine größere Freude, als der Markgraf Johann, der deshalb auch ein allgemeines Dankfest in seinen Landen anordnete. Ihm war der evangelische Glaube eine recht theure Angelegenheit des Herzens und Lebens; die Verfolgung und Unterdrückung desselben hatte ihm viele Sorgen und Kummer bereitet. Nun sahe er seine Kirche gesichert, seinen Glauben gerechtfertigt, die Augsburgsche Confession von Kaiser und Reich anerkannt. Dreißig Jahre hatten die harten Kämpfe und Bewegungen in Deutschland gewährt, ehe man zu einem guten Einverständniß gekommen und die Hand zum Frieden sich geboten. Zwar gab die katholische Parthei nur zögernd und halb gezwungen nach, und im Herzen blieben Groll und Mißgunst zurück; aber es stand doch die evangelische Kirche stark und Achtung gebietend da und hatte ihren rechtlichen Bestand glorreich erkämpft. Die drei weltlichen Kurfürsten, deren Stimme im Fürstenrath von Gewicht und Einfluß war, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, gehörten ihr an. Die meisten weltlichen Reichsfürsten, bis auf Baiern, Cleve und einen Theil von Braunschweig, waren Mitglieder dieser Kirche. Fast alle Reichsstädte von Bedeutung hatten sich für dieselbe erklärt. Eifrige Beschützer der Kirche und wachsame Vertheidiger ihrer Rechte waren: der Churfürst August von Sachsen, der Herzog Christoph von Würtemberg und der Landgraf Philipp von Hessen. Im Anhaltschen Hause hatte die Reformation zwei Jahre vor dem Religionsfrieden an dem frommen, gelehrten und biederherzigen Fürst Georg, Dompropst zu Meissen und Magdeburg, einen treuen Anhänger und glaubensfesten Vertheidiger verloren.

Deutschland ist das Land des Protestantismus und nach den erkämpften Siegen und eingeräumten Rechten hätte man

wohl eine raschere Verbreitung der Reformation erwarten sollen, um so mehr, da schon geistliche Fürsten angefangen hatten, sich für dieselbe zu erklären und der Sohn Ferdinands, der Erzherzog Maximilian, ihr günstig war. Aber vielfache Hindernisse traten ihr hemmend entgegen. Karl V, der Ehrgeizige und Herrschsüchtige, in dessen Leben und Thaten sich keine Spur findet, welche auf große, für das Wohl der Menschheit und für hohe sittliche Zwecke berechnete Entwürfe schließen ließe, dessen Politik lauernd und selbstsüchtig, dessen Herz kalt und verschlossen war, sahe den Zweck seines Lebens verfehlt, alle seine ehrgeizigen, auf weltliche Macht und Herrlichkeit berechneten Pläne gescheitert. Durch Geburt, Verwandtschaft und Glück sahe er sich zum Beherrscher der blühendsten Reiche Europas erkoren; fremde Welttheile spendeten ihm ihre Schätze, die Sonne ging in seinem Reiche nicht unter; viele Talente zum Herrschen waren in seine Seele gelegt: und doch ist seine vieljährige Regierung ohne Seegen für die Welt geblieben, und er selbst hatte keine Freude und keinen Frieden. Unmuthig über gescheiterte Entwürfe und unerreichte Wünsche versank er in eine tiefe Schwermuth. Er theilte im Jahre 1556 seine Krone unter seinen Sohn Philipp II von Spanien und seinen Bruder Ferdinand von Oestreich, um nach einem unruhigen thatendurstigen Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit seinen Tod zu erwarten. Er fand denselben zwei Jahre darauf. — Die Freunde der Reformation müssen es der göttlichen Vorsehung danken, daß sie neben dem kalten, gemüthlosen, unersättlichen Karl V den unruhigen, ritterlichen Franz I und den prächtigen, ruhmdurstigen Solimann als Gegengewicht gestellt hat. Ohne dieselben wären die Protestanten wohl unterdrückt und eine Beute des arglistigen Kaisers geworden.

Kaiser Ferdinand war unabläßig darauf bedacht, das Verlorne wieder zu gewinnen und das katholische Gebiet zu

vergrößern. Die geistlichen Regenten der römischen Kirche, welche durch die Reformation alles zu verlieren hatten, stellten derselben Wehr- und Bollwerke aller Art entgegen. Sie wußten auf ihre evangelische Unterthanen durch Gesetze und Zwangsmittel, ja selbst durch Drohungen und Strafen, hemmend einzuwirken, verwiesen sie auch wohl des Landes. Dazu kam der geistliche Vorbehalt (Reservatum ecclesiasticum), den der König Ferdinand in Ansehung der Religionsveränderung katholischer Prälaten in den Augsburger Reichsabschluß von 1555 zu bringen gewußt hatte, und der die geistlichen Fürsten von jedem Glaubenswechsel abhielt. Auch mochte der Reichsadel im südlichen Deutschland in den reichen kirchlichen Erzämtern und Stiften die Versorgung seiner jüngeren Söhne nicht gern verlieren.

Die geschworenen Erz- und Erbfeinde der Reformation aber waren die Jesuiten, die im Jahre 1540 unter ihrem Herrn und Meister, dem schwärmerischen Spanier Ignatius von Loyola, zu einem Bunde zusammentraten, der Jahrhunderte lang Urheber und Beförderer unnennbaren Irrsals und Jammers, blutiger Kriege und heilloser Revolutionen geworden ist. Es ist entsetzlich, wenn Religion und Kirche Namen und Vorwand zu den schwärzesten Verbrechen, zum Königsmord und Umsturz bürgerlicher Ordnung hergeben müssen. Ihr Zweck war Vertilgung der Ketzer, Befestigung und Erweiterung des päpstlichen Ansehens, Herrschaft der römischen Kirche und unumschränkte Macht über die Gewissen. Zu dem Ende bemächtigten sie sich der Erziehung der Jugend, der akademischen Lehrstühle und der Kanzeln in großen Städten, sandte Glaubensboten in alle Welt, predigten Krieg und Verfolgung gegen die Ketzer, schlichen sich als Beichtväter in das Vertrauen und in die Kabinette der Fürsten, und suchten als Schriftsteller die öffentliche Meinung zu leiten. Zur Erreichung dieser Zwecke war jedes Mittel erlaubt und willkommen.

Sie suchten alle guten Köpfe, jedes hervorragende Talent, die Reichen und Mächtigen für sich zu gewinnen, die Einfältigen zu berücken, die Aengstlichen einzuschüchtern, den Stolzen zu schmeicheln, den Abergläubischen die Hölle heiß zu machen. Ihre Erziehung im Orden war strenge, auf den blindesten Gehorsam, auf knechtische Selbstverleugnung, auf unermüdlichen Fleiß und Erweckung aller schlummernden Kräfte berechnet.

Und diesen gefährlichen, stets wachsamen und thätigen Leuten gegenüber schliefen die Wächter der evangelischen Kirche, erkalteten in ihrem Eifer, zerfielen in Streit und Hader über Glaubenssätze, und scheueten sich vor Gefahren und Kämpfen. Wären die Grundsätze der Reformation nicht ächt christlich und die Lehren der evangelischen Kirche nicht dem Worte Gottes gemäß, so würde unter solchen Umständen, besonders unter den Gräueln und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges und bei der steigenden Macht ihrer Gegner, die neue Kirche bald ihren Untergang gefunden haben. Aber es gilt von ihr der Ausspruch des Gamaliels: „Ist das Werk aus den Menschen, so wirds untergehen, ists aber aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen.“ Ap.-Gesch. 5, 38 und 39. Aber wir sollen auch des Paulus Zuruf beherzigen: „Werdet nicht der Menschen Knechte, ihr seid theuer erkauft. Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“ 1. Cor. 7, 23 und 16, 13. Denn noch ist er nicht ausgekämpft, der große Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus. Die alten Feinde des Lichts rücken heran und suchen aus der wohlverwahrten Rüstkammer die verrosteten Waffen. Der Orden der Jesuiten ist wieder ins Leben getreten und hat die frühere Anerkennung und den Schutz seiner Kirche gefunden, obgleich eine schwere Schuld auf ihm lastet und arge Verbrechen ihn in den Augen der Welt geächtet haben.

Die Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern haben

immer zu den treuen und mächtigen Schutzherren der evangelischen Kirche gehört und mit besonnenem Eifer ihre Rechte vertreten. So benutzten denn auch die beiden Stifter derselben, die Brüder Joachim II und Johann V, sorgsam die Zeit des Friedens, um der neuen Kirche inneren Halt, Werth und Würde zu geben. Es gab noch sehr viele dunkle Gegenden in der Mark, viel Unwissenheit und rohe Gesinnung. Der Kanzler Weinleben beklagt sich in einem Bericht an den Churfürst von seiner Visitationsreise im Jahre 1541 über die viele Widerwärtigkeit, Gegensprüche und Ungehorsam, die er beim Landadel finde. „Ich möcht lieber, schreibt er, auf einen Reichstag ziehen und zwanzig Wochen lang mit unsern Widersachern verhandeln, denn hier zu Lande mit den Hansen von Adel. Ja wenns zu zechen gäbe oder Jagden angestellt würden, möchten die Junker wohlauf sein. Doch hoffe ich Lohn von Gott. Wäre es nicht ein so heilsam Werk, verfallene Kirchen zu bauen, dem armen Volk christliche Hirten zu geben und dem Kirchenraub zu wehren, ich würde Ew. Churf. Gnaden längst um Urlaub und Ablaß gebeten haben."

Mit den Geistlichen sah es nicht viel besser aus. Darum gab der Churfürst bereits 1543 (Mittwochs nach Lucia) eine Pfarrordnung, worin Folgendes festgesetzt wurde: 1) die Pfarrer kamen bisher meistens ohne Präsentation und Confirmation ins Amt, wodurch die Kirche mit ungeschickten und unbewährten Pfarrern versorgt wird. Diese versäumen den Unterricht der Leute, ändern an der Kirchenordnung, was ihnen beliebt, und richten viel Schaden an. Darum soll künftig jeder Collator oder Patron den erwählten Pfarrer dem würdigen hochgelahrten Superintendent, Rath und lieben Getreuen Johann Agrikola Eisleben präsentiren, um von demselben wegen seiner Tüchtigkeit geprüft zu werden. Darauf wird dann die Confirmation und Ordination erfolgen. 2) Diejenigen Geistlichen, welche ohne Prüfung und Bestäti-

gung ins Amt gekommen, auch nicht ordinirt sind, sollen sich bis zum Tage Purificationis Mariä ebenfalls bei Dr. Agricola melden, um nachträglich geprüft, und wenn sie bewährt gefunden, bestätigt zu werden. Melden sie sich nicht, so sollen sie als untüchtige und ungenugsame Pfarrer abgesetzt und dafür bewährte Pfarrer eingesetzt werden. Patrone, welche sich dem widersetzen, sollen ihr Patronatrecht verlieren: „denn daß es mit den Pfarrern in ihrer Annehmung dermaßen, wie berührt, soll gehalten werden, ist durch die alten Kanones und nach Gestalt der jetzigen Zeit aus hohen, beweglichen und christlichen Ursachen hoch nutz und nothdürftig bedacht, denn in geringeren Händeln, Gilden und Zünften unerforschte und unbewehrte Leute nicht zugelassen werden, welches allhier in diesem höchsten Amte der Seelsorge viel mehr geschehen soll." Die Pfarrer sollen offene Laster, als Gotteslästerung, Schwören, Wuchern, Vollsaufen, Hurerei, Ehebruch und dergleichen strafen und den Verbrechern Gottes Urtheil über sie verkündigen und dabei Niemand schonen. Wo ihnen dergleichen Sünder angezeigt werden, sollen sie dieselben ernstlich vermahnen nach Christi und des Apostels Pauli Beispiel. „Würde dann daraus keine Besserung folgen, mögen sie dieselbigen Hurer, Ehebrecher, Lästerer und dergleichen öffentlich in den Bann thun oder unserm geistlichen Consistorio allhier denunciiren, damit wider sie möge nach Gebühr proceedirt werden. 4) Gelangt uns auch an, daß die Patrone der Pfarrer, sonderlich Etliche vom Adel, den Pfarrern an den zugehörigen Pfarrgütern, an liegenden Gründen, Pachten, Diensten, Zinsen, Zehenden und Einkommen mannigfachen Abbruch thun, hindern, verbieten und an sich ziehen, und solches auch an den Kirchengütern thun, welches ein Zeichen ist, daß sie Gott und sein Wort nicht lieben noch achten, sonst würden sie desselben Diener anders verhalten und ihnen viel lieber was mehr geben, denn nehmen, auch bedenken, daß hiedurch verursacht

wird, daß wenig Pfarrer werden müssen, auch die Pfarrkirchen ungebaut bleiben, wie denn allbereit viele Pfarren ledig stehen und die Pfarrer wegen solcher Abscheu und Entziehung ihres Einkommens schwer zu bekommen." 5) Auch den Wittwen und Kindern verheirathet gewesener Prediger soll das Einkommen bis Margarethe bleiben, weil sie das Feld bestellt und die Früchte ausgethan haben. Nur das Pfarrinventarium haben sie an den Nachfolger abzugeben.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Die beiden Brandenburgschen Fürsten hatten hinsichts der eingezogenen Kirchen- und Klostergüter festgestellt, daß sie nur zu frommen und geistlichen Zwecken, wozu auch das Schulwesen gerechnet wurde, verwendet werden sollten. Bereits im Jahre 1543 hatten sie in einer zu Köpenick Montags nach Laurentii ausgestellten Urkunde folgenden Vergleich getroffen: „Von Gottes Gnaden Wir Joachim des heiligen Römischen Reichs Erzkämmerer und Churfürst, und Johannes Gebrüder, Markgrafen zu Brandenburg u. s. w. bekennen und thun kund für uns und unsere Erben und Nachkommen. Nachdem die geistlichen Güter von Prälaturen, Klöstern und Stiftern jetzo fast in Veränderung kommen und dann Etliche von Prälaten und Klöstern sind, welche in unsern beiderseitigen Landen Dörfer, Güter und Einkommen haben, haben wir uns derselbigen halber dermaßen vereinigt, daß wo von uns in denselben Veränderungen gemacht würden, daß solche Güter, so viel deren in Unsern, des Churfürsten, Landen gelegen, obgleich die Prälaten oder Klosterpersonen in unsers lieben Bruders Markgraf Johannsen Landen mit Leibe residirt hätten, uns sollen verbleiben, und hinwieder, da die Prälaten

in unsern, des Churfürsten, Landen gesessen oder wohnhaftig und in unsers lieben Bruders, Markgraf Johannsen Landen Güter und Einkommen hätten, sollen dieselben Sr. Liebden gleichergestellt folgen und bleiben. Deutlich und ungefährlich zur Urkund haben wir unser Insiegel an diesen Brief hangen lassen."

Eine zweite Urkunde ist in gleicher Weise vom Markgraf Johann ausgestellt; beide aber sind von den Brüdern eigenhändig unterzeichnet. Die geistlichen Güter in eines Jeden Lande fielen demnach dem Landesherrn zu, wenn sie auch zu den Stiften in dem Landestheile des andern Bruders gehörten. Die Visitatoren hatten nun das Geschäft, alle vorhandenen Lehen, geistliche Güter, Kirchenvermögen, Natural-Eigenthum ꝛc. in einem Orte zu sammeln und damit die Bedürfnisse für Kirchen und Schulen zu decken, jedoch so, daß die für wohlthätige Zwecke bestimmten Güter der Stiftung gemäß verwendet würden. Die den Kalands-, Marien- und Kreuzbrüdern, den Elendsgilden und anderen frommen Korporationen gehörigen Grundstücke und Güter wurden entweder den Hospitälern überwiesen oder zu kirchlichen und Schulzwecken verwendet. Doch bedurfte es dazu jedesmal der landesherrlichen Genehmigung. Da die Bettelmönche gleich nach der Reformation ihre Klöster verlassen hatten, so wurden diese in der Regel den Städten zu Schulgebäuden oder Wohnungen für arme Leute überlassen. Was nun nach Vertheilung des vorhandenen Kirchenguts an den Bedürfnissen für Geistliche und Schulen noch fehlte, mußte die Gemeindekasse zuschießen. Das wurde besonders den Städten zur Pflicht gemacht, die bei der Aufhebung des alten Kirchenverbandes über die geistlichen Güter hergefallen waren und sie zu weltlichen Zwecken willkürlich verwendet hatten.

Darüber beklagten sich die Städte häufig und baten die Landesherren um Beihülfe aus den zum Theil eingezogenen

reichen Stiften und Klöstern. So kam z. B. der Magistrat in Berlin 1550 um Erleichterung bittend ein, weil das Rathhaus die Prediger, Kirchendiener und Schullehrer zu St. Marien und Nikolai unterhalten müsse und darüber dasselbe entblößt und in Schulden gerathen sei. Se. churf. Gnaden hätten viele stattliche Lehen zu dem neuen Stifte zu Cöln an der Spree geschlagen, und so wären sie ohne Mittel zum Unterhalt und zur Besoldung genannter Kirchen und Schulen; der Churfürst möchte sie deshalb mit mehr geistlichen Gütern und Einkommen gnädig bedenken. Joachim II schenkte ihnen darauf alles Einkommen und Besitzthum des Kalands „mit allen Rechten, Zinsen, Diensten, Erbschaften und allem Zubehör, nichts davon ausgenommen, zur Unterhaltung und Besoldung der Kirchendiener erblich und ewiglich, um Gottes und lauter Andacht willen." Johann George bestätigte und vermehrte diese Schenkung im Jahre 1595. Aehnliche Gesuche kamen aus Prenzlau, Landsberg, Spandau, Brandenburg, Frankfurt und Perleberg, denen mehr oder weniger von eingezogenen Stiften und Klöstern zugebilligt wurde.

In einem Schreiben an den Rath der Stadt Perleberg vom Jahre 1560, worin der Churfürst demselben die Kalands-Besitzungen in der Stadt gegen eine jährliche Rente von 68 Gulden an das Domstift zu Cöln überläßt, sagt er ausdrücklich, daß er durch einen Landtagsbeschluß der Prälaten, Grafen, Herrn von Adel, Ritterschaft und Städte berechtigt worden sei, alle und jede Kalande samt deren Zubehör und Gerechtigkeit einzuziehen und wiederum zu geistlichen Zwecken „oder sonst unserer Gelegenheit nach" zu verwenden. Wenn nun auch auf diese Weise die Güter der Kirche und frommer Societäten im Geiste der Stiftung verwandt worden sind, so läßt sich dies doch nicht von den reichen Besitzungen der Klöster Lehnin, Chorin, Zinna, Himmelspforte, Krevese, Leitzkau, Diesdorf, Arendsee, Soldin, Dambeck, Hildesleben, Salz-

wedel, zum heiligen Grabe, Neuendorf, Spandau und Stepenitz sagen. Die Klöster wurden zwar nicht aufgehoben, aber doch sehr beschränkt und mußten nach und nach aussterben. Die Güter wurden administrirt, verpfändet, verkauft und nach und nach in landesherrliche Domainen verwandelt. Unter spätteren Regenten geschah dies auch mit den Gütern des Bisthums Lebus. Die Bisthümer Brandenburg und Havelberg wurden in weltliche Domstifte für Adliche verwandelt.

Der Eifer für theologische Studien, für kirchliche Angelegenheiten und für das gottesdienstliche Ceremoniel stieg bei Joachim II mit den Jahren. Er ließ sich mit den Theologen seiner Zeit in lange Disputationen und dogmatische Untersuchungen ein, setzte die Instructionen für die Reichstagsgesandte selbst auf, oder begleitete sie mit eigenhändigen Bemerkungen, las alte Missale's, Viatica, Agenden und Kirchenordnungen, und sammelte die Gesänge, Collekten, Bibelabschnitte und dergleichen zu dem Kirchen-Ceremoniel an Sonn- und Festtagen. Das Königl. geheime Archiv bewahrt darüber viele Dokumente, aus welchen auch hervorgeht, daß der ernste Herr den Scherz liebte und im guten Humor manchen Spaß anbrachte. Mit Recht konnten deshalb die 1580 vom Churfürst Johann George mit Anfertigung eines neuen Cantional, Missal und Brevier beauftragten Gelehrten (Paul Musculus und sein Bruder Andreas Musculus und der Dompropst Georg Cölestinus) dem Landesherrn schreiben: „Dero Herr Vater suchte alle Religionssachen mit großem Bedacht, in guter Ordnung und mit weisem Rathe zu bessern, und dennoch haben Ew. Durchlaucht allerlei Gewirre und Widerstreit mit großen gefährlichen Erregungen vorgefunden. Wie nun Ew. churf. Gn. alles hintangesetzt und in seinem Wesen gehen, stehen und liegen lassen und sich nur allein darum bemühet, daß Ew. churf. Gn. die Religion, Gottes Wort, reine Lehre samt anhangenden christ-

lichen Ceremonien und Kirchenübungen recht stellen, so treten Ew. churf. Gn. in die Fußtapfen Dero Herrn Vaters, der unabläſſig darauf bedacht war, die heilige göttliche Wahrheit, der Augsburgſchen Confeſſion und Lutheri Schriften gemäß, für ſich, derſelben Landen und ihren Nachkommen unverändert zu erhalten."

Nach Agrikola's 1566 erfolgtem Tode machte Joachim II den Pfarrer und Profeſſor zu Frankfurt a. d. O., Dr. Andreas Musculus zum General-Superintendent der Mark Brandenburg. Dieſer gelehrte Mann von vortrefflichen Kanzelgaben und feurigem Eifer für die Kirche, war von heftiger Gemüthsart, herriſch und ſtreitſüchtig. Er galt aber beim Churfürſten für rechtgläubig und beſaß deshalb ſein ganzes Vertrauen. Schon in den Oſiander'ſchen Streitigkeiten hatte er ſich als einen heftigen, leidenſchaftlichen Polemiker gezeigt; jetzt begann er eine gewaltige Fehde mit ſeinem Collegen, dem Profeſſor Abdias Prätorius, über die Entbehrlichkeit oder Nothwendigkeit guter Werke zur Seligkeit. Die Entbehrlichkeit behauptete Musculus, die Nothwendigkeit Prätorius. Beide Streithelden nahmen den Beiſtand des Churfürſten in Anſpruch. Dieſer enthot ſie nach Berlin und hielt mit Jedem wiederholte Disputationen. Prätorius ſchrieb die ſeinige am 13 Mai 1560 gleich nach deren Beendigung auf und ſie iſt noch handſchriftlich vorhanden. Sie wurde großentheils lateiniſch gehalten. Der Churfürſt zeigt eine genaue Bekanntſchaft mit den theologiſchen Streitfragen ſeiner Zeit und iſt beſonders unzufrieden mit Melanchthons locis theologicis, in welchen er vieles dunkel und unbeſtimmt ausgedrückt fand, namentlich in der Lehre vom Abendmahl. „Es iſt ſeltſam, daß er ſagt, Sakramente ſeien Ceremonien. Wie können es Ceremonien ſein, da ſie doch Gott ſelbſt eingeſetzt und befohlen? Sinds Ceremonien, ſo kann ich ſie thun oder laſſen, unbeſchadet meiner Seligkeit. Eben ſo unrichtig und

schriftwidrig ist seine Behauptung, gute Werke sind nothwendig zur Seligkeit. Was hat denn Maria Magdalene, die Sünderin, für gute Werke gethan? Wollte sie selig werden, so mußte sie Buße thun und sich an Christum halten. Was Philippus von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl sagt, hat mir auch nicht einleuchten wollen. Ich habe oft mit ihm darüber reden wollen, namentlich als wir neuerdings in Lochau zusammen waren. Aber wenn wir zusammen kamen, fielen immer andere Verhinderungen vor. Ich will aber sonst einmal mit ihm reden, und ihn dann auch fragen, warum er beim Abendmahl keine Adoration leiden will. Es heißt zwar, Christus sitzet zur Rechten Gottes, aber es soll damit nur seine Allmacht und seine Allgegenwart bezeichnet werden, und so ist er auch im Abendmahl gegenwärtig. Wir sollen Gott allenthalben anbeten, warum nicht auch beim heiligen Mahl? Beteten doch die Juden die Bundeslade an. Und wozu die Consekration, wenn keine Adoration stattfinden soll?"

Als Prätorius hier dem Churfürsten erwiedert, Melanchthon bedürfe seiner Vertheidigung nicht, er werde sich wohl selbst zu rechtfertigen wissen, der Churfürst möge ihn zu sich entbieten und ihm alle seine Bedenken vorlegen, erwiedert er: „das will ich auch thun und ihm das von der Adoration vorhalten. Sagt er, man darf ihn nicht anbeten, so ists gewiß, im Herzen glaubt er nicht, daß er da gegenwärtig sei, wenn ers gleich mit Worten bekennet. Da muß er inne halten." Darauf zeigte der Churfürst auf Prätorius Schrift und sagte: „Euer Ding de justificatione habe ich so weit (die Seitenzahl andeutend) gelesen, und ist alles recht; darauf will ich sterben. Von der Lehre lasse ich mich nicht abführen; wir müssen nur nicht die Werke mit einmengen wollen." Und nun dreht sich die ganze Unterredung um diesen Punkt. Der Churfürst giebt zu, daß der Christ gute Werke thun,

Tugend üben und Liebe beweisen müsse, aber es sei höchst gefährlich, zu glauben, daß damit die Seligkeit erlangt würde. Was bedürfe Gott zu seiner Gnade unserer guten Werke? Es wäre viel besser, daß man den Glauben allein triebe und ließe die Werke fahren. Gehören uns doch die rechten guten Werke nicht einmal an, sondern sind eine Wirkung des heiligen Geistes. Zuletzt fügt er hinzu: „Ich habe den Artikel von der Rechtfertigung in meiner Ordnung gar rein und habe auch die guten Werke nicht ausgeschlossen; aber wie dünket euch bei der Proposition Amsdorfs: gute Werke sind schädlich zur Seligkeit?“ Als Prätorius sein Mißfallen darüber bezeugt, erwiedert er: „ich wollte sie besser vertheidigen, denn die: gute Werke sind nothwendig. Doch ich muß noch ein wenig in eurem Dinge lesen.“

Prätorius erzählt nun, daß er beim Lesen dem Churfürsten nahe gestanden und ihm bisweilen geholfen, aber öfters gehustet habe, da habe ihm der liebe Herr zugerufen: „Setzt auf euer Mütz!“ er aber erwiedert: „Das leidet der Respekt nicht.“ „Es mag nun dabei bewenden, schloß der Churfürst, darnach wollen wir weiter lesen.“ Prätorius, der in der ganzen Unterredung Besonnenheit, Freimuth und genaue Bibelkunde zeigt und immer lateinisch spricht, bekennt dem Churfürsten, daß er sich sehr unwohl fühle und eine schwere Krankheit fürchte, er möchte lieber nach Frankfurt zurückreisen, als in Berlin krank liegen, er bäte deshalb um die Erlaubniß, heimkehren zu dürfen. Worauf Joachim erwiedert: „kommt noch zur Complet wieder her.“ Das that der kranke Mann, fand aber den Churfürsten in der Berathung mit einem Italiäner über die Erweiterung und Befestigung von Spandau und reisete am anderen Tage ab.

Der Propst George Buchholzer sendete bald darauf, nach einer ziemlich heftigen Unterredung mit dem Churfürsten, einen bündigen Nachweis von der Nothwendigkeit guter Werke

zur Bezeugung seines Glaubens und zum Wohlgefallen Gottes ins Kabinet, mit dem Hinzufügen: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Darauf erhielt er vom Churfürst einen Zettel mit folgender Erklärung: „Wer diese Propositiom lehret: bona opera sunt necessaria, bloß, der blasphemiret und verläugnet doctrinam de filio Dei, Paulum, Lutherum et est incarnatus Diabolus, Lucifer, Beelzebub und ein Verführer der armen Leute et mancipium Diaboli, und muß mit Judas in der Hölle ewig sein! Kirieleis!“

Darauf antwortete der Propst alsbald: „Durchlauchtiger, Hochgeborner Churfürst, Gnädiger Herr. Mein demüthiges Pater noster bevor. Nachdem Ew. Churf. Gn. mir gestern zur Vesper mit eigener Hand geschrieben haben, daß wer da schlecht und bloß die Proposition bona opera sunt necessaria lehret, der müsse in der Hölle ewig verdammt sein, so halte ich, daß E. Ch. Gn. mit mir scherzen und mich gern zornig machen wollten, wie E. Ch. Gn. mit mir zu thun pflegen. Nun kann ich nicht verstehen, was Ew. Ch. Gn. damit meinen, ob E. Ch. Gn. wollen haben, daß man dazu addiren oder setzen soll jene Partikel, die im Interim stehet: ad salutem. Die habe ich nie gelehret und will sie auch nicht lehren, dieweil ich lebe; es mag sie Eisleben lehren, der das Interim verdeutscht und auf dem Predigtstuhl öffentlich vertheidigt hat. Oder ob Ew. Ch. Gn. wollen, daß man allezeit die Stücke mit anhangen soll: gute Werke sind nöthig ad gloriam Dei, ad testandam fidem et ad inserviendum proximo, welches unmöglich ist, daß man es allezeit mit anhangen kann. In quem finem? Wenn man aber schlecht und absolute sagt: man muß Gott gehorsam sein, man muß gute Werke thun, so ist die Proposition an ihm recht und köstlich, und wenn die in der Hölle sollen ewig sein, die simpliciter und absolute diese Propositionen sagen und lehren,

so müßte Christus, Johann Baptista, die Apostel, Paulus, Dr. Martin Luther, Philippus auch in der Hölle verdammt sein, weil sie auch so gelehret, wie Ew. Ch. Gn. in nachfolgenden Sprüchen gnädiglich zu lesen haben, welches schrecklich und unchristlich zu hören wäre. Aber die diese Propositiön verneinen, wie Musculus zu Frankfurt, die müssen im hölliſchen Feuer ewig sterben und verderben. Dafür behüte Ew. Ch. Gn. Gott durch seinen Sohn unsern Herrn. Amen."

Hierauf folgt das Verzeichniß von dreißig Bibelstellen für die aufgestellte Behauptung und die Nachschrift: „Mit diesem allerliebsten Sohn und Ehrenkönig Jesu Christo und den heiligen Leuten der Apostel, die so gelehret haben, will ich, gnädigster Herr und Churfürst, wenns möglich wäre, wie es denn nicht sein kann, lieber in der Hölle sein, denn mit Musculo, der das contrarium lehret, im Himmel; denn Christus spricht: Ubi ego sum, ibi minister meus etc.; nachdem der Sohn Gottes, welcher gelobet sei, wird am jüngsten Tage sagen, Matth. 26: Amen dico vobis etc. Ew. Churf. Gnaden alter kranker Caplan Georg Buchholtzer, Probst zu Berlin."

Der Churfürst verwies den beiden Frankfurter Professoren ihren Zwiespalt und Uneinigkeit, ermahnte sie zu einem friedfertigen Sinn und Leben, und befahl dem Musculus, seines Predigtstuhls, und dem Prätorius, seiner Vorlesungen treulich zu warten und sich durch Stachelreden und Anzüglichkeiten nicht von neuem zu reizen. Sie sollen beide in einem edleren Wettstreit die Ehre Gottes, die Erbauung der Kirche und Aufnahme der hohen Schule mit Fleiß befördern. Der Universität zeigte er die geschehene Aussöhnung an und bestimmte über die Lehre von guten Werken Folgendes: „Dieweil obgedachte Proposition: gute Werke sind nöthig, obwohl sie in ihrem rechten Verstande der Schrift nicht unge-

mäß sind, von unserm Widertheil, den Papisten, oder auch von einfältigen Zuhörern dermaßen möchte eingenommen und verstanden werden, als wären gute Werke zur Seligkeit nöthig, daraus denn nicht allein höchst schädliche Zweifel in den Gewissen, sondern auch wohl beschwerliche Verdunkelung des allein seligmachenden Verdienstes unsers Herrn Jesu Christi erfolgen könnte, so haben wir vor gut angesehen und beiden Theilen auferleget, daß wenn sie der gemeldeten Propositiön: gute Werke sind nöthig, gebrauchen wollten, dieselbe allein um solches Mißverständnisses willen jedesmal, so viel es die Gelegenheit der Predigt oder Lection leiden will, mit wenig Worten eine solche Erklärung sollen anhangen, daraus die Zuhörer vernehmen können, daß gute Werke nicht zur Seligkeit, sondern derhalben nöthig, daß der Glaube damit beweiset, Gott geehret, und unser Beruf gewiß gemacht würde. Denn wir sind vermittelst göttlicher Hülfe den Artikel von der Rechtfertigung in den Kirchen und Schulen unserer Lande rein zu erhalten und allen Mißverstand bei demselben zu verhüten gänzlich gemeinet."

Doch der haderfüchtige Musculus entbrannte gegen seinen Amtsgenossen bald wieder in alter Heftigkeit. Der friedliebende Prätorius räumte ihm das Feld und begab sich 1563 nach Wittenberg. Die Studenten wandten sich an den Churfürst mit der dringenden Bitte, den gelehrten, in Sinnesart und Charakter höchst achtbaren, von ihnen hochverehrten Lehrer für die Universität wieder zu gewinnen. Der Churfürst nahm das Schreiben gnädig auf, meldete der Universität, daß er Hoffnung habe, den lieben, getreuen und würdigen Abdias Prätorius für Frankfurt wieder zu gewinnen und gab dem Dr. Musculus einen Verweis, daß er den Frieden wiederum gestört und den Dr. Gottschalk, der ein stiller, friedliebender Mann sei, gereizt und vertrieben habe. Doch Prätorius mochte den alten Kampfplatz nicht wieder

betreten und blieb in Wittenberg. Die Studenten zogen ihm nach mit Hinterlassung von Schmähschriften und Spottgedichten auf Andreas Musculus, und die Universität zu Frankfurt kam ganz in Verfall.

Nach fast zehnjähriger Unterbrechung wurde das durch den Churfürst Moritz auseinander getriebene Concilium im Jahre 1560 wieder eröffnet. Papst Pius IV sandte seine Einladung dazu an alle deutsche Fürsten. Die Breve's hatten die Aufschrift und Anrede: „Dem edlen Herrn, unserm geliebten Sohn (Nobili viro, dilecto filio nostro)." Joachim schickte, so wie mehrere protestantische Fürsten, dieses Anschreiben zurück mit der Erklärung, er sei kein Edelmann, sondern ein Herr über die Edelleute, erkenne auch den Papst nicht für seinen Vater. Da aber Joachim sich nie von der katholischen Kirche losgesagt und immer erklärt hatte, sich dem Ausspruch eines unpartheiischen allgemeinen Conciliums unterwerfen zu wollen, so sandte der Papst den Kardinal Johann Franziskus, Bischof von Zatznitz, und den Jesuiten Lampertus Aur nach Berlin mit der Aufforderung an den Churfürsten, seinem früheren Versprechen gemäß dem Concilium beizutreten. Joachim nahm die Abgesandten höflich auf und gab ihnen die Versicherung seiner Beistimmung zu den Beschlüssen der Kirchenversammlung, wenn die Augsburgschen Confessions-Verwandten damit zufrieden zu sein, Ursach haben würden. Da der gelehrte Herr aber über Glaubenssachen gern disputirte und erfahren wollte, was man von dem Geiste des Conciliums zu erwarten habe, so beschied er den Abdias Prätorius nach Berlin zum Religionsgespräch mit den beiden katholischen Theologen und zog den Johann Agrikola auch dazu.

Das erste Colloquium fand am 21 Februar 1561 Vormittags eilf Uhr auf dem Schlosse statt. Der Churfürst nahm an demselben lebhaften Antheil und redete oft mit. Der Je-

suit sprach vom Zweifeln beim Glauben; da fiel ihm Joachim ins Wort: „wie kann ich meiner Seligkeit gewiß sein, wenn ich zweifle?“ und als sich derselbe auf den Hebräerbrief berief, sprach er: „Lieber, von der Epistel an die Hebräer schweigt nur ganz still, die ist ganz wider euch; die hebt all euer Meßopfer auf.“ Als der Jesuit trotz aller triftigen Gegengründe des Prätorius bei seiner Meinung beharrte, sagte der Churfürst: „Ich sehe wohl, es ist mit euch gar nicht zu handeln; ihr wollt von eurer Meinung nicht abtreten. Was soll man denn vom Concilio Gutes hoffen? Da kommt man gewiß nicht zur Einigkeit. Wir können uns schon nicht vergleichen; was will man thun, wenn Euer ein ganzer Haufe bei einander sein werden?“ Die Unterredung beschloß der Churfürst mit der Erklärung: „Ich kann mich in eure Meinung nicht schicken, soll ich's vernehmen, so müßt ihr mir eure Meinung schriftlich geben. Schreibt mir eure Confession auf, wie ihr jetzund unsre gehört habt; so kann ich sehen, wo es mangelt.“

Der Jesuit: Meine Confession stimmt mit dem Tridentinischen Concil, mehr kann ich davon nicht schreiben.

Der Churf.: Wollet ihr dabei bleiben?

Jesuit: Ja, gnädigster Herr; ich will lieber mit dem Tridentinischen Concilium irren, als von der Augsburgschen Confession Weisheit lernen.

Der Churf.: Nun, so möget ihr denn mit eurem Concilio zum Teufel fahren; ich will bei meinem Herrn Christus bleiben.“ Damit endete die erste Unterredung.

Bei dem zweiten Gespräch scheint der Churfürst nicht zugegen gewesen zu sein. Beim Schluß derselben bemerkt Prätorius, der diese Verhandlungen aufgeschrieben hat, der Kanzler habe ihn von der Disputation abgerufen. Bei der dritten aber, die am ersten März erfolgte, war der Churfürst schon mit dem Jesuiten im lebhaftesten Gespräch, als Prä-

torius eintrat. Der Churfürst rief ihm zu: „Ich hätt' euer wohl bedurft. Der Mensch hat schon einen Strick am Halse; es darf nur zugezogen werden, die Desperation ist da." Es handelte sich um die Macht des Papstes, um den Begriff der wahren Kirche, um die Autorität der Kirchenväter. Der Churfürst erklärte, als er die Augsburgsche Confession angegriffen sah: „hier räumen wir ihnen durchaus nichts ein. Die Wahrheit muß gesagt werden und es heißt hier: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich! Und dabei soll es verbleiben."

Der Churfürst entließ die Gesandtschaft sehr kalt und mit der Erklärung, daß er nach dem, was er von ihnen gehört und erfahren, von dem Concilium nichts Gutes erwarte und groß Bedenken trage, einen Bevollmächtigten dorthin zu schikken, er wisse nichts Besseres und Gründlicheres zu sagen, als was Melanchthon für das Concilium schon 1552 aufgesetzt und der Churfürst Moritz von Sachsen übergeben habe. Mit welchem Ernst Joachim diese Bekenntnißschrift des ächt evangelischen Theologen gelesen hatte, zeigen die zahlreichen Anmerkungen und Randglossen, die er dazu eigenhändig gemacht hat. Melanchthon hat in diesem Glaubensbekenntniß gezeigt, wie freimüthig er die Lehre seiner Kirche darzustellen vermochte, wenn er durch keinen Befehl oder äußere Einwirkungen eingeschüchtert war. Man findet keine Spur darin vom Leipziger Interim. Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben wird mit allem Nachdruck behauptet; statt des Ausdrucks, daß die guten Werke zur Seligkeit nöthig wären, werden schriftmäßigere Bestimmungen gewählt; die Oberherrschaft des Papstes, die Messe, die letzte Oelung und andere der römischen Kirche eigenthümliche Ceremonien werden ohne Milderung verworfen. Darum wurde auch diese Schrift zu Nürnberg und in Pommern unter die symbolischen Bücher aufgenommen.

Es ist freilich zu beklagen, daß sich der friedliebende, stets

kränkelnde, besorgliche Melanchthon zu dem Leipziger Interim verleiten ließ und daß er, seitdem ihm in dem kräftigen Luther die feste Stütze für seinen Willen fehlte, mehr nachgab, als mit der Ehre des Glaubens, mit der Wahrheit des Evangeliums und mit der Gerechtigkeit der Sache verträglich war. Aber es war doch grausam, wie die unverständigen Eiferer für den Buchstaben des Glaubens, ein Flacius, Osiander, Westphal u. s. w. mit dem sanftmüthigen, geistvollen, grundgelehrten Mann umgingen. Unzählige Kränkungen, Verläumdungen und Schmähungen mußte er selbst von Männern erdulden, deren Lehrer und Wohlthäter er gewesen war. Wie oft wünschte er sich den alten getreuen Kampfgenossen ins Leben zurück, daß er ihn schütze gegen den Ungestüm dieser wüthenden Feinde. Er sehnte sich recht herzlich nach dem Tode, den er am 19 April 1560 zu Wittenberg fand. Unter vielen trostreichen Gedanken, die er sich zur Erleichterung seiner letzten Stunden auf ein Blatt geschrieben hatte, war auch der: „du wirst von allen Mühseligkeiten und von der Wuth der Theologen befreit werden.“ Er ruhet in der Schloßkirche zu Wittenberg neben seinem Luther. Kaum ist ein großer, für das Heil der Welt segensreich wirkender Mann bei seinem Leben ungerechter und liebloser behandelt worden, als Philipp Melanchthon. Markgraf Johann und Churfürst Joachim haben ihn immer in Ehren gehalten.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Der Churfürst hatte sich genugsam überzeugt, daß von Rom aus kein Heil für die Kirche zu erwarten sei, und daß ein vom Papste ausgeschriebenes und geleitetes Concilium die Augsburgschen Confessionsgenossen immer als Abtrünnige und

Ketzer behandeln werde. Darum wollte er nun eine eigene, freie und selbstständige Kirche in seinen Landen gründen und seiner Märkischen Kirchenordnung überall eine verbindliche, gesetzliche Kraft und Geltung geben. Er ordnete deshalb im ganzen Lande am 5 Oktober 1563 ein allgemeines großes Dankfest dafür an, „daß der grundgütige Gott ihn und seine Unterthanen mit dem rechten Verstande seines Wortes begnadigt und zum rechten Gebrauche der heiligen Sakramente hatte gelangen lassen." Sämmtliche Geistliche und Schullehrer, churfürstliche Räthe und Beamte, Hofleute und Offiziere mußten sich im Dom versammeln, wo ein Umgang und ein feierliches Hochamt gehalten, das Te deum unter Glockengeläute, Kanonendonner und Trompetenklang gesungen und ein festlicher Chorgesang angestimmt wurde. Die fungirenden Geistlichen erschienen in schönen Meßgewändern und der Altar strahlte von vielen Kerzen und goldenen Geräthen. Geistliche, Schullehrer und Schüler erhielten Gaben an Geld und Arme wurden gespeiset. Im ganzen Lande ertönten die Kirchen von lautem Lobgesang. Alljährlich sollte dies Dank- und Freudenfest wiederholt werden. Damit sagte sich der Churfürst laut und öffentlich los von aller Gemeinschaft mit der katholischen Kirche. Er befahl, daß alljährlich am 8 Oktober dieses Dankfest wiederholt werden, jeder Prediger und Lehrer einen Thaler und jeder Schüler einen Schilling erhalten, an die Schulen und Hospitäler aber so viel Brot, Wildpret, Bier und andere Nahrungsmittel vertheilt werden sollten, daß sie davon etliche Mahlzeiten reichlich halten könnten.

Joachim wollte nicht, daß in den noch bestehenden Domstiften zu Brandenburg, Havelberg, Fürstenwalde und Cöln an der Spree, in den noch nicht aufgelösten Klöstern und in den Hauptkirchen der Städte die alte Ordnung gottesdienstlicher Uebungen durch Gesänge, Collekten, biblische Lectionen und dergl. aufhören sollte und daß überhaupt in diesen al-

ten kirchlichen Gebräuchen eine Gleichmäßigkeit und Ordnung stattfinden sollte. Er ließ deshalb das sogenannte deutsche Missale ausarbeiten und nahm an der Anfertigung und Zusammenstellung dieses Werkes thätigen Antheil. Viele eigenhändige Entwürfe und Uebersetzungen sind von ihm noch vorhanden. In einigen Gebeten von fremder Hand hat er geschrieben: „wilch ein geschwätz vor Gott! — hier ist not, mehr spruch der schrifft zu füren — gut — ist sequenz nicht auszulassen." In der Vorrede zu diesem Missale germanicum sagt der Churfürst:

„Wenn wir bei uns betrachten, woher es doch kommen möge, daß bei diesem klaren und hellen Lichte des Evangelii, welches der allmächtige Gott aus besonderer großer Gnade uns zu unsern Zeiten überreichlich verliehen und leuchten läßt, bei den Artikeln unserer christlichen Religion so mancherlei Disputationen und Mißverständnisse erregt und darob unter den Lehrern des Evangelii so vielfältige Spaltungen, auch wohl ärgerliche Sekten und Irrthümer einfallen: so bedenken wir, daß unter vielen anderen Ursachen, die hierbei möchten erwogen werden, das auch nicht die wenigste sein mag, daß an vielen Orten die christlichen Gesänge und Lectiones in den Kirchen ganz und gar abgethan sind. Denn es haben die lieben Väter bald in der ersten Kirche aus hohen christlichen und gutherzigen Ursachen und Bedenken, und vornehmlich darum, daß die heilige Schrift in stetem Brauch und Uebung erhalten würde und das göttliche Wort unter uns reichlich wohnen möchte, in den Kirchen solche christliche Verordnung gethan, daß nicht allein der Text der göttlichen heil. Schrift mit seiner ordentlichen Eintheilung und Application auf die Zeit und Fest, welche zur Erinnerung der vornehmsten Werke der Offenbarung und Wohlthaten Gottes das ganze Jahr über gehalten werden, jährlich fast durchaus darin gesungen, gelesen und gebetet wird; sondern daß auch kurze und klare Verfassung

aller Artikel unsers christlichen Glaubens, die einem jeden Christen zu seiner Seelen Heil und Seligkeit zu wissen vonnöthen, wie sie in den vornehmsten Symbolen der Apostel, im Nicenischen, in denen des Athanasius, Ambrosius und Augustin begriffen, täglich gebraucht und gesungen werden."

Der Churfürst zeigt nun, wie in den Responsorien, Antiphonien und anderen Gesängen die biblische Wahrheit, der rechte Glaube und die Hauptstücke der christlichen Lehre niedergelegt sind, so daß ein Jeder, der sie mit Fleiß und Ernst betrachtet, dadurch in seinem Glauben gestärkt und gekräftigt werden und rechten christlichen Verstand und Weisheit daraus schöpfen kann. Obgleich seit etlichen hundert Jahren viele Irrthümer und Mißbräuche in der Kirche eingerissen und besonders durch die Mönche viele unreine Gesänge und Anrufungen der Heiligen in den Gottesdienst eingeflickt worden sind, so sind doch die rechten alten Gesänge auf das Verdienst unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi allein gerichtet und von dem gedachten Geschmeis der Mönche völlig rein. Durch gelehrte und gottselige Männer ist neuerdings das Beste aus den alten Lehrern der Kirche mit großem Fleiß und Bescheidenheit zusammengezogen und in besondere Lectionen, Gebete und Gesänge gebracht. „Wenn solche Gesänge zu unsern Zeiten in stetiger Uebung und Brauch wären erhalten worden, so würden viele unnöthige und ärgerliche Disputationen und Irrthümer, welche durch junge und in hohen göttlichen Sachen unerfahrene Theologen, die von der alten Kirche nichts wissen und Doctor Lutherum und Andere, welche aus Gnaden Gottes das Licht des Evangeliums wieder an den Tag gebracht, gar verachten, zu vielen Malen erreget worden, unterblieben sein."

„Es ist auch einem christlichen Herzen insonderheit tröstlich, wenn es aus denselben Kirchengesängen vermerkt, daß

der lieben Väter und Heiligen in der ersten, reinen und rechten alten Kirche in den vornehmsten und höchsten Artikeln unserer Seligkeit mit der Lehre, die aus Gnaden Gottes zu unsern Zeiten in den Kirchen dieser Lande wieder offenbaret und Gottlob noch im Schwange geht, so fein übereinstimmt, und daß sie das Vertrauen ihrer Seligkeit eben auch darauf gestellt, dahin wir in unserer christlichen Religion der Augsburgschen Confession aus Grund göttlicher Schrift gewiesen werden." Aus diesen Gründen hat nun der Churfürst mit gutherzigem Gemüthe aus der lateinischen in die deutsche Sprache bringen lassen, was das ganze Jahr über in den alten Kirchen gelesen und gesungen werden und zum kirchlichen Gebrauch, besonders in den hohen Stiften der Brandenburgschen Lande dienen soll. Durch das ganze Jahr gehet nun die reine lautere Lehre des Evangelii; alles ist auf Christi Verdienst und Gottes Gnade gegründet. Immer sollen wir das Einige und Ewige im Auge behalten, um durch das zeitliche Leben zur ewigen Herrlichkeit zu kommen. Aus allen Gesängen, biblischen Lectionen, Collekten und Chören soll die Ehre des dreieinigen Gottes ertönen zur Besserung unsers Lebens und zur Seelen-Seligkeit.

„Derhalben ist an euch Allen unser gnädiges Gesinnen und Begehren, ihr wollet, wie es jedes Orts in euren Kirchen vermöge unserer Kirchenordnung mit Gesängen und Gebeten verordnet, an denselben nichts abgehen noch fallen lassen, und darneben auch, was die alte Kirche auf unterschiedliche Zeiten und Feste noch weitere feine christliche Gesänge, Lectionen und Gebete ausgesetzt, mit Fleiß lesen, so werdet ihr daraus den Consens und einhelligen Verstand der rechten, alten reinen Kirche mit unserer jetzigen Kirche Lehre und Glauben klärlich befinden, in unserer wahren Religion der Augsburgschen Confession nicht wenig bestätigt werden, und euch mit gnädiger Verleihung des Allmächtigen von allen

Rottirungen und Spaltungen desto besser können hüthen. Inmaßen wir auch denn gnädiglich vermahnen und verwarnen, daß ihr euch vor den Wiedertäufern, Sakramentschändern und denen, die des Herrn Christi Allmächtigkeit verneinen, oder von seinem Amte und Person anders denn in der göttlichen Schrift und den Symbolis gelehret, halten, mit allem Fleiß hüthen wollet. Wir bitten auch den ewigen barmherzigen Gott von Herzen und mit Ernst, daß er um seines lieben Sohnes unsers Heilandes und Seligmachers Jesu Christi willen die Kirchen in unserm Lande durch seinen heiligen Geist bei der reinen Lehre seines göttlichen Wortes und dem rechten Gebrauch der Sakramente aus Gnaden und Barmherzigkeit wolle erhalten und vor allen Schwärmereien und Sekten gnädiglich behüten und bewahren."

Auf 969 Quartseiten werden nun die Gebete, biblischen Abschnitte, Gesänge, Responsorien, Antiphonien, das Offertorium, die Sequenz, das Gradual u. s. w. zur Prim, Tertie, Mette, Sexte und None für alle Sonn- und Festtage angegeben. Das Buch ist zu Frankfurt a. d. Oder 1568 gedruckt und mit einigen Holzschnitten geschmückt. Der Verfasser hat das Exemplar in den Händen gehabt, dessen sich Joachim II selbst bei seiner Andacht bediente und das immer in der churfürstlichen Familie geblieben ist. Der Markgraf Joachim Ernst und die Prinzessin Magdalene und Agnes (Kinder des Churfürsten Johann Georg von seiner dritten Gemahlin Elisabeth, Tochter Joachim Ernst's Fürsten zu Anhalt) haben ihr Glaubensbekenntniß in kurzen deutschen und lateinischen Sentenzen, Versen und Gebeten, dem Buche eigenhändig vorgesetzt; z. B. Markgraf Joachim Ernst: „Mein lieber Gott und Vater, in Deine Hände befehl ich meinen Geist, durch Deinen lieben Sohn Jesum Christum, meinen Heiland. Herr Jesu Christe, Du bist für meine Sünde gestorben und um meiner Gerechtigkeit willen auferstanden;

Du hast mich erlöset, Du getreuer Gott, Dein bin und bleibe ich, Herr Jesu Christe, Amen. O heiliger Geist, Du wahrer Tröster in allen Nöthen, erbarme Dich mein, um meines Heilandes Jesu Christi willen; entzünd in mir wahre Erkenntniß, Trost, Glauben, Liebe und Hoffnung, daß ich Dir mit fröhlichem Herzen Lob und Dank sage. Amen."

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Nach dem im Jahre 1544 erfolgten Tode des Bischofs Matthias von Jagow hatte Joachim für die Geistlichen-, Kirchen- und Schulsachen ein eigenes Landeskollegium, unter dem Namen eines Churfürstlichen Consistoriums oder Kirchenraths eingerichtet und das Churfächsische als Muster dazu genommen, auch Georg Buchholtzer nach Wittenberg geschickt, um mit Luther darüber zu berathschlagen. Dies geistliche Gericht und die Consistorialordnung aber kam erst 1552 zu Stande. Nach derselben sollte in Religions- und Gewissensachen nach der heil. Schrift und der Augsburgschen Confession, in Sachen des Predigtamtes, des Gottesdienstes und der Einkünfte nach der Visitations- und Kirchenordnung, in Ehesachen aber nach dem kanonischen Rechte geurtheilt und entschieden werden, jedoch so, daß sich die Räthe in wichtigen Fällen allezeit den Rath und die Entscheidung des Landesherrn einholen sollten. Agrikola wurde als General-Superintendent und Oberhofprediger, Director des Consistoriums und hatte mehrere Gottes- und Rechtsgelehrte zu Beisitzern. Unter diesen war ein natürlicher Bruder Joachims, Achatius von Brandenburg, der 1550 aus der katholischen Kirche getreten war und seine Pfründe als Scholasticus im St. Veitsstift zu Mainz aufgegeben hatte. Die Märkischen Bisthümer

brachte er mit seinem Hause in Verbindung, indem er seinem Enkel Joachim Friedrich die Bisthümer Havelberg und Lebus, und dem Churprinzen das Bisthum Brandenburg verlieh.

Im Frühjahr 1568 hielt der Churfürst in Berlin eine große Synode auf eine ganz eigene Veranlassung. Es war ihm angezeigt worden, daß Johann Musculus, Pfarrer in der Lebuser Vorstadt zu Frankfurt und in Cliestow, ein Sohn des General-Superintendent Andreas Musculus, ein junger, leichtsinniger Mann, bei der heiligen Communion den Kelch vergossen und etwas von dem konsekrirten Wein, der auf die Erde geflossen, mit Füßen getreten habe. Er erließ unterm 3ten April einen ernsten Befehl an den Magistrat, die Sache aufs strengste und schleunigste zu untersuchen. Als ihm das Ergebniß dieser Untersuchung nicht befriedigend schien, und er fürchtete, der Magistrat möchte in Rücksicht auf den Vater mit dem Angeklagten zu schonend und gelinde verfahren sein, befahl er der Universität, bei schwerer Verantwortung eine gründlichere Untersuchung anzustellen. Jedes Mitglied beider Gemeinden wurde besonders vernommen, und Etliche bestätigten mit den beiden Kirchenvätern in Cliestow die Thatsache, jedoch unter mildernden Umständen.

Der Churfürst berief nun eine Synode nach Berlin, um über den Frevel zu richten. Etliche vierzig Geistliche, sämtliche Prinze, der Kanzler und die geheimen Räthe waren dabei gegenwärtig. Der Churfürst selbst leitete die Verhandlungen. Die Geistlichen und anwesenden Räthe, die Alle einzeln ihre Stimme abgeben mußten, äußerten sich milder, und stimmten für Absetzung, Kirchenbuße, Landesverweisung oder einstweilige Suspension. „Ich sehe wohl, sagte der Churfürst, es will sich niemand gegen den Sakramentschänder einlegen und eine Krähe der andern die Augen nicht aushacken. Ich bin kein Theologe, jedoch ein Christ. Man soll mir sagen, ob das Wort Christi unsers Herrn gehalten werden muß oder

nicht. Der Pfarrer ist kein Christ, so wird er dem Teufel bald in die Hände fallen und dieser in der Gemeinde freie Hand haben und großen Unfug anrichten. Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden. Soll man gelinder mit dem verfahren, der Christi Blut vergossen und mit Füßen getreten hat?"

Der Hofprediger Fabricius, der in einer besonderen Predigt den Churfürst duldsamer zu stimmen gesucht hatte, erklärte sich gewaltig gegen den ungemessenen Zorn des Landesherrn, führte ihm besonders die Achtbarkeit, große Gelehrsamkeit und die lange treue Dienstzeit des alten Dr. Musculus zu Gemüthe und bat, in dem Sohne den Vater zu schonen. Der Churfürst erwiederte darauf: „Ich habe mit dem Alten nichts zu thun und jederzeit viel auf ihn gehalten; darum kann ich aber den Sohn nicht laufen lassen. Da ich indeß keinen hängen lasse, ohne ihn zu hören, so will ich ihn auch hören und des Vaters Defension vernehmen. Jeder aber soll in die Grube fahren, die er Anderen gegraben hat." Doctor Köppen, Professor zu Frankfurt, und ein weltlicher Rath wurden beauftragt, als churfürstliche Commissarien die beiden Musculus zu vernehmen. Dem jungen Musculus hatte man den Rath ertheilt, ins Ausland zu flüchten, der Vater aber führte die Entschuldigung seines Sohnes mit großem Geschick und väterlicher Liebe. Nachdem dieselbe dem Churfürsten vorgelegt worden war, erschien am 8 August das Urtheil, „daß der Schuldige, ihm selbst zur wohlverdienten Strafe, Anderen aber zu einem abschreckenden Exempel hinführo in unsern Landen als ein Kirchendiener nicht soll geduldet werden, daß er unser Land alsbald und ohne Verzug räumen, davon gänzlich ausgeschlossen sein und dasselbe ohne unser besonder Erlaubniß nicht wieder berühren, noch sich darin finden lassen soll, so lieb ihm ist, eine höhere und Leibesstrafe zu vermeiden. Es soll ihn auch niemand dulden, und da er

sich wird finden lassen, ihn sofort in Haft nehmen und ins Hoflager schicken." Die Verhandlungen über diese Geschichte füllen mehrere Aktenstücke.

Auf eine glänzende Weise feierte Joachim das Reformationsfest am 8 Oktober 1569. Er hatte von seinem Schwager, dem König Sigsmund August von Polen das erbliche Lehn auf das Herzogthum Preußen erhalten. Das Dank- und Freudenfest wegen dieses glücklichen Ereignisses wollte er mit jenem Kirchenfeste vereinigen. Alle Geistliche im Umkreise von vier Meilen wurden nach Berlin entboten. Doch erschienen auch viele aus entfernteren Gegenden. Bei der feierlichen Processsion, welche durch die Hauptstraßen Berlins nach dem Dom ging, trug jeder Pfarrer einen Kelch nebst Patene, der Hof und die Ritterschaft, das Militair und die Bürgerschaft, die Mitglieder des Raths und sämmtliche hohe und niedere churfürstliche Beamte erschienen im höchsten Staat, sämtliche Töchter der Stadt in weißen Kleidern mit aufgelöstem Haar. Pauken- und Trompetenschall, das Geläute der Glocken, der Donner des Geschützes und der Jubel des Volkes erfüllten die Straßen. Der Churfürst ritt auf einem schönen Pferde, ein Geschenk des Herzogs von Preußen, in einem goldenen Hermelinmantel. Der Preußische Adler und eine weiße Fahne mit dem herzoglichen Wappen wurden ihm von Marschällen vorgetragen. Nach beendetem Gottesdienst hielt der Kanzler Lampert Distelmeyer eine anderthalbstündige Rede über die Preußische Belehnung und dann schlug der Churfürst den Polnischen Gesandten und Etliche seiner Räthe zu Rittern.

Die Geistlichkeit mußte zu einer Synode versammelt bleiben. Wie Joachim so gern den Vermittler und Friedensrichter machte und darum sich ungern von der römischen Kirche getrennt hatte, so suchte er auch die beiden protestantischen Religionspartheien zu versöhnen und die Verdächtigung des Krypto-Calvinismus aus der lutherischen Kirche zu verscheu-

chen. Um aber die Besorgniß zu entfernen, als werde er bei diesen Friedensversuchen der unveränderten Augsburgschen Confession irgend etwas vergeben, so legte er auf dieser Berliner Synode in einer noch aufbewahrten Rede sein Glaubensbekenntniß ab, das er auch durch Andreas Musculus unter dem Titel: Begriff der evangelischen Lehre besonders aufsetzen ließ. Es ist dies der sogenannte Frankfurtische Katechismus, der bis auf die Zeiten Friedrichs des Großen als Lehrbuch in Kirchen und Schulen gebraucht worden ist, ohne das Ansehn eines symbolischen Buches für die Märkische Kirche erlangt zu haben.

So zeigte sich der fromme Fürst für das Heil der Kirche bis zu seiner Todesstunde unermüdet thätig, und er konnte wohl mit Recht in einem Briefe an Melanchthon von sich sagen: „Wir haben, ohne Ruhm zu reden, keine größere Freude auf Erden, denn nach unserm höchsten Vermögen fördern und fortsetzen zu helfen die Ausbreitung göttlichen Namens und Ehre, die Erweiterung des Evangeliums und die Vermehrung des christlichen Glaubens.“ Der Tod kam ihm sehr überraschend am 3 Januar 1571, fand ihn aber nicht unvorbereitet. Seit einiger Zeit hatte er seine heitere Laune verloren. Er war sehr ernst und sprach von seinem nahen Ende. Am zweiten Januar kam er frisch und wohl von der Jagd auf das Schloß zu Köpenick. Beim Essen ließ er sich eine Predigt von Luther über die Weissagung des alten Simeon vorlesen. Dann sprach er mit Musculus, Distelmeyer und andern Räthen viel und lange von Christi Tode und Auferstehung, von seiner großen Liebe und bittern Leiden, und wünschte sich ein recht treues und rührendes Gemälde davon, zeichnete auch noch vor Schlafengehen das Kreuz Christi auf die Tapete. Nach einer Stunde Schlafs erweckte ihn ein heftiger Stickhusten und ein gewaltiges Herzklopfen. Er fühlte die Nähe des To-

des und betete den Spruch 1 Tim. 1, 15: Das ist je gewißlich wahr u. s. w. Mit diesen Worten verschied er.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Merkwürdig genug folgte der Markgraf Johann zehn Tage darauf, den 13 Januar 1571, im 58sten Lebensjahre (welches ihm die beiden Astrologen Gaurikus und Carion als ein ihm ungünstiges vorhergesagt hatten), seinem Bruder in die Ewigkeit. Er litt am linken Schenkel an einem offenen Schaden, den er wider den Rath seiner Aerzte hatte zuheilen lassen. Joachim hatte ihm seinen Leibarzt, Paul Luther (des Reformators Sohn) zugesandt, um ihm die damit verbundene Gefahr vorzustellen. Die Trauerbotschaft vom Tode seines Bruders vermehrte das Uebel und führte den frühen aber sanften Tod herbei. Seine letzten Worte waren: „In deine Hände befehle ich meinen Geist."

Viel hatte der edle Herr bei der Einrichtung des evangelischen Kirchenwesens mit dem Widerstreben des hartnäckigen Bischofs zu Lebus, Georg von Blumenthal, und des eifrigen Johann Horneburg (der Sohn eines Bürgers in Braunschweig) zu kämpfen gehabt. Bei der im Jahre 1550 angeordneten Kirchenvisitation im Lande Sternberg durch den Superintendent Wenceslaus Kellmann, erfuhr der Markgraf, daß zu Göritz noch das wunderthätige Marienbild vorhanden sei und daß nach demselben viele Wallfahrten aus Polen angestellt würden. Diesen ärgerlichen Götzendienst mochte er nicht länger dulden. Er ließ deshalb den Bischof Georg zu sich nach Cüstrin kommen und forderte ihn nach angemessenen Vorstellungen auf, das Bild in der Stille aus der Kapelle nehmen zu lassen, weil er sich sonst genöthigt sehn würde, wi-

der des Bischofs Willen thun zu müssen, was die Pflicht eines evangelischen Landesherrn in Beziehung auf den Bilderdienst von ihm verlange. Der Bischof erwiederte trotziglich, er habe das Bild nicht in die Kapelle gebracht und mit seiner Zustimmung solle es auch nicht herausgenommen werden. Man trennte sich mit gegenseitiger Unzufriedenheit. Der Markgraf war zwar nicht gewohnt, auf Widerspruch zu achten, wenn er von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt war; aber er mochte doch hier keine Gewalt gebrauchen, sondern suchte den eigennützigen Bischof durch ökonomische Vortheile zu gewinnen. Er schloß am Mittwoch nach Mariä Geburt 1550 zu Cüstrin mit dem Bischof und Convent einen Receß ab über den Mitgebrauch der bei Göritz neuerbauten Windmühle, über den Stromzug bei der Fischerei auf dem Kalenziger See und über die dem Pfarrer zu Göritz und Tschernow (Zerne) verweigerte Bierziese vom Drossener Bier. Wegen des Marienbildes zu Göritz heißt es darin: „durch unsern gnädigen Herrn von Lebus soll das Marienbild in Göritz, wohin bisher Wallfahrten gehalten sind, zur Verhütung allerlei Abgötterei weggethan und die Wallfahrt abgeschafft, auch hinführo nimmermehr geduldet werden.“

Bald nach dieser Verhandlung starb der Bischof Georg am 25 September 1550 mit Hinterlassung vieler Schulden, und da sein Nachfolger, der postulirte Bischof Johann VIII, in Ausführung des Vertrages sich saumselig bewies, so beauftragte der Markgraf Johann den Landeshauptmann Hans von Minkwitz, das Bild der Maria aus der Göritzer Kapelle zu nehmen. Dieser machte sich in der Nacht vor St. Veits Tage mit einigen Bürgern aus Drossen auf den Weg nach Göritz. Aus den Dörfern, durch welche sie kamen, gesellten sich mehrere Bauern, welche die letzten Stunden eines scheidenden Sonntags noch in der Schenke feierten, zu ihnen, wodurch die ganze Begleitung zu einem Haufen von etwa

vierzig Personen anwuchs. Mit ihnen kam der Herr von Minkwitz am 15 Juni Morgens früh um drei Uhr in Göritz an. Er forderte von dem Aufseher der Marienkapelle den Schlüssel, der ihm auch unweigerlich übergeben wurde. Der Landeshauptmann warnte das Volk vor allen Gewaltthätigkeiten, konnte es aber doch nicht verhindern, daß allerlei Unfug getrieben, gewaltsame Zerstörungen angerichtet, Sachen von Werth entwendet und die Altardecken und heiligen Gewänder zerrissen wurden. Der postulirte Bischof und das Kapitel meldeten diesen Frevel unterm 21 Juni dem Churfürst und baten ihn um Schutz gegen die Gewaltthat seines Bruders.

Joachim schickte unterm 30 Juni die Klagschrift an seinen Bruder, der sie am 5 Juli beantwortete. Er meldet den ganzen Hergang der Sache und sagt, wie der verstorbene Bischof oft und vergebens aufgefordert worden sei, „daß er den Götzen und Baal, damit grausame und erschreckliche Abgötterei im Tempel zu Göritz getrieben, hinwegthun sollte, in Ansehung, daß es wider das erste Gebot Gottes, darzu wider prophetische und apostolische Schrift, geistliche und weltliche Gesetze wäre; denn wir solche grausame und höchst sträfliche Abgötterei in unsern Fürstenthumen keineswegs zu gedulden wissen.“ Was der Pöbel (Pefell) bei dieser Gelegenheit Ungebürliches und Frevelhaftes gethan, werde jetzt ernstlich untersucht und solle nachdrücklich bestraft werden. Uebrigens sei es vom Bischof und Convent unverzeihlich, daß sie mit ihren Klagen und Beschwerden den Churfürst behelligt und ihren rechten Landesherrn übergangen hätten. Er versage Niemandem Gehör und übe strenge Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person, habe auch dies alles seinem fürstlichen Bruder nur berichtsweise mitgetheilt, nicht aber, um die Sache seinem Urtheil zu unterwerfen, da er in seinen Landen überall das Recht selbst zu beschützen wissen werde. — So wie in Göritz, hörten auch die Wallfahrten nach den Gnadenbildern und

Wunderkapellen zu Reichenfelde, Quartschen, Zahden, Sonnenburg, Soldin, Arenswalde und Bärwalde auf. Niemand beklagte sich darüber mehr, als die Brauer, deren Bier nun nicht mehr so reichlichen Absatz fand.

In den zum Bisthum gehörigen Ortschaften wollten viele katholische Pfarrer die neue Kirchenordnung nicht annehmen und den evangelischen Ritus nicht einführen. Nach wiederholten ernsten aber fruchtlosen Vorstellungen entsetzte sie der Markgraf ihrer Aemter. Der Bischof, darüber höchst entrüstet, erließ am 14 Juni 1554 ein hartes und strafendes Sendschreiben an den Markgrafen, worin er den Abfall und Ungehorsam desselben gegen die christlich katholische Kirche und das daraus erfolgende Unheil und Elend seiner Seele herzlich beklagt, weil außerhalb der einigen allgemeinen katholischen Kirche kein Heil zu finden sei, ihn zur Rückkehr in den Schooß dieser allein seligmachenden Kirche ernstlich ermahnt, mit den Strafen des künftigen Gerichts bedroht und ihm eine Abschrift der Sendschreiben der Päpste Marcellus I und Johann I, so wie des Bischofs Ambrosius zu Mailand an die höchsten Machthaber ihrer Zeit zur Beherzigung beilegt.

Ohne dieses kecke Schreiben weiter zu beachten, fuhr Johann in der Reformation des Landes mit frommem Eifer fort und ließ sich die Beschaffung verständiger und geschickter Prediger besonders angelegen sein. Zu diesem Behuf stand er mit den Wittenberger Theologen in fortwährendem Briefwechsel und erhielt von Zeit zu Zeit Besuche von auswärtigen Gottesgelehrten und Predigern. Noch manche interessante Briefe von namhaften Gelehrten sind vorhanden. So schrieb z. B. Johann Aurifaber, Mittwoch nach Lätare 1558 dem Fürsten von Weimar aus bei Uebersendung der drei ersten Bände der Jenaer Ausgabe von Luthers Schriften: „Nachdem Ew. Fürstl. Gnaden Gottseligkeit, auch die Liebe und Lust zu der Lehre des heiligen Evangelii jedermänniglich

in Deutschland wohl bekannt ist, denn E. F. G. mit großem Eifer und Ernst zur Zeit des Interims und noch allen Corrupteln und Verfälschungen der Religion widerstanden, darob denn E. F. G. höchlichst zu loben sind, auch dem allmächtigen Gott Dank zu sagen, daß er noch für und für christliche Obrigkeit erwecket und erhält, die seiner Kirche und Lehre des Evangeliums Heerwege geben und die wahrhaftige christliche Religion auf ihre Nachkommen zu pflanzen und unverfälscht zu bringen gedenken. Dieweil denn E. F. G. unter derselbigen Zahl auch sind, so danke ich dem allmächtigen Gott für die herrliche Gabe E. F. G. verliehen und bitte seine Allmächtigkeit, daß er solch angefangenes Werk in E. F. G. wollte hinausführen zu seiner göttlichen Ehre, auch zur Ausbreitung seines heiligen Wortes und zu E. F. G. Heil und Seligkeit." Er giebt nun dem Markgrafen die Grundsätze an, nach welchen er Luthers Schriften gesammelt und herausgegeben, und theilt ihm Nachricht mit über die neue Kaiserwahl zu Frankfurt a. M. den 14 Mai.

Nichts betrübte den Markgraf Johann so sehr, als die Streitigkeiten in der evangelischen Kirche und die heftigen Ausfälle auf seinen lieben Philippus. Er gab deshalb der Idee einer Eintrachtsformel (Formula concordiae), mit welcher 1569 der Dr. Jakob Andreä hervortrat, sehr gern Gehör. Der Entwurf dazu gefiel ihm, und er versprach den Beitritt zu dieser Lehrnorm für sich und die Kirchen seiner Lande. Ein gleiches thaten sein Bruder Joachim, der Churfürst von Sachsen, der Pfalzgraf von Baiern, die Herzoge Julius und Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg und die Herzoge von Pommern. Doch erlebten die beiden Brandenburgschen Fürsten die Erscheinung und Anerkenntniß des Konkordienbuches nicht, das bekanntlich erst im Monat März 1577 auf dem Convent zu Kloster Bergen bei

Magdeburg zu Stande kam und vom Churfürst Johann George für die Chur- und Neumark angenommen wurde.

Ein Jahr vor seinem Tode berief der Markgraf Johann den Hofprediger und Dompropst Dr. Georg Celestin als Generalsuperintendent der Neumark, Oberpfarrer und Hofprediger nach Küstrin, um durch ihn eine allgemeine Kirchenvisitation und ein Landes-Consistorium einrichten zu lassen. Celestin kam im September 1570 zu Cüstrin an und begann das ihm aufgetragene Geschäft mit gewohntem Eifer. Nach dem früh eingetretenen Tode seines Herrn versetzte ihn der Churfürst Johann George in seine früheren Aemter nach Berlin zurück und verwies die Geistlichen der Neumark wieder an das Oberconsistorium zu Frankfurt an der Oder, das bisher die geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten der Johanneischen Lande besorgt hatte.

Mit den beiden ausgezeichneten Fürsten Joachim und Johann begann für Brandenburg eine gesegnete, glückliche Zeit. Wie verschieden die Brüder an Gesinnung und Gemüthsart waren, so arbeiteten sie doch Beide mit rastlosem Eifer an einem Werke, an der Wohlfahrt des Landes, die durch weise Einrichtungen, durch gute Staatsverwaltung, durch einen ununterbrochenen Frieden und besonders durch die Einführung der Reformation fest begründet wurde. Der Churfürst war besonnen, vorsichtig, großer Gedanken und Lebensansichten fähig, liebte Pracht und Aufwand, war freigebig bis zur Verschwendung, abhängig von fremdem Einfluß und biegsam, hielt auf alte Sitten und Gebräuche und legte viel Werth auf das Aeußere. Der Markgraf, den die Zeitgenossen den Weisen, das Auge Deutschlands nannten, war einfach in Sitte und Lebensweise, sparsam und wirthschaftlich, heftig und strenge, vorsichtig und glücklich in der Wahl seiner Räthe, selbstständig im Regieren, festen, entschlossenen Willens, sah überall auf das Wesentliche und handelte nach festen

Ueberzeugungen. Beide, edel in der Gesinnung, geschmückt mit ritterlichen und fürstlichen Tugenden, liebten Wahrheit und Gerechtigkeit, waren tapfer und unerschrocken, dem evangelischen Glauben mit wahrer Frömmigkeit und Treue ergeben, deutschen Gemüths, das Vaterland höher achtend als die eigene Wohlfahrt.

Darum war auch große Trauer im Lande bei ihrem rasch auf einander folgenden Tode. In allen Städten wurde der Gottesdienst zum Gedächtniß der verstorbenen Fürsten mit tiefer Wehmuth gefeiert und unter den im Druck erschienenen Predigten sind mehrere werthvolle, die ein schönes Zeugniß von den Fortschritten geben, welche das Predigtwesen in der Mark in so kurzer Zeit gemacht hatte. Wir besitzen auf den Churfürst Predigten vom Propst Johann Herzberg zu Cöln an der Spree, vom Generalsuperintendent Dr. Andreas Musculus zu Frankfurt an der Oder, von M. Johann Garcäus, Pfarrer zu Brandenburg, von Paul Creusing, Pfarrer zu Belitz und von Andreas Celichius, Superintendent zu Stendal; außerdem lateinische Reden, Gedichte und Epicedien vom Rector Peter Haftitius zu Berlin, von den Professoren Christoph Cornerus, Urban Pierius und Georg Sabinus zu Frankfurt, und von Martin Montag. Dr. Georg Celestin ließ die Predigt Dr. Luthers, welche sich der Churfürst am letzten Abend seines Lebens über den 31 Psalm hatte vorlesen lassen, besonders drucken und erzählt in der Vorrede die Geschichte der letzten Tage und des Todes Joachims. — Gedächtnißpredigten auf Markgraf Johann haben wir von Dr. Celestin zu Cüstrin, Dr. Cornerus zu Frankfurt, Peter Fuchs zu Königsberg i. d. N. und von Andr. Pfraz zu Soldin. Lateinische Reden über sein Leben und Ende sind gedruckt von Sabinus, Willichius und Christoph Meiemburg.

Druck von F. W. Koscky in Frankfurt a. O